



ZEITGEISTER 2

HEINZ-ULRICH NENNEN

Die Urbanisierung der Seele

Über Zivilisation und Wildnis

HEINZ-ULRICH NENNEN:
Die Urbanisierung der Seele
Über Zivilisation und Wildnis.
(ZEITGEISTER 2); Hamburg 2019.

Zum Autor

HEINZ-ULRICH NENNEN, Professor für Philosophie am KARLSRUHER INSTITUT FÜR TECHNOLOGIE (KIT).

Studium der Philosophie, Soziologie, und Erziehungswissenschaften in Münster. – Promotion 1989, mit einer Dissertation unter dem Titel »Ökologie im Diskurs.« – Von 1993–2001 im Bereich *Diskurs* an der AKADEMIE FÜR TECHNIKFOLGENABSCHÄTZUNG in Stuttgart. – Von 2002–2003 am *Lehrstuhl für Technikphilosophie* in Cottbus. – Habilitation 2003, mit einer Studie über die *Sloterdijk-Debatte* unter dem Titel »Philosophie in Echtzeit«. – Seit 2004 Hochschullehrer für Philosophie in Karlsruhe.

Lehrveranstaltungen: *Philosophie – Europäische Kultur- und Ideengeschichte (EuKlID)* – *Ethisch-Philosophisches Grundlagenstudium (EPG)*, (Lehramt am Gymnasium) – Seminare zur *Selbsterfahrung* am HOUSE OF COMPETENCE (HOC).

Themen: *Philosophische Psychologie – Selbsterfahrung, Heldenreise – Mythen, Märchen, Meistererzählungen – Psychogenese, Ideengeschichte – Orientierungswissen, Selbstorientierung – Körper, Seele, Liebe, Selbst und Geist – Dialoge, Diskurse und Metaphern – Hermeneutik – Technikfolgenabschätzung – Zeitgeist- und Diskursanalysen.*

Nennen betreibt eine *Philosophische Praxis* in Münster und moderiert *Philosophische Cafés*.

Zu diesem Band

PANDORA steht allegorisch für die Verlockungen, Folgen und Nebenfolgen der *Zivilisation*. Alle erdenklichen Gaben bringt sie von den Göttern zu den Menschen, aber auch die damit verbundenen Übel. APHRODITE verkörpert als Göttin der *Liebe* diese unwiderstehlichen Verführungskünste, im Zweifelsfall alles einzusetzen. — Derweil steht die schöne HELENA für das Schicksal, im Spiel der Mächte zum willenslosen Opfer, zur Beute gemacht zu werden, um als Trumpf, Trophäe und vielleicht sogar im Triumph gewaltsam genommen zu werden. Selbst die urtümliche Göttin ISTAR, zuständig für *Liebe und Krieg*, zeigt in ihrem ganzen Wesen bereits die Ambivalenz der *Zivilisation*. Mit ihr kommen ganz neue, vor allem kriegerische Motive in die Welt: Ein nie dagewesenes, höchst riskantes Glücksrittertum im ruinösen Wettbewerb um Liebe, Anerkennung, Macht und Reichtum. — Das ist die Wiederkehr des Verdrängten: Inmitten der neuen Hochkulturen, im naturenthobenen Raum urbaner Verhältnisse, kehrt die eigentlich überwundene *Wildnis* wieder zurück.

Stadtluft macht frei. Aber in der Stadt ist jeder auf sich allein gestellt. In künstlichen Paradiesen müssen herkömmliche Orientierungsmuster versagen. Immer weniger kann dabei auf Tradition gesetzt werden. — Selbstbestimmung, aber auch ein sublimier Sinn für Angemessenheit werden immer wichtiger. Und in der Gegenwart wird kaum mehr etwas äußerlich vorgegeben, alles scheint möglich: *Anything goes!*

So wirft schon die frühe Stadt jede(n) radikal auf sich selbst zurück: *Erkenne Dich selbst!* Von Anfang an wird zunehmend mehr *Autonomie* erforderlich, also *Selbstorientierung* und ein *Sinn für Angemessenheit*, der jedoch *von innen* kommen muß. Unsere *Psyche* ist das Produkt dieser Notwendigkeit. So werden die Verhältnisse nicht nur in der *Außenwelt*, sondern auch in unserer *Innenwelt* immer komplexer. — Wir tragen nicht nur ganze Welten, wir tragen die Götter in uns.

Die Reihe ZEITGEISTER ist der bisher kaum bedachten *Psychogenese* gewidmet, dabei ist *Orientierungswissen* von zunehmender Bedeutung. Es geht um die neuen Perspektiven einer *Philosophischen Psychologie*, die in Zweifelsfällen immer wieder auf die Orientierungsorientierung durch *Philosophische Anthropologie* zurückgreifen kann.

Die Urbanisierung der Seele

Über Zivilisation und Wildnis

HEINZ-ULRICH NENNEN

Impressum

© 2019 Heinz-Ulrich Nennen

Die Urbanisierung der Seele
Über Zivilisation und Wildnis
(ZEITGEISTER 2)

Erste Auflage, Hamburg 2019

Verlag: [tredition GmbH](#), Hamburg
310 Seiten; insges. 25 Illustr., davon 22 in Farbe

ISBN Taschenbuch: [978-3-7482-1319-2](#)

ISBN Hardcover: [978-3-7482-1320-8](#)

ISBN e-Book (epub): [978-3-7482-1321-5](#)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Im Internet unterliegt dieses Werk der Creative Commons-Lizenz
[BY-NC-ND](#)



Übersicht Nutzungsbedingungen

Lizenzvertrag

Inhalt oder Teile dieses Werkes dürfen im Internet vervielfältigt, verbreitet und öffentlich zugänglich gemacht werden unter folgenden Bedingungen: Namensnennung, keine kommerzielle Nutzung, keine Bearbeitung!

Für eine von den Bedingungen abweichende Nutzung wird die Zustimmung des Rechteinhabers benötigt!

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte Daten sind per Internet im [Katalog der Deutschen Nationalbibliothek](#) abrufbar.

Die Bücher von HEINZ–ULRICH NENNEN sind erhältlich:

Im Buchhandel:

[tredition.de](#) | [osiander.de](#) | [amazon.de](#) | [thalia.de](#) | [zvab.com](#)

In Bibliotheken:

[Karlsruher Virtueller Katalog: Bibliotheken und Buchhandel.](#)

Als Download der PDF's der Reihe ZeitGeister:

www.nennen-online.de/buecher

Auf Wunsch mit persönlicher Widmung:

heinz-ulrich.nennen@t-online.de

Umschlaggestaltung, Bildbearb.: HEINZ–ULRICH NENNEN

Titelbild: LOU ANDREAS–SALOMÉ, PAUL RÉE und FRIEDRICH NIETZSCHE. Photographie im Atelier JULES BONNET in Luzern zwischen dem 13. und 16. Mai 1882, nach einem Arrangement von FRIEDRICH NIETZSCHE. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). Diese Inszenierung wirft ein anderes Licht auf das falsch verstandene NIETZSCHE–Wort: *Wenn Du zum Weibe gehst...*, siehe hierzu S. 92 f.

Hergest. unter Verw. folgender Programme:

Editor: [KEDIT 5.0](#), Textsatz: [L^AT_EX 2_ε](#), [MiK_TE_X](#), [pdfT_EX](#), [KOM_A-Script](#). Viewer: [TeXworks](#), [Sumatra-PDF](#), [Evince](#).

Satz: HEINZ–ULRICH NENNEN

Druck u. Bindung: [tredition GmbH](#), Hamburg

Erscheinungsdatum: Januar2019

Eine digitale Ausgabe in Form einer text- und seitenidentischen PDF-Datei ist erhältlich unter: www.nennen-online.de/buecher

Für Klaus Schmidt

(* 11. Dezember 1953 in Feuchtwangen; † 20. Juli 2014 in Ückeritz)

Der deutsche Prähistoriker PROF. DR. KLAUS SCHMIDT hat bei einer Begehung im Jahre 1994 die Bedeutung des Fundplatzes am GÖBEKLI TEPE in Anatolien erkannt. Bis zu seinem plötzlichen Tod war er unermüdlich damit befaßt, nicht nur den Bau, sondern auch die Kultur und die komplexen soziokulturellen Verhältnisse um diesen mutmaßlich ältesten Steintempel der Menschheitsgeschichte zu rekonstruieren. — Vor etwa 12.000 Jahren hatte hier eine Elite urzeitlicher Jäger damit begonnen, in entlegener Region ihren Göttern und auch sich selbst steinerne Tempel zu errichten. Dabei haben sie aus logistischen Gründen ›nebenher‹ die Kulturtechnik der Ackerbauern entwickelt.

Das war eine Sternstunde der Wissenschaft, weil endlich genügend Grund verspürt werden konnte, weitergehend spekulieren zu dürfen. Ich hatte lange auf diese Gelegenheit gewartet: Die Rekonstruktionen von KLAUS SCHMIDT waren wegweisend für die in der Reihe ZEITGEISTER dokumentierte Theorie über den *Prozeß der Zivilisation*. Das war das ›missing link‹, denn *Göbekli Tepe* ist weit mehr als eines von vielen Heiligtümern. Diese Tempelanlage steht im Zentrum einer Region, in der sich der Übergang von der Wildbeuterkultur zur Agrikultur vollzogen hat, das ist inzwischen ›State of the Art‹.

Anstelle viel zu vieler Fragen wurden frappierende Nachweise geliefert, mit denen sich endlich arbeiten ließ, um tatsächlich jene Fragen zu beantworten, die mich seit Jahrzehnten beschäftigt haben: Wie hat es überhaupt zur *Neolithischen Revolution*, zur Sesshaftigkeit, zu Herrschaft, Macht und Eigentum und somit zur Zivilisation kommen können? — Was bedeutet es eigentlich, wenn im Zuge der Entwicklung die Städte, der Luxus und wenn mit dem Metall der Reichtum und der Krieg in die Welt kommt? Was sagen uns die einschlägigen Mythen über PROMETHEUS und PANDORA über uns selbst?

Gern hätte ich ihm dieses Buch vorgelegt, aber KLAUS SCHMIDT ist am 20. Juli 2014 auf Usedom in der Ostsee gestorben.

Heinz-Ulrich Nennen

Inhaltsverzeichnis

Vorwort:

Prometheus und die Mitgift der Pandora	17
Arbeit am Mythos	17
Metall: Luxus, Reichtum und Krieg	24
Das schöne Übel und die Büchse der Pandora	28
Das Entscheidende an Technik	36

Mythos und Forschung 39

Zivilisation und Wildnis	39
Von Menschen und Zivilisierten	39
Nomaden und Sesshafte	43
Neolithische Revolution und Sklaverei	47
Von Herrschern und Beherrschten	54
Gott und Gewissen, Kain und Abel	54
Göbekli Tepe: Heiligtum der neuen Herren	71
Freie und Unfreie, Adel und Untertanen	81

Vom Mythos zur Utopie 95

Revolution der Lebensart	96
Umkehrung der Zeitachse	96
Der Zentralmythos des Abendlandes	101
Metall: Luxus, Reichtum und Krieg	103
Die Urbanisierung der Seele	110
Die Stadt als Wildnis	122
Zivilisationsmärchen	126
Cui bono?	133

Zivilisation und Sklaverei	139
Selbstorientierung, Gewissen, Psyche	139
Der Mythos vom Staat	154
Hans im Glück	159
»Der erste, der ein Stück Land eingezäunt ...«	160
Herrenmoral und Sklavenmoral	168
Die Götter beziehen Stadtwohnungen	173
Zivilisation als Wildnis	189
Das Gilgamesch-Epos	190
Das erste Werk der Weltliteratur	190
Der Plot	196
Macht, Glaube, Liebe, Hoffnung	198
Gilgamesch: Die Suche nach dem Leben	198
Enkidu: Schamane im Dienste der Stadt	202
Shamhat: Verführung zur Zivilisation	206
Die Stadt als Bühne	213
Ištar: Göttin von Liebe <i>und</i> Krieg	213
Eros als Dämon	224
Zivilisation als Entzauberung	234
Nachwort: Von Menschen und Göttern	257
Psychogenese und Theogenese	257
Kein Gott — keine Moral?	257
Theogenese als List der Vernunft	266
Die Natur schlägt ein Auge auf	277
Abbildungsverzeichnis	283
Literaturverzeichnis	287
Namensverzeichnis	305

Danksagung

Ich bedanke mich von Herzen bei allen, die bei den Exkursionen zu diesen Gedankengängen mit von der Partie waren, und sei es auch nur ein Stück des Weges.

Ausdrücklich erwähnen möchte ich: *Lutz Meyer, Anna Frank, Timo Dresenkamp, Hans-Peter Schütt, Svenja Janzen, Frank Warnicke, Elly Kemper, Gabi Ambach, Alla Reznichenko, Timon Nennen, Christa Nonhoff, Dieter Birnbacher, Klaus Kornwachs, Anton Cysko, Renate Dürr, Ulrich Kronauer, Dieter Köhler, Klaus Schmidt, Kurt Möser, Oswald Schwemmer, Wolfgang Elger, Christina Reinke, Daniel Lasch, Yasmine Kühl, Volker Friedrich, Susanne Eichler, Lioba Thiel, Gila Janzen, Jutta Gemeinhardt, Anetta Kuchler-Mocny, Martina Meyer-Heil, Carsten Thomas, Hans Jörg Berchtold, Heike Jägers, Toby Winkler, Dagmar Scholz, Clemens Ritter, Gerti Walz, Werner Hellwich, Patrick Sroka, Magdalena Sroka, Stefan Röttger, Daniel Kirsky, Christoph Heilmann und Andy Pilger.*

Danken möchte ich den StudentInnen meiner Vorlesungen und Seminare, den vielen Hörern und Diskutanten meiner Vorträge, den Teilnehmern meiner Philosophischen Cafés, den Besuchern meiner PHILOSOPHISCHEN AMBULANZ, aber auch den vielen Musikern nächtlicher Jazz-Sessions in Münster, Karlsruhe und Duisburg, die mit ihren Grooves zwischen den Zeilen zu hören sein dürften. — Mein ganz besonderer Dank gilt *Karin Ritter-Pagel* und *Karlheinz Pagel* für Korrekturen im altbewährten Stil.

HEINZ-ULRICH NENNEN

*Alles geben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblichen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.*

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE

Vorwort: Prometheus und die Mitgift der Pandora*

SINN ZWISCHEN MYTHOS UND LOGOS — NARRATIVE VON ÜBERZEITLICHER BEDEUTUNG — TRANSZENDENTALE OBDACHLOSIGKEIT — METALL: SCHMUCK, WAFFEN UND MACHT — GELD ERMÖGLICHT DISTANZ — DIE DEMISSION DER GLÜCKLICHEN GÖTTER ATHENS — DIE GÖTTLICHE KUNST, DAS GUTE VOM ÜBLEN ZU TRENNEN — PANDORA, DAS SCHÖNE ÜBEL — DAS LEBEN IST EIN KAMPF UM HEU — JEDE TECHNIK BRAUCHT EINE HÜLLE — NEUE ZEITEN, NEUE GÖTTER — DAS WAHRHAFT GÖTTLICHE AM MENSCHEN

Arbeit am Mythos	17
Metall: Luxus, Reichtum und Krieg	24
Das schöne Übel und die Büchse der Pandora	28
Das Entscheidende an Technik	36

Arbeit am Mythos

Mythen betreiben selbst *Aufklärung*, daher ist die Arbeit an diesen Plots so inspirierend. Jeder Zeitgeist erwartet schließlich ureigene Antworten auf drängende Fragen von epochaler Bedeutung. Solange es einer *Meistererzählung* gelingt, auch anderen

*Erschienen unter dem Titel *Das Prometheus-Projekt und die Mitgift der Pandora* in: Volker Friedrich (Hrsg.): *Technik denken. Philosophische Annäherungen*. Festschrift für Klaus Kornwachs; Stuttgart 2018. S. 123–132.

Zeiten immer wieder neue Orientierungsweisen zu liefern, wird sie weiterhin von überzeitlicher Bedeutung bleiben.¹

Zwischen *Mythos und Logos* herrscht eine Dialektik, die sich kreativ in Dienst nehmen läßt, so wie auch Metaphern nicht selten das Verstehen erst möglich machen. Aber die Spekulation, es gebe so etwas wie eine Höherentwicklung vom Mythos zum Logos, entbehrt jeder Grundlage. Beide Weisen der Welterklärung kommen einander nicht in die Quere, sie operieren auf völlig anderen Ebenen. Sie können einander aber wechselseitig aufhelfen, wenn sie nur geschickt genug arrangiert werden.

Gängige Theorien sind in der Regel ein *mixtum compositum* aus *Mythos und Logos*. Irgendwoher muß schließlich die Zuversicht kommen, einer Modellvorstellung und der darauf gegründeten Theorie zuzutrauen, tatsächlich auch leisten zu können, was man sich von ihr verspricht. Entscheidend ist allerdings die Halbwertszeit eines Narrativs, entscheidend ist, ob es von überzeitlicher Bedeutung sein kann, um jeder Zeit etwas eigenen zu sagen. Aus diesen Gründen soll der Begriff *Meistererzählung* bewußt in einem umfassenderen Sinne verwandt werden, als gemeinhin üblich. Gemeint sind Narrative von überzeitlicher Bedeutung. Das eben ist das Meisterhafte daran, daß sie immer wieder erzählt werden, immer wieder neu.

¹Diesen Orientierungs-Fragen ist die Reihe ZEITGEISTER gewidmet: Heinz-Ulrich Nennen: Der Mensch als Maß. Über Protagoras, Prometheus und Pandora; (ZEITGEISTER 1) Hamburg 2018. — Ders.: Die Urbanisierung der Seele. Über Zivilisation und Wildnis; (ZEITGEISTER 2) Hamburg 2019. — Ders.: Pandora: Das schöne Übel. Über die dunklen Seiten der Vernunft; (ZEITGEISTER 3) Hamburg 2019. — Ders.: Die Masken der Götter. Anthropologie der modernen Welt; (ZEITGEISTER 4) Hamburg 2019. — Ders.: Das erschöpfte Selbst. Erläuterungen zur Psychogenese; (ZEITGEISTER 5) Hamburg 2019. — Ders.: Empathie. »Aufmerksamkeit« zwischen Attitüde, Anspruch und Wirklichkeit; (ZeitGeister 6) Hamburg 2019. — Ders.: Hinter den Kulissen. Einblicke und Seitenblicke; (ZeitGeister 7) Hamburg 2019.

Um das zu verdeutlichen, läßt sich unterscheiden zwischen Mythen im ›guten‹ und solchen im ›schlechten‹ Sinne. So läßt ich eine Anschauung als Mythos im schlechten Sinne bezeichnen, die zwar geläufig sein mag, aber einer genaueren Überprüfung nicht standhält. Ein Mythos im ›guten‹ Sinne wird sich dagegen eine solche Blöcke niemals geben, ansonsten wäre das ganze Narrativ längst in Vergessenheit geraten.

Tatsächlich sind nicht wenige alltägliche Narrative dazu angehtan, vieles, was sich eigentlich nicht legitimieren läßt, dennoch als gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Man ahnt längst, daß vieles einfach nicht stimmt, will es aber nicht wahrhaben. So neigen dann ganze Kollektive zum gemeinschaftlichen Beschweigen der tatsächlichen Probleme, um sich lieber über anderes zu verständigen, was eigentlich kaum der Rede wert ist.

Mythen im ›schlechten‹ Sinne sind Schutzbehauptungen mit dem Ziel, die Auseinandersetzung und vor allem die Verantwortung für kollektiv begangenes Unrecht einfach auszusetzen, so daß erst spätere, unbelastete Generationen an die offenen Wunden der Vergangenheit rühren und nicht selten vor großen Problemen stehen. — ›Schlechte Mythen‹ sind Menetekel der Sprachlosigkeit. Es sind Pseudoerklärungen, die darüber wachen, daß unbequeme Wahrheiten und übelste Erinnerungen keine Chance haben sollen, jemals wieder hochzukommen. Sie arbeiten wie Mythen, aber nicht um zu erklären, sondern um wegzuerklären.

Wo die *Psyche* den Ereignissen nicht mehr gewachsen ist, dort übernimmt ein nicht mehr integrierter Körper die Aufgabe, schutzlos nur noch das nackte Überleben zu sichern. Es sind Grenzerfahrungen, die sehr zerstörerisch sind, bei denen manches zerbricht. Dabei können Betroffene rein äußerlich sogar einen unbelasteten Eindruck erwecken, mitunter sind ganze Generationen betroffen. — Tatsächlich muß andauernd seelische Schwerstarbeit geleistet werden, die regelmäßig zu großen Krisen führt, ohne

daß wirklich Hoffnung bestünde, das Geschehene ungeschehen zu machen.¹

Traumata sind körperlicher Natur, sie haben sich tief eingegraben im Unbewußten. Der Körper hat es nicht verwunden, so allein gelassen worden zu sein. Die Seele verliert ihre Integrationskraft, die Psyche ist generell überfordert und der Körper steht seither unter Anspannung und reagiert mit Panik auf Schlüsselreize.

Traumata sind psychophysische Erfahrungen, die nicht bewältigt werden können, solange die Gesellschaft ihrerseits nicht damit umgehen kann, weil die Sprache, weil aber auch der Mut und die Würde möglicher Situationen fehlen, mitteilen zu können und Gehör zu finden für das, was eigentlich passiert ist. Einzig das würde *erlösen*, im wahrsten Sinne des Wortes, aber dazu wäre eine Anteilnahme erforderlich, die von Seiten einer Gesellschaft ausgehen müßte, die sich ihrerseits schuldig fühlt und die daher alles abwehrt, was auch nur in diese Richtung gehen könnte. — Mythen im ›schlechten‹ Sinne lenken konsequent von diesen Problemen ab, sie schützen die Traumatisierten vor einer Wiederkehr des Verdrängten, vor allem dann, wenn und weil sie Täter sind.

›Schlechte Mythen‹ können per se keine *Meistererzählung* sein, denn sie lassen sich leicht dekonstruieren und können gar nicht auf Dauer bestehen, weil sie nicht weiterführen, sondern verdrängen. Sie hätten zwar das Zeug, aufgehoben zu werden mit ihren dunklen Wahrheiten, ihren Erfahrungen in der Angstabwehr, wenn sich Narrative finden, die ihre Geschichte, ihr Schicksal

¹Traumata werden transgenerationell weitergegeben, also ›übertragen‹. Wer noch jemanden kannte, der ›dabei‹ gewesen ist, gehört ›dazu‹. Allein die Mit-Teilung der Ängste ist prägend, bis in die zweite oder dritte Generation, bis zu den ›Kriegsenkeln‹. Offenbar ist es möglich, daß eine Zeit, die mehr als 60 Jahre zurückliegt, noch immer nachwirkt in der Psyche nachfolgender Generationen. — Siehe hierzu: Sabine Bode: Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen. 20. Aufl., Stuttgart 2014.

erzählen könnten. Dann wären sie nicht mehr auf sich allein gestellt, sondern ›aufgehoben‹ im Olymp der Narrative, die von überzeitlicher Bedeutung sind.

Die Fundamente einer jeden *Meistererzählung* gründen tief im kollektiven Unbewußten. Sie stehen im Bunde mit mächtigen Motiven aus der Welt der *Archetypen*, *Mythen*, *Metaphern*, *Symbole* und *Allegorien*. So gelingt es, auf höchstem Niveau immer wieder neue Modellvorstellungen, aber auch Heils- und Unheilsszenarien zu generieren, in denen die entscheidenden Momente, Kräfte und Prinzipien, mustergültig ›personalisiert‹ werden. — Wir sind in Geschichten verstrickt und darauf angewiesen, die Welt einzuspinnen in Begebenheiten, die oft phantastische Motive bemühen. Mythen sind dazu angetan, die Welt nicht mehr so unheimlich, sondern vielmehr vertraut erscheinen zu lassen.

Götter, Helden, Halbgötter und mythische Figuren sind zwar Projektionen, was aber keineswegs bedeutet, daß sie nichts sind, denn sie stehen als *Allegorien* immerhin für ganz entscheidende Meta-Perspektiven, — als solche werden sie in Dienst genommen. Sobald die Plots generiert worden sind, lassen sich damit ganze Szenarien darstellen mit dem Ziel, Orientierungs-Orientierung in Szene zu setzen. Ob wir damit aber tatsächlich die Wirklichkeit treffen und nicht vielmehr einfach nur beliebige Vor-Stellungen generieren, das ist die Frage.

Nicht von ungefähr betreiben Mythen selbst bereits Aufklärung etwa so, wie der Zentralmythos des Abendlandes: In der Frage, ob die Idealzeit in der Vergangenheit oder aber in der Zukunft liegt, kann es der Mythos von PROMETHEUS mit dem *Utopischen* ohne weiteres aufnehmen. — Das Unheil, dem vormalige Mythen noch entgegentraten, ist längst eingetreten, wenn der Halbgott als Allegorie für den *Fortschritt* die Bühne betritt, um nach dem Feuerraub für die Folgen und das weitere Schicksal der Menschheit ganz neue Erklärungsmodelle zu liefern.

Als dieser Mythos aufkam, war der *Prozeß der Zivilisation* bereits initialisiert, der ›Point of no return‹ überschritten und der ungeheure Paradigmenwechsel vom Mythos zur Utopie längst vollzogen. Seither ist jede noch so große Vergangenheit auch nur von gestern, jede verheißungsvolle Zukunft einfach nur ungewiß.

Was Schamanen und Priester über Epochen hinweg noch kompensieren konnten, ist inzwischen zur Gewißheit geworden, *transzendente Obdachlosigkeit* wird zur Grundbefindlichkeit. Und sogar die anonymen Mächte, denen sich die Menschen in vormythischen Zeiten ausgesetzt sahen, kehren wieder zurück und feiern fröhliche Urständ als alles umfassende, anonyme System-Gottheiten.

Mythen schreiben Geschichte auf ihre Weise, und mit etwas Phantasie lassen sich die Begebenheiten ›dahinter‹ noch ahnen: Innerhalb weniger Generationen hatten sich die Verhältnisse seinerzeit ebenso radikal wie fundamental geändert. Derweil fabuliert HESIOD noch vom ehemals so einvernehmlichen Verhältnis zwischen Menschen und Göttern, wenn er die vormalige Mühelosigkeit mit der neu aufkommenden Mühseligkeit konfrontiert. — Für ihn ist der ganze Prozeß eine einzige Verfallsgeschichte. Der Mythagoge gibt sich untröstlich, tatsächlich demonstriert er aber das notorische Hadern utopischen Ungenügens, etwa wenn er das fünfte Geschlecht derer, die sich vom Acker ernähren, als das von ZEUS geschaffene identifiziert und ausruft:

*Wäre ich selbst doch nie zu den fünften Männern gekommen,
sondern zuvor schon gestorben oder danach erst geboren!
Jetzt das Geschlecht ist nämlich das eiserne.
Niemals bei Tage werden sie ausruhn von Not und von Arbeiten,
nie auch zur Nachtzeit, völlig erschöpft.
Und die Götter bescheren drückende Sorgen.¹*

¹Hesiod: Werke und Tage. In: Werke in einem Band. A. d. Grch. von Luise und Klaus Hallof; Berlin, Weimar 1994. S. 52f.

Der eigentliche Auslöser für den *Prozeß der Zivilisation* war die *Metallurgie*: Zunächst Kupfer, dann Bronze und schließlich Eisen. Nicht von ungefähr spielt der hinkende Erfindergott HEPHAISTOS bei alledem eine so entscheidende Rolle. — Daher auch ist das von PROMETHEUS geraubte Feuer ganz gewiß kein einfaches Herdfeuer. Es handelt sich vielmehr um das Schmiedefeufer, ›die‹ Allegorie ›der‹ Technik.

Die neue Metallurgie kam um 3000 v. u. Z. auf. Und HESIOD weiß, worauf es ankommt, wenn er hervorhebt, welches der Menschengeschlechter bereits über ›schwärzliches Eisen‹ verfügt. Tatsächlich geht es dabei um Metall-Legierungen mit neuen Eigenschaften, also um ›Stahl‹, eine technische Revolution sondergleichen. — PROMETHEUS steht bei alledem Pate, ursprünglich ein Töpfergott, erschuf er die Menschen aus Ton und seine Freundin, die Stadtgöttin ATHENE, haucht ihnen die Seele ein.

Aber der ›Mensch‹, den PROMETHEUS erschafft, entspricht nicht dem ›alten Adam‹, sondern einer gänzlich neue Menschentypologie: Die Geschöpfe des PROMETHEUS sind Zivilisationsmenschen in ihrer zuvor nie gesehenen Vielfalt als *Herrscher, Priester, Krieger, Beamte, Gutsbesitzer, Bürger, Städter, Händler, Matronen, Hetären, Handwerker, Untertanen* und eben auch *Bauern, Leibeigene* und *Sklaven*.

Seit Urzeiten gab es immer nur zwei ›Menschentypen‹, abhängig von ihrer stets nomadischen Subsistenz- und Erscheinungsweise, einerseits *Hirten* und andererseits *Sammler und Jäger*. Dann aber ›erschuf‹ PROMETHEUS gänzlich neue Menschentypen aus den vielen verschiedenen Ethnien und Clans in den multikulturellen Schmelztiegeln der neuen urbanen Welten, die in ihren naturenthobenen, künstlichen Lebensräumen bisher ungeahnte Möglichkeiten boten.

Mit den Hochkulturen kommen neue Fragen auf, vieles wird anders, nicht nur das Verhältnis zum Leben, sondern auch das zu

den Ahnen und somit zur Tradition und zur kulturellen Orientierungs-Sicherheit. Das Leben verläuft bald schon nicht mehr in den vorgeschriebenen Bahnen, so daß sich nicht wenige immer mehr mit neu aufkommenden Sinnfragen auseinandersetzen. — Neue Mythenhelden treten auf: Neben PROMETHEUS und ODYSSEUS ist HERAKLES der bekannteste Sagenheld im Kanon mythischer Allegorien, die sich ganz speziell mit den neu aufkommenden Fragen nach dem Menschen, nach der Ordnung und dem Sinn des Ganzen auseinandersetzen.

Alle diese mustergültigen Erzählungen des klassischen Altertums sind Produkte solcher Orientierungsversuche. — So errichtet der sagenumwobene GILGAMESCH, König von Uruk im Zweistromland zwischen Euphrat und Tigris, etwa 3000 Jahre v. u. Z. die vielleicht erste *Stadt-Mauer* der Welt.¹

Wie so viele der alten Mythenhelden ist auch er göttlicher Abstammung und sehr selbstbewußt, so daß er sich mit den Göttern anlegt. Aber auch er hat bereits dieses eigentümliche Problem mit dem Menschsein, wie es nur Zivilisationsmenschen befällt. Und GILGAMESCH wird scheitern, den Freund verlieren und das ewige Leben doch nicht wieder erlangen, woran sich zeigt, wie sehr sich mit der Zivilisation die ganze Selbst- und Weltwahrnehmung verändert haben muß.

Metall: Luxus, Reichtum und Krieg

Mit dem *Metall* kommt nicht nur ein ganz neuer Werkstoff — es kommt das *Geld* in die Welt: Metall ist universell konvertierbar, das ist was zählt. Erstmals gibt es die Möglichkeit, Vermögen zu horten, um damit zu spekulieren und allein durch Geld zu Macht

¹Stefan Maul: Das Gilgamesch-Epos. Neu übers. u. komm, 6. durchges. Aufl., München 2014. — Raoul Schrott: Gilgamesh: Epos. Mit einem wiss. Anh. von Robert Rollinger und Manfred Schretter; Darmstadt 2001.

und Einfluß zu kommen. Das war vorher so nicht möglich, weil sich nämlich mit verderblichen Gütern nur schwer spekulieren läßt und weil es per se gar kein Eigentum gab.

Das Märchen von *Hans im Glück* führt vor Augen, was es damit auf sich hat: Ein Goldklumpen so groß wie sein Kopf, den HANS von seinem Meister für geleistete Dienste erhält, drückt ihm unangenehm auf die Schulter, außerdem kann er seinen Kopf nicht mehr gradehalten. Süffisanter kann subtile Kritik am Privateigentum kaum ausfallen.

Metall verdirbt nicht, es läßt sich im Verborgenen horten und beizeiten hervorholen. Allein das Gerücht, jemand verfüge über Metall, erzeugt bereits Kreditwürdigkeit allererster Güte. Erstmals in der Geschichte der Menschheit stand damit ein universell konvertierbares, zugleich waffenfähiges Material zur Verfügung: Metall ist Geld und Geld ist Metall. — Die soziokulturellen Folgen dieser Technik sind einschneidend, umfassend und radikal. Das ist ›die‹ Wendestelle der Menschheitsgeschichte; von nun an wurde Macht verfügbar und gewissermaßen käuflich. So wurde der *Prozeß der Zivilisation* in Gang gesetzt. Es entstand eine historische Dynamik, die nie zuvor geherrscht hat.

Metall, das bedeutet Schmuck, aber auch Waffen, Geld und Macht. Man kann sich ggf. die Freiheit damit erkaufen oder sich alle erdenklichen Freiheiten herausnehmen — in diesen frühen Zeiten allemal. Metall ist universell konvertierbar, damit läßt sich Handel betreiben und spekulieren. Waffen können erworben werden für Raubzüge, mit denen Söldner bezahlt werden für Beutezüge, um Reichtümer an sich zu raffen, mit denen wiederum Waffen gekauft werden können ...

Schon seit Urzeiten verstehen es Menschen, sich souverän abzusetzen von der *Natur* durch *Kultur*. Es ist eine im übrigen recht erfolgreiche Anpassungsstrategie, sich nicht wirklich anpassen zu müssen, sondern das Spiel nach eigenen Regeln zu spielen. —

Urbanisierung ist die ultimative Steigerung menschlicher Kultur. Wildnis wird endgültig ausgegrenzt, und ›Natur‹ wird als solche nur noch möglichst ›perfekt‹ reinszeniert. Aber inmitten aller dieser hochzivilisierten Gesellschaften kommt eine ganz neue Art von *Wildnis* auf.

Geld schafft Distanz, es erlaubt, sich die *Umwelt* tatsächlich vom Leibe zu halten. Reichtum verschafft Möglichkeiten, sich weder der Natur noch der Gesellschaft anpassen zu müssen, um stattdessen Verhältnisse zu schaffen, die den eigenen Wünschen, Bedürfnissen und Vorstellungen entsprechen.

Mit dem Aufkommen von Metall wird dieser Ablösungsprozeß von der Natur wirklich perfekt, denn das Geld macht den universellen Tausch möglich. Alles wird von Stund an konvertierbar, disponibel und käuflich. Wer über Geld verfügt, kann die eigene Binnenwelt gegenüber allen widrigen Umstände abschotten. Mit Geld lassen sich Wünsche erfüllen, die man zuvor nicht nur nicht zu träumen gewagt hätte, sondern die schlichtweg noch gar nicht geträumt werden konnten. — *Städte* kommen auf, mit Luxus, Kunst und Schönheit und einer zuvor unvorstellbaren Lebensweise nach Art der Götter, fernab jeglicher Notwendigkeit.

Städte, Königreiche, unermesslichen Reichtum, gepaart mit politischer Unterdrückung, großangelegte kriegerische Raubzüge, die Versklavung ganzer Völkerschaften, Zwangsarbeit, Ausbeutung in großem Stil und auch die Finanzierung von Priesterschaften, die all das als vom Himmel befohlen auslegten, konnte sich leisten, wer in diesen Zeiten über Metall und damit über uneingeschränkt konvertierbare Macht verfügte. — Was die *Metallurgie* seinerzeit ausgelöst hat, ist unermesslich.

Die Folgen sind weitreichend, sie erfassen bald schon ganze Länder. Es ist die Frage, ob es sich mit der *Digitalisierung*, mit dem Internet und der Globalisierung dieser Tage nicht ähnlich verhält. Auch gegenwärtig reichen die Folgen einer neuen Technologie

weit über die Technik hinaus, sie stürzen sämtliche vormaligen Verhältnisse um und erschaffen sie neu — nach ihrem Bilde.

PANDORA ist ein ungemein eindrucksvolles Kind dieser neuen Zeit. Sie ist nicht etwa eine Allegorie *der Frau als solche*. Sie ist auch nicht wie EVA *die mythisch erste Frau* überhaupt, obwohl der Plot etwas von einem Paradiesmythos hat. Sie ist die mondäne Städterin, vielleicht auch die sündhaft teure, hochgebildete Kurtisane, denn sie verkörpert, was fortan möglich wird in diesen ersten Städten: Menschen, die wie Götter auftreten, die mitunter wohl auch wie solche verehrt werden.

PROMETHEUS und EPIMETHEUS verkörpern die beiden Seiten des Fortschritts. Das Brüderpaar ist eine Allegorie für das Phänomen, daß es am Ende anders kommt als gedacht. Erst wenn sich nach der *Promethie* allmählich die *Epimethie* abzuzeichnen beginnt, mit allen Folgen und Nebenwirkungen, an die man immer erst hinterher denkt, dann wird sich zeigen, daß der technische, der humane und der kulturelle Fortschritt nur äußerst selten gemeinsame Sache machen.

Die Arbeit am Mythos hat im Verlauf der Zeiten erhebliche Veränderungen in der Rezeption des mythischen Geschehens mit sich gebracht. Manche der vormals üblichen Lesarten lassen sich aufgrund unserer Erkenntnisse gar nicht mehr halten. Auch die vormalige Tadellosigkeit des angeblich so menschenfreundlichen und gegen die Götter so rebellischen Feuerbringers wurde allmählich relativiert, denn dahinter verbergen sich historisch einschlägige Erfahrungen von katastrophalem Ausmaß. Aber noch immer ist neben dem schillernden Bruder die Figur des angeblich so unterbelichteten EPIMETHEUS nicht dementsprechend aufgewertet worden.

Wenn PRO-METHEUS bereits seinem Namen nach alles *im Voraus bedenkt* und der angeblich so minderbemittelte Bruder EPIMETHEUS immer *erst hinterher denkt*, wenn es zu spät ist —

warum sieht der so weit vorausdenkende Feueereiferer dann nicht besser in die Zukunft und begreift die Risiken der eigenen Hyperaktivität?

Der Mythos zeigt, was zu tun ist: Wir sollten auch die Perspektiven des Bruders wahrnehmen. Mögen die Projektplanungen der Macher noch so hochtrabend sein, es gilt die Vorhaben von ihrem Ende her zu beurteilen. Erst nachdem EPIMETHEUS die Abschlußbilanz aufgemacht hat, wird man Näheres wissen: Ob wieder nur Hoffnungen, Illusionen und leere Versprechen ins Kraut geschossen sind.

Ist PROMETHEUS nicht einer, der wieder und wieder einen neuen Plan hat, stets aber scheitert? Einer, der mit besten Absichten größtmögliche Katastrophen nicht nur für sich, sondern auch für die von ihm so geliebten Menschenkinder heraufbeschwört? Wäre es nicht besser, er wäre angekettet geblieben, auf daß ihn in der Tat kein Mensch jemals wieder zu Gesicht bekommen hätte? — Es scheint, als ginge es diesem Helden des Fortschritts ganz im Sinne der 2. Strophe aus der ›Ballade von der Unzulänglichkeit menschlichen Planens‹ aus der *Dreigroschenoper*:

*Ja, mach nur einen Plan
Sei nur ein großes Licht!
Und mach dann noch 'nen zweiten Plan
Geh'n tun sie beide nicht.*¹

Das schöne Übel und die Büchse der Pandora

Aus Sorge um die Menschheit warnt PROMETHEUS den Bruder, niemals ein Geschenk der Götter anzunehmen. Das läßt die Differenzen erahnen, die sich nunmehr zwischen Menschen und

¹Bertolt Brecht: *Dreigroschenoper*. In: Werke. Große komment. Berl. u. Frankf. Ausg. in 30 Bd., hrsg. von W. Hecht, J. Knopf et al.; Berlin, Weimar, Frankfurt am Main 1988–2000. Bd. 11. S. 145.

Göttern auftun. Der Mythos schildert diese Götterdämmerung, wie es zur Demission der glücklichen Götter Athens kam: Aufgrund der Erfindung immer neuer Technologien entstand unter Städtern der Eindruck, gar nicht mehr so sehr auf Gedeih und Verderb vom Wohlwollen der Götter abhängig zu sein.

Es blieb daher nicht aus, daß man sehr viel selbständiger und auch selbstbewußter auftrat. Ein neuer Zeitgeist kam auf, *Philosophen* betraten die Bühne, weil die Götter immer schlechter gedacht wurden. Nur zu oft wurden sie einfach nur noch lächerlich gemacht in dieser Phase der griechischen Antike, einer Sternstunde der Menschheitsgeschichte.

Wenn wir den Mythos um die Entsendung der ebenso geheimnisvollen wie schwermütigen Luxusgöttin PANDORA ernst nehmen, dann waren die himmlischen Güter samt und sonders zuvor nur den Göttern zu verdanken. Aber mit dem *Prometheusfeuer der Technik* werden Zivilisationen nun selbst zum Produzenten. Immer mehr der vormals göttlichen Güter sind seither menschengemacht, aber auch mit erheblichen Belastungen verbunden: Das von Menschen geschaffene Bonum ist nicht selten mit einem Malum behaftet. Sämtliche vom Menschen selbst produzierten himmlischen Güter sind mit exorbitanten Übeln verknüpft.

Um diesen unheilvollen Nexus ins Bild zu setzen, wurde im Mythos die schillernde, umfassend göttlich begabte PANDORA ersonnen. Die Götter statteten sie mit allen ihren Gaben aus, aber sie gaben ihr auch eine hochgefährliche Mitgift mit auf den Weg, ein hermetisch versiegeltes Gefäß als böse Morgengabe an die junge, reichlich übermütige Zivilisation.

Das war keine Rache, denn zugleich zeigt sich, wie wohlwollend die Götter eigentlich sind. Sie treten wie Mentoren auf, sind weder rachsüchtig noch neidisch, sondern sogar konzilient. — Und schließlich, beim Aufblühen der griechischen *Zivilisation*, leiten sie mit einer imposant honorigen Geste selbst die Götterdämmerung

ein und übergeben dem Menschen, was zuvor alles in ihrer Obhut lag.

Bevor sie endgültig abtreten, demonstrieren sie noch ein letztes Mal ihre ultimative Kunst, *das Gute vom Üblen zu trennen*. — Genau diese Kunst, das Gute vom Bösen unterscheiden zu können, hatte schließlich die Paradiesschlange bereits in Aussicht gestellt. Es geht im Kern also eigentlich um die göttliche Scheidekunst, eine ganz besondere ›Alchemie‹, die sich darauf versteht, das Üble gar nicht erst aufkommen zu lassen, es zu konzentrieren, auf jeden Fall abzusondern, einzuschließen, um es ganz auszuschließen vom Sein.

Betrachten wir daher sämtliche dieser Errungenschaften aus der Perspektive des EPIMETHEUS, dann hat alles seinen Preis, alle vom Olymp auf die Erde heruntergeholt Schätze: Reichtum, Luxus, Schönheit, nicht zuletzt Hochkultur, Wissenschaft und Technik, Kunst, Literatur, Musik und Theater. Alles Erdenkliche überbrachte PANDORA im Zuge der Zivilisation, aber zugleich hatte sie als Mitgift die *Büchse der Pandora* mit im Gepäck und damit auch das, was bei allen himmlischen Gütern offenbar einfach mit dazugehört, das mitproduzierte Übel.

PANDORA steht allegorisch für den ungeheuren Reiz, der vom urbanen Luxusleben ausgeht. Sie ist eigentlich nicht von dieser Welt, ebenso wie das Glück der Götter nicht wirklich von dieser Welt sein kann. Alles muß teuer erkaufte werden, denn das mitproduzierte Elend ist wie ein Fluch, mit dem die menschlich produzierten Göttergaben belegt sind. Und PANDORA setzt nun diesen unglückseligen Nexus ins Bild: Als *schönes Übel* verkörpert sie den Teufelspakt, daß Technik nicht einfach nur funktioniert, sondern Folgen und Nebenfolgen zeitigt, die selbst wiederum problematisch sein können.

Die schillernde schöne PANDORA repräsentiert den gediegenen Anspruch auf exorbitanten Luxus. Die Quellen geben aber viel zu

wenig über sie her, so daß wir uns fragen, was wohl in ihr vorgehen mag, wo sie doch nun wirklich umfassend göttlich begabt ist. — Hier wäre eine weiterführende Arbeit an ihrem Mythos vonnöten: Es kann nicht sein, daß sie so farblos ist bei diesen Talenten. Es ist ebensowenig nachvollziehbar, warum die Menschenwelt nicht schon sehr viel weiter fortgeschrittener ist. Was machen wir falsch mit den überkommenen göttlichen Gaben?

Zweifelsohne soll PANDORA uns vor Augen führen, daß jeder Fortschritt auch mit Rückschritten einhergeht, daß mancher ›Fortschritt‹ viel zu teuer erkaufte worden ist. — Einstweilen sehen wir die göttliche Schöne rein äußerlich als Allegorie für himmlischen Luxus. Wenn wir uns aber vom Glamour nicht blenden lassen, dann sehen wir sie in unerklärlicher *Melancholie* inmitten perfekter künstlicher Paradiese, wie sie nicht selten gerade große Künstler befällt. Bei allen wahrhaft göttlichen Gaben ist sie von ungeheurer Empfindsamkeit, eine labile Diva, die an ihren vielen Talenten und an ihrer eigenen Inspiration zerbricht.

Sie ist begehrt aufgrund ihrer Begabungen, ihrer Kunst, Schönheit und Prominenz, so daß man sich nur zu gern mit ihr schmückt. Eigentlich müßte sie sich schrecklich langweilen in menschlicher Gesellschaft. Allenfalls Kunst, Philosophie, Literatur, Dichtung und Musik könnten ihr genügen. Aber der Mythos schweigt sich aus über die Persönlichkeit dahinter.

Sie dürfte dazu neigen, den überbordenden Teil ihrer Inspiration und Sensibilität im Rausch zu betäuben. Mitunter ist sie vermutlich nicht ganz bei sich, das läßt sie passiv werden und macht sie zu einer Trophäe wie HELENA. — Wer die Schönste aller Frauen in seinen Besitz brachte, war König unter den Königen und damit der Mächtigste unter den Jägern.

Ihrer ganzen Erscheinung nach entspricht PANDORA einem neuen Frauentyp, einer erst mit *Zivilisation* und *Eigentum* aufkommenden, zuvor nie dagewesenen, völlig neuen sozialen *Rolle der Frau*

im Spektrum zwischen *Heilige und Hure*. Auf der einen Seite ist da die im Hause eingeschlossene Matrone: Eine Frau von hohem Stand, die gewisse Ansprüche hat, die als Ehefrau, Hausherrin und Mutter durch legitime Erben ihrem Gatten die Nachkommenschaft sichert, auf daß dieser seinen Reichtum über die männliche Linie weiter vererben kann. Und auf der anderen Seite ist da die öffentliche Person einer hoch begehrten und gebildeten Hetäre, eine Muse, die sich nicht nur auf Kunst und Erotik, sondern eben auch auf Philosophie versteht, wie DIOTIMA, die geheimnisvolle Lehrerin von SOKRATES, die mit ihm im *Symposion* das Wesen der Liebe erörtert und dabei die Führung des Gesprächs übernimmt.

Über die Inhaltsstoffe der *Büchse der Pandora* schweigt sich der Mythos süffisant aus, wir sind daher auf Spekulationen angewiesen. Eines der Übel, die sich gewiß in der *Büchse der Pandora* befunden haben müssen, dürfte neben *Herrschaft* und *Sklaverei* auch *Eigentum* gewesen sein. Das alles sind Übel, weil sie höchste Kosten und größtes Elend verursachen — bei einer geringen Rate von Glück für nur einige Wenige: *Eigentum* zieht den Anspruch auf *Erbschaft* nach sich, unterminiert das Prinzip der vormaligen Solidarität, verändert die Rollen von Mann und Frau und führt in den Köpfen zu einer ganz anderen Kultur.

Anders als unter den Jägern, wo der Bessere höheres Ansehen genießt, untergräbt nicht nur die Erbschaft, sondern auch der Nepotismus die Prinzipien der angeblichen Leistungsgesellschaft. Es sind eben keineswegs die Besten, denen die großen Güter und die hohen Ämter zufallen. — Daher werden im mustergültigen *Staat* von PLATON die Kinder auch nicht mehr den Familienclans überlassen, sondern vielmehr dem Staat zu Erziehung, Ausbildung und Bildung überantwortet. Sogar die Gleichberechtigung war bereits angedacht, denn Frauen sollten dieselbe Ausbildung und Förderung wie Männer erhalten.

Gleichsam als Gegengewicht zur privatisierenden Matrone entsteht wie aus der Retorte ein gänzlich neuer Frauentyp im Herzen der Städte, auf den öffentlichen Plätzen, in den Metropolen der frühen Reiche. Dafür steht PANDORA Modell: Es ist die Femme fatale, die sündhaft teure Kurtisane, die *Lola* aus dem *Blauen Engel*. — Sie ist eine Person des öffentlichen Lebens, ein Luxusobjekt par excellence, ein Status-Symbol, eine Kunst-Identität, sie ist pure Phantasmagorie.

HESIOD ist kein Verächter der Frauen, er warnt aber vor diesen Verführungen: PANDORA verkörpert die neue urbane Lebensweise der Reichen und Schönen. Sie ist eben auch eine mitbedingte Nebenfolge des neuen Reichtums, der mit dem Metall, dem Geld und dem Eigentum in die Welt gekommen ist. Sie ist der Anfang vom Ende, eben nicht selten der soziale, psychische und finanzielle Ruin ihrer Verehrer. — In den neuen Städten entsteht erstmals *Öffentlichkeit*. Zuvor ungeahnter Luxus und eine neue urbane Oberschicht kommen auf. Glücksritter können über Nacht reich werden und es den Göttern an Lebensqualität, Wonnen des Glücks und vor allem in der sozialen Wertschätzung gleichtun.

Das Leben ist ein Kampf um Heu: Überaus gespenstisch hat der geheimnisvolle niederländische Maler HIERONYMUS BOSCH auf der Mitteltafel eines Triptychons den Kampf um Sozialprestige in *Der Heuwagen* zur Darstellung gebracht.

Der Heuwagen im Zentrum der Szene wird von dämonischen Mischwesen gezogen, und manche werden dabei überrollt. Derweil gehen Menschen mit Händen und Heugabeln daran, vom Wagen das Heu herunterzureißen, so daß die Idylle oben auf diesem Wagen gewiß nicht von Dauer sein kann. — Es sind bereits Leitern angelegt, den Wagen zu entern. Alle streiten, und nicht wenige sterben dabei. Einem am Boden liegenden Opfer wird die Kehle durchschnitten, viele sind bereits umgekommen, alles hilflos betrachtet von einem über alledem thronenden Jesus.



Abb. 1: Hieronymus Bosch: *Der Hewwagen* (ca. 1515). Prado, Madrid.
— Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). Von Arezzo88, CC BY-SA
3.0. Lizenz: [Creative Commons](#).

Als Inspirationsquelle der überaus grotesken Szenerie wird ein flämisches Sprichwort vermutet:

*Die Welt ist ein Heuhaufen,
ein jeder pflückt davon,
soviel er kann.*

Die larmoyante Klage, die Götter hätten PANDORA aus purer Rachsucht entsandt und mit allen erdenklichen Übeln ausgestattet, lenkt davon ab, daß ein Zusammenhang besteht zwischen Luxus und Elend, Gütern und Übeln, Licht und Schatten. — PANDORA überbrachte nicht nur die Übel, sondern eben auch sämtliche Gaben der Götter. Demnach verkörpert sie einfach alles, was mit der Zivilisation in die Welt gekommen ist: Nie dagewesene Möglichkeiten im Guten wie im Schlechten, von denen zuvor niemand zu träumen wagte.

Wir deuten den Mythos von PROMETHEUS immer nur von der *prometheischen* Seite. Wir sehen nur die Vorzüge der Zivilisation, die Schönheit, die Attraktivität und das Verführerische der PANDORA und ihrer Gaben. Wir ignorieren dagegen oder sehen zu spät, daß eben alles, wirklich alles seinen Preis hat, alle erdenklichen Folgen und Nebenwirkungen.

Die Fesselung des PROMETHEUS am Felsen im Kaukasus und seine spätere Befreiung durch HERAKLES könnte ein Hinweis sein, daß der *Gott des Fortschritts* den Menschen längere Zeit verborgen gewesen sein muß. Sie bekamen ihn offenbar geraume Zeit nicht wieder zu Gesicht, — was als Anspielung auf eine längere Phase der Agonie verstanden werden kann. Ganz offenbar war es immer wieder zu ganz erheblichen Störungen im *Prozeß der Zivilisation* gekommen.

Es genügt eben nicht, nur über die *Technik des Städtebaus* zu verfügen. Das ist das Credo des PROTGORAS im gleichnamigen Dialog bei PLATON, wo dieser seine Variation des Mythos

vom PROMETHEUS vorbringt, um damit zu demonstrieren, daß Technik allein nicht genügt. Man muß darüber hinaus auch die *Staatkunst* beherrschen, Gemeinwesen politisch zu stabilisieren, weil ansonsten alles bald schon wieder im Chaos versinkt.

Die Gründe, warum die frühen Städte immer wieder in sich zerfielen, liegen eigentlich auf der Hand, denn die Verhältnisse in diesen frühen Stadtstaaten dürften abenteuerlich gewesen sein.

So versuchten sie denn, sich zu vereinigen und zu erhalten, indem sie Städte gründeten. Aber als sie zusammengetreten waren, da taten sie wieder einander Unrecht und Schaden an, weil sie eben die Kunst, den Staat zu verwalten, noch nicht besaßen, so daß sie sich von neuem zerstreuten und umkamen.¹

Das Entscheidende an Technik ist nichts Technisches

Es ist nicht nur unangebracht, sondern gefährlich, noch immer zu glauben, *Technik* sei nichts weiter als ein *Werkzeug*, dessen man sich nach Lust und Laune bedienen kann. *Technik* dient nicht, sie herrscht: Wir sind es, die sich anpassen müssen, wenn wir uns, unser Leben, unsere Lebens- und Arbeitswelten, unsere Persönlichkeit und Intimität immer weiter adaptieren lassen.

Das Entscheidende an der Technik ist nichts Technisches. Darauf hat KLAUS KORNWACHS vielfach hingewiesen: Jede Technik braucht eine *Hülle*, ohne die sie gar nicht arbeiten kann.

Die organisatorische Hülle einer Technik ... enthält die Anteile an Organisation und deren Regeln ..., die erforderlich sind, um die Geräte adäquat interagieren zu lassen. Dabei kann ein Gerät immer mehr Funktionen realisieren, als in ihm angelegt sind.²

¹Platon: Protagoras. In: Sämtliche Werke. Berlin [1940]. Bd. 1. S. 74.

²Klaus Kornwachs: Strukturen technologischen Wissens. Analytische

Die organisatorische Hülle einer Technik umfaßt alle Organisationsformen, die notwendig sind, um die Funktionalität eines technischen Artefakts überhaupt ins Werk setzen zu können.¹

Aber so sehen, erfahren und erleben wir es nicht. Wir glauben vielmehr, uns im Alltag der *Technik* nur zu bedienen, und meinen allen Ernstes, ihre Dienstbarkeit sei etwas, das wie ein Flaschengeist zusätzlich hinzukommt. Wir rufen sie nur, um ihr zu befehlen, uns zu Diensten zu sein, tatsächlich aber verhält es sich anders:

Wir erleben Technik meist unbewußt, sie ist oft unsichtbar, sie funktioniert fast selbstverständlich. Wir halten sie für eine Errungenschaft der Naturwissenschaft und der Zivilisation und beginnen unsere Fragen erst zu stellen, wenn sie eben nicht oder nicht mehr funktioniert. Dabei stellen wir fest, daß wir meist gar nicht wissen, wie und warum Technik funktioniert, wer sie in die Welt gestellt hat, wer damit etwas vorhat und wer damit welche Interessen verfolgt. Und wir stellen auch fest, daß Technik, so gut sie gemeint sein mag, zuweilen gar nicht funktioniert, weil das, was sie zum Funktionieren braucht, gar nicht gegeben ist. Dieses Etwas ist ... nichts Technisches, sondern eher etwas Organisatorisches ...²

Sobald neue, revolutionäre Technik aufkommt, verändert sich die Kultur, die Weltanschauung, das Leben, die Redeweise und sogar das Empfinden. Mit jeder technischen Revolution kommen neue Götter und neue Menschenbilder auf, weil sich damit die

Studien zu einer Wissenschaftstheorie der Technik; Berlin 2012. S. 118.

¹Klaus Kornwachs: Philosophie der Technik. Eine Einführung; München 2013. S. 22f.

²Ebd. S. 10.

Lebensumstände sehr schnell fundamental wandeln: Neue Zeiten, neue Götter.

Mit der Götterdämmerung ist zu guter Letzt die Reihe an den Menschen gekommen. Wir beherrschen aber die göttliche Scheidekunst nicht, das Gute vom Übel abzutrennen, um dann alles Unerwünschte einfach auf Flaschen zu ziehen. — Wir beherrschen weder die Fähigkeit, allein durch Sehen bereits zu wissen, noch können wir uns nonverbal einfach durch Blicke verständigen. Wir müssen Worte machen und sind dabei auf langwierige Diskurse verwiesen, in denen es erst allmählich gelingen kann, komplexe Konstellationen aus den unterschiedlichsten Perspektiven nach und nach in den Blick zu bekommen.

Schon gar nicht ist es uns als Menschen gestattet, nach Art der Götter in unseren Ratschlüssen unergründlich zu sein, ohne mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen. Also müßte sich eine umfassende Vernunft mit dem Anspruch, den *Pantheon aller Götter* tatsächlich zu verkörpern, dann auch auf wirklich alles verstehen, was diese nun einmal repräsentieren.

Das wahrhaft Göttliche am Menschen dürfte allerdings darin liegen, gar nicht erst Gott zu spielen, weil wir es nicht wirklich können. Was bleibt ist der Trost, daß die Götter ohnehin unsere Erfindungen sind, aus guten Gründen, denn wir müssen immer wieder Maß nehmen — an und mit ihnen.

*Der Mensch ist das Maß aller Dinge, der seienden, daß (wie) sie sind, der nicht seienden, daß (wie) sie nicht sind.*¹

¹Er [Protagoras] sagt nämlich, der Mensch sei das Maß aller Dinge, der seienden, wie sie sind, der nichtseienden, wie sie nicht sind. (Platon: Theaitetos 152a. In: Werke in acht Bänden. Grch. u. Dtsch. Übers. v. F. Schleiermacher; Darmstadt 1990. S. 31.) — Siehe hierzu: Heinz-Ulrich Nennen: Der Mensch als Maß. Über Protagoras, Prometheus und Pandora; (ZEITGEISTER 1) Hamburg 2018.

Mythos und Forschung

NEOLITHISCHE REVOLUTION: WAS GESCHAH VOR 12.000 JAHREN?
 — WILDBEUTER UND ZIVILISIERTE HABEN ANDERE ›PARADIESE‹ —
 DER EIGENTLICHE SÜNDENFALL: WIE DIE ARBEIT IN DIE WELT
 KAM — FREIE, SESSHAFTE UND SKLAVEN: VON JÄGERN, STÄDTERN
 UND BAUERN — DER ERSTE TEMPEL, VON JÄGERN ERBAUT —
 LANDWIRTSCHAFT ALS NEBENFOLGE BEIM TEMPELBAU — BAUERN
 ARBEITEN LÄNGER UND HÄRTER ALS ANDERE — DIE WARNUNG VOR
 ›WEIBLICHEN‹ FRAUEN IN DER WILDNIS DER STÄDTE: KURTISANEN

Zivilisation und Wildnis	39
Von Menschen und Zivilisierten	39
Nomaden und Sesshafte	43
Neolithische Revolution und Sklaverei	47
Von Herrschern und Beherrschten	54
Gott und Gewissen, Kain und Abel	54
Göbekli Tepe: Heiligtum der neuen Herren	71
Freie und Unfreie, Adel und Untertanen	81

Zivilisation und Wildnis

Von Menschen und Zivilisierten

Folgt man HESIOD, so ist EPIMETHEUS ein Tor, *ein Übel von Anfang den brotverzehrenden Menschen*¹ — Es versteht sich, worum

¹Hesiod: Theogonie. In: Sämtl. Werke. Übers. v. Thassilo v. Scheffer; hrsg. v. E. G. Schmidt; Leipzig o. J. S. 26, Zeile 513f.

es sich bei diesen ›Brot essenden Menschen‹ nur handeln kann: Es geht um die seßhafte Lebensweise von Bauern und Städtern, mit allen Vor- und Nachteilen. Aus Gründen der Rechtfertigung hat der Mythos dem PROMETHEUS eigens einen Bruder zur Seite gestellt, der für alles verantwortlich sein soll, was schief geht im *Prozeß der Zivilisation*.

Viel zu viel hat sich fundamental verändert, aber die Imagination längst vergangener Zeiten scheint noch lebendig genug zu sein. Das macht die Kritik des Mythagogen so bemerkenswert: Er will sich mit den gegebenen Verhältnissen nicht anfreunden und sieht in der alles unwälzenden Entwicklung keinen Fortschritt, sondern vielmehr einen katastrophalen Niedergang. Sogar die Verhältnisse der Geschlechter haben sich radikal verändert.

Wenn HESIOD darauf seine Warnung vor dem Typ der PANDORA im speziellen und *Frauen* im allgemeinen anstimmt, so sollten wir darin allerdings eine Allegorie sehen. Diese Kritik hat nämlich einen Hintersinn, der von fast allen Interpreten nicht verstanden worden ist. Denn so, wie sie beschrieben wird, kann gar nicht *die* Frau als solche gemeint sein, sondern eben der neue Typ einer mondänen Städterin.

Nicht anders verhält es sich mit dem *Herdfeuer*, über das wir bereits seit rund 800 000 Jahre nachweislich verfügen, eine Zeitspanne also, die selbst für ZEUS etwas lang sein dürfte. — Nimmt man daher nun auch die PANDORA allegorisch, so ist es weit mehr als eine wohlfeile Abrechnung mit dem anderen Geschlecht. Vielmehr geht es wieder um eine dieser mitbedingten Folgen, die man sich bei der Urbanisierung mit eingehandelt hat, die Gender-Problematik, die damit einhergegangen ist.

Vor sechs oder sieben Millionen Jahren wagten sich in Ost- und Südafrika ursprünglich waldbewohnende Primaten — in etwa von der Größe heutiger Schimpansen — immer häufiger in die Savannen hinaus. Dort soll es, so die immer wieder vertretene

Vermutung, zum aufrechten Gang gekommen sein, und, was noch wichtiger ist, zum Verlassen angestammter Biotope. Der ›Savannenhypothese‹ zufolge soll es zum aufrechten Gang gekommen sein, um im hohen Gras besser zu sehen...

Diese Modellvorstellung ist mir allerdings schon immer seltsam vorgekommen und kann inzwischen tatsächlich als erschüttert gelten, denn die Aufrichtung fand vermutlich in Ufernähe statt. — Der Prozeß dieser Loslösung von biologischen Vorgaben ist allerdings bemerkenswert, weil diese Vormenschen, wie es scheint, mehr oder weniger bewußt das Leben auf Bäumen hinter sich ließen, um andernorts ein anderes, wohl ›besseres‹ Leben zu führen.

Ganz im Sinne der *Out-of-Africa-Theorie* spricht nach wie vor nicht ein einziger Fund dagegen, daß die Wiege der Menschheit in Afrika stand. Alle, wirklich alle bislang gefundenen frühen Hominiden stammen ursprünglich ausnahmslos aus Afrika. Wieder und wieder kamen neue Einwanderer der Gattung *Homo* nach Eurasien und gelangten schließlich über die Beringstraße nach Amerika und auf Booten sogar bis nach Neuseeland und Australien.

Der seit den 80er Jahren neu angefachte Streit zwischen den *Afrikanisten* und den *Multiregionalisten*, wonach nicht alle Menschentypen immer wieder aus Afrika eingewandert sind, sondern sich auch lokal herausgebildet haben könnten, bleibt allerdings offen, obwohl noch immer keine schlüssigen Beweise vorgelegt werden konnten.¹ — Als vor etwa 100 000 Jahren erste Gruppen des *Homo sapiens* zunächst nach Europa und dann in Vorderasien einwanderten, lebten sie genetisch nachweisbar auch mit Neandertalern zusammen, die zu diesem Zeitpunkt bereits ca.

¹Jörg Albert: *Out of Africa oder Multiregionalismus?* In: Telepolis, 24. Juni 2018.

500 000 Jahre lang das Eiszeitland bewohnten, bis sie dann vor etwa 40 000 ausstarben.

Zwischen dem ersten Auftreten unserer Gattung außerhalb der afrikanischen Heimat und der Neolithischen Revolution liegen mindestens drei große Eiszeiten. Die Gattung Mensch hatte sich somit wenigstens eineinhalb Millionen Jahre lang als tauglich für das Leben außerhalb der tropischen Urheimat erwiesen. Sie kamen zurecht mit Zeiten, in denen es in Europa so warm war, daß Nilpferde an den nordeuropäischen Flüssen lebten... Die Gattung Mensch überstand aber auch die großen Kaltzeiten mit tief gefrorenen Böden... Dennoch änderte sich so gut wie nichts an ihrem Leben als Jäger und Sammler.¹

Dann muß es zu jenem Ereignis gekommen sein, das im *Mythos vom Paradies* etwas irreführend dargestellt wird, weil dort von einem *Garten* die Rede ist. — Auch der Mythenkomplex um den PROMETHEUS thematisiert dieses Ereignis, nämlich das der *Neolithischen Revolution*. Gemeint ist damit das phänomenale, bis dato nie dagewesene Aufkommen von Keramik, Ackerbau und Sektätigkeit.

Das ist dann auch der vermeintliche Sündenfall. Darum ranken sich diese Mythen. Es geht nicht um den Ursprung der Menschheit, nicht um die *ersten* Menschen, sondern vielmehr um jene Zeit, in der etwas äußerst Seltsames vor sich gegangen ist, was in der Tat der Erklärung bedarf: Allmählich kommt eine vollkommen neue, nie zuvor dagewesene Lebensweise auf.

Also muß sich irgendetwas sehr Bedeutendes vor 15 000 Jahren im Leben mancher Menschengruppe geändert haben; etwas, das es vorher noch nie gegeben hatte.²

¹Josef H. Reichholf: Warum die Menschen sektät wurden. Das größte Rätsel unserer Geschichte; 2. Aufl., Frankfurt am Main 2010. S. 43f.

²Ebd. S. 44.

Nomaden und Seßhafte

Der Mythos vom *Paradies* ebenso wie der von PROMETHEUS kreisen um dasselbe Ereignis. Das Motiv vom Paradies-Garten hat allerdings eine paradoxe Eigentümlichkeit: Es kann kein Garten gewesen sein; nur *freie Natur* kann gemeint sein, eben das freie Leben von Jägern und Sammlern. — Wo der *Seßhafte* nur schreckliche Wildnis erblickt und sich nach einem Garten mit möglichst hohen Mauern sehnt, dort wird der sogenannte ›*Wilde*‹ ein solches Ensemble der Miniaturisierung, der Züchtung und der Selbstdomestikation als widerwärtig empfinden.

Allein die Unterscheidung zwischen *Zivilisation und Wildnis* ist mehr als signifikant, weil sie auf einem Konstrukt beruht. Als ›Wildnis‹ erscheint, was

in den Augen einer Wildbeutergesellschaft ganz anders angeschaut und wahrgenommen wird. — Beide Ursprungsmythen kreisen um das Problem, wie es gekommen sein kann, daß Menschen seßhaft wurden, ob es ein Gewinn oder ein Verlust ist, ein Glück oder vielleicht auch eine Strafe.



Abb. 2: MORITZ VON SCHWIND:
Nixen, einen Hirsch tränkend.
 1846, München. — Quelle:
[Wikimedia.](#)

Das verlorene *Paradies* kann jedoch kein ›Garten‹ gewesen sein, diese Vorstellung ist paläoanthropologisch nicht haltbar. Das Gartenidyll ist typisch für Zivilisierte, die sich zwar in der *urbanen Wildnis* auskennen, aber nicht mehr in der sogenannten *Natur*. — Die Vorstellung vom Urzustand ist eine späte Phantasie, wie sie nur Sesshafte hegen. Wir sollten den Mythos vom Paradies als *Allegorie* deuten, als Versuch, den Verlust des Einklangs mit sich, der Natur und dem Kosmos zu verstehen. Der Mythos hat die Aufgabe, diesen immensen Wandel nachvollziehbar zu machen. Mit dem *Prozeß der Zivilisation* geht nämlich zugleich ein nicht minder bedeutungsvoller *Prozeß der Psychogenese* einher. Dabei ist es zu einer fortschreitenden Veränderung fundamentaler Gefühlswelten gekommen, bis schließlich in modernen Zeiten das Gefühl *transzendentaler Obdachlosigkeit* aufkommt.

Erst vor rund 10.000 Jahren haben Sesshafte die ewige Wanderschaft aller menschlichen Vorfahren aufgegeben. Seither betreiben sie ersatzhalber die unbefriedigte Lust auf Mobilität als *Urlaub*, wenn sie sich zeitweise an fremde Küsten transportieren lassen und sich dort in künstlichen Gärten ganz nahe ans Wasser legen, um darin *all inclusive* ein tierisches Leben zu fristen mit geregelten Mahlzeiten, viel Auslauf, jeder Menge unsinniger Beschäftigungen und noch mehr Entertainment.

Für einen selbstbewußten Vertreter der sogenannten ›*Naturvölker*‹ wäre ein solches Arrangement, der entwürdigende Aufenthalt in einem solchen Menschenzoo, einem *Urlaubsparadies*, nicht nur nicht reizvoll, sondern zutiefst zu verachten. Kein Jäger käme auf die Idee, sich ein unselbständiges Leben in einem künstlichen Garten mit Vollverpflegung und Entmündigung zu erwünschen. Die sogenannte ›*Wildnis*‹ erscheint dem *wilden Denken* als wohlgeordnetes harmonisches Ganzes, fast wie ein ›Garten‹.

Wer in und mit der ›unkultivierten‹ Natur lebt, pflegt einen ganz anderen Umgang mit sich und der Welt, verehrt andere Geister,

hat ein völlig anderes Menschenbild und legt insgesamt sehr viel mehr Wert auf Fähigkeiten des Mutes, der Geschicklichkeit und der Geselligkeit. Es zählt so gut wie gar nicht, was einer *hat*, wichtig ist vielmehr, was einer *ist*, ob der Stolz eines Kriegers berechtigt ist, ob die Würde einer Frau tatsächlich zum Ausdruck kommt. — Nicht *Haben*, sondern *Sein* ist der Maßstab, daher sind in einer *Kultur von Nomaden* auch andere Werte grundlegend als in einer *Kultur von Seßhaften*.

Erst vor diesem Hintergrund läßt sich der Mythenkomplex um PROMETHEUS angemessen auslegen. Zweifelsohne gibt es kaum ein wichtigeres Anliegen, als mit diesem Mythos zu thematisieren, wie es dazu gekommen sein mag, daß Menschen seither in Häusern wohnen, Ackerbau und Viehzucht betreiben, in den Metropolen riesige Zeremonialzentren errichten und vor allem, wie es war, als der *Mammon* in die Welt kam. — Es geht im Kern um diesen beispiellosen Bruch in Tradition, Kultur und Lebensweise. Zum besseren Verständnis eignen sich die einschlägigen *Mythen* vorzüglich, weil sie Rahmenerzählungen liefern und wiederkehrende Erklärungsmuster. Allegorien, Symbole, Götterfiguren und Meistererzählungen lassen sich auch als Modellvorstellungen aufgreifen, neu deuten oder vielleicht sogar umdeuten. — Besonders interessant wird es, wenn wir archäologische Erkenntnisse wie Kontrastmittel hinzuzugeben. Dann sollte sich die Initiative zum *Prozeß der Zivilisation* mit den näheren Umständen, Folgen und Nebenfolgen leibhaftig vor unseren Augen abspielen:

Die Kulturrevolution, von der die Mythen berichten, als der *Prozeß der Zivilisation* in Gang gesetzt wurde, in dem wir uns noch heute befinden und der inzwischen global geworden ist.

Die fundamentale Veränderung der Religion, von den vormaligen Geistern zu urbanen Gottheiten, von der Seele zur Psyche und vom familiären Clan zur anonymen Gesellschaft.

Der überaus folgenreiche Übergang vom Leben in der Natur zu einem Leben in urbanen Welten, das für wenige Auserwählte ein Leben nach Art der Götter möglich machen sollte. — Die Werbung unserer Tage verspricht auch heute noch immer ein Leben in Lichtwelten, die eigentlich nur Göttern offen stehen.

Die Urbanisierung der Seele, weil sich zusammen mit der Außenwelt auch die Innenwelt immer weiter ausdifferenziert. Zugleich wird immer mehr Selbstorientierung notwendig, daher setzt jener Prozeß der *Psychogenese* ein, in dem wir uns noch heute befinden. Immer mehr Innenwelten, immer mehr Individualität entstehen und die Götter werden dabei allmählich internalisiert.

Die Entwicklung von Hochkulturen, der Wissenschaften und der Künste. Dazu immer neue Medien, die inzwischen bereits die Grenzen von Raum und Zeit überwinden; die Metapher vom *Globalen Dorf* hat derweil auch etwas Unheimliches.

Wir haben mit der mythischen Figur des PROMETHEUS und dem sich darum rankenden Mythen-Komplex eine umfassende Allegorie für diese Umbruchzeiten. Aber erst wenn die inzwischen vorliegenden Kenntnisse aus Archäologie, Ethnologie und Anthropologie eingebracht werden, erst dann beginnt die eigentliche Arbeit an und mit diesem Mythos. Dann erst sind wir einigermaßen davor gefeit, nicht auf falsche Fährten gelockt zu werden, wie es so oft gerade in Hinsicht auf die Deutung der PANDORA geschehen ist.

Derweil dürfte der interessanteste Befund über den Mythos vom PROMETHEUS derjenige sein, daß dieser Komplex noch Potentiale hat, die nicht ausgeschöpft sind, weil schließlich auch der *Prozeß der Zivilisation* in immer neue Krisen gerät. Es ist daher durchaus von Interesse, alte Mythen neu sprechen zu lassen in der Hoffnung, ob nicht die Anfänge der Zivilisierung sehr viel aussagen über das spätere Wesen und auch das Schicksal einer Zivilisation, die inzwischen fast schon den ganzen Planeten umfaßt.

Neolithische Revolution und Sklaverei

Nicht nur PROMETHEUS, auch der Bruder EPIMETHEUS, die allseits beschenkte PANDORA, der geniale Erfinder HEPHAISTOS, der umtriebige Götterbote HERMES und schlußendlich auch der Held aller Helden, HERAKLES, sind mustergültige Figuren, die erst mit der Zivilisation aufkommen. Das erschließt sich allerdings erst dann, wenn im Hintergrund einer Theorie über den *Prozeß der Zivilisation* auch eine Theorie über die *Psychogenese* weitere Anhaltspunkte liefert, um zu deuten, worauf alle diese Götterfiguren allegorisch anspielen, welcher Teil unserer Psyche jeweils gemeint sein könnte.

Erst dann läßt sich manches sehr viel besser verstehen von dem, was bei HESIOD mehrdeutig dargestellt worden ist. Denn mit dem angeblich so einfältigen Bruder EPIMETHEUS und der oft als EVA, als erste Frau falsch gedeuteten PANDORA, hat es in diesem historischen Kontext eine ganz eigene Bewandnis. — Auch die Vorstellung, daß die *Neolithisierung*, also die Verbreitung des Ackerbaus, gleichsam von Dorf zu Dorf vonstatten gegangen sei, daß so auch die ersten Städte entstanden sind, ist inzwischen überholt.

Niemand kann sich von heute auf morgen entschließen, fortan *Ackerbau* zu betreiben, ohne zwangsläufig an fehlender Technik zu scheitern. Zudem machen die Ahnen so etwas nicht mit, und auch die Mythen sprächen dagegen, weil sie die alten Verhältnisse legitimieren, aber keine neuen. Ein solches Unterfangen würde zu großen Problemen mit dem Clan und den Clangeistern führen. Sie würden die ›neumodischen‹ Opfer ebensowenig akzeptieren, wie dasjenige des KAIN. — Niemand wird auf diese Weise darauf gekommen sein, *Ackerbau* zu betreiben und nicht ein einziger Wildbeuter käme auf die Idee, sich zu *so etwas* herzugeben, denn es sind nicht gerade ›edle‹ Tätigkeiten, die da anfallen.

Mit dem Ackerbau kommt die *Seßhaftigkeit* in die Welt, einfach weil es erforderlich ist, vor Ort zu wohnen und in der Tat von morgens bis abends zu arbeiten. Die Frage ist nur, warum eigentlich, und vor allem: Wozu? — Versuchen wir also, Motivforschung zu betreiben: Mit der Vertreibung aus dem Paradies des Wildbeutertums, mit der Festsetzung auf einem dieser frühen Bauernhöfe, mit der Urbanisierung und vor allem mit der Zivilisierung beginnt eine erstaunliche Phase der *Selbstdomestikation des Menschen*. Betrachtet aus der Perspektive eines freilebenden Jägers, eines sogenannten ›Wilden‹, ist das Ganze für Betroffene alles andere als beneidenswert, es ist eine Katastrophe.

Die Bereitschaft, das Aufkommen von Landwirtschaft und Seßhaftigkeit unvoreingenommen zu beurteilen, hält sich jedoch in Grenzen. Per se wird darin etwas Fortschrittliches gesehen. Daher kommt dann auch nur ein Teil von dem in den Blick, was diese Kulturrevolution wirklich ausmacht und was sie sonst noch alles mit sich gebracht hat.

Wir neigen dazu, darin einen *Fortschritt* zu sehen, und unterstellen eine individuell gewollte, bewußt vorgenommene, mehr oder minder frei gewählte Entscheidung für die neue Lebensweise. — So kann es aber nicht vonstatten gegangen, so kann die Initialisierung nicht wirklich zustande gebracht worden sein. Um eine solche Massenbewegung von Siedlungsbauern in Gang zu bringen und auch in Gang zu halten, ist einiges mehr erforderlich.

Agrarökonomie ist sehr komplex. Ein einzelnes Gehöft, einen Weiler oder bereits ein ganzes Dorf so zu bewirtschaften, auf daß die Stoffflüsse sich alsbald schon wechselseitig befördern, ist mehr als schwierig, zumal dann, wenn noch gar keine Erfahrungen vorliegen und zudem alle erdenklichen Grundlagen fehlen. — Wir haben es hier auf die *Conditio sine qua non* abgesehen, daher sollen auch die einschlägigen Mythen bemüht werden, weitere Anhaltspunkte zu liefern.

Es ist nämlich geradezu unvorstellbar, wie es überhaupt gelingen konnte, das Projekt der Zivilisation in Gang zu bringen. Von Interesse ist daher die *Bedingung für die Möglichkeit*, daß es überhaupt gelingen konnte. — Derweil kann die klassische Annahme vom ganz allmählichen Fortschritt nicht hinreichend sein, weil es nicht möglich ist, sich über Generationen erst einmal erfolglos in der neuen Subsistenzweise experimentell zu versuchen. Erforderlich sind zusätzliche Hypothesen, die erklären müssen, was unerklärlich scheint: Also was hat das Unmögliche möglich gemacht?

Die ersten Bauern werden wegen typischer Bandmuster auf ihrer Keramik als *Bandkeramiker* bezeichnet. Sie haben über große Distanzen hinweg ihre Identität bewahrt. — Aber hinter dieser ersten Kultur der Ackerbauern muß eine *Macht* gestanden haben, die alles vorantreibt, koordiniert und im Zweifelsfall auch verteidigt. Eine unbekannte *Herrscherkaste*, die den nötigen Landfrieden garantiert und vor allem auch für die Sicherheit der Handelswege sorgt, muß angenommen werden.

Die Vermutung ist daher gar nicht so abwegig, daß es sich bei den ersten Bauern um *Unfreie* gehandelt haben dürfte, überwacht von einem *Ur-Adel*, deren Mitglieder einer eurasischen Elite von Jägern entstammten. — So, nur so wird die erforderliche konzertierte Aktion vorstellbar, nur wenn eine *Schutzmacht* im Hintergrund stand, eine Herrschaft, die von diesen Bauern lebte, zugleich aber darüber wachte, daß diese leben und vor allem arbeiten konnten.

Gegen Mitte des 7. Jt. v. Chr. kann man erkennen, wie die neolithische Lebensweise — ohne irgendwelche Vorläufer — zunächst im südöstlichsten Teil des europäischen Kontinents, auf dem Anatolien nahe gelegenen griechischen Festland und in der Ägäis in Erscheinung tritt und sich innerhalb der vergleichsweise kurzen Zeitspanne von 1000

*Jahren bis nach Mitteleuropa verbreitet — ein Prozeß, der radikale Veränderungen beinhaltet.*¹

Derweil ist noch immer umstritten, wie sich dieser Wandel vollzog. Verbreitete sich nur das *Wissen* immer weiter aus oder waren es *Menschen*, die mit dem neuen Wissen einwanderten? Allgemein habe sich inzwischen folgendes Bild darüber ergeben, so MEHMET ÖZDOĞAN:

*Die neolithische Lebensweise durchlief in einem vom Nahen Osten bis hinein nach Zentralanatolien reichenden Gebiet einen viele tausend Jahre dauernden Entwicklungsprozeß, ohne jedoch aus diesem Gebiet nach außen vorzudringen.*²

Dieser Raum könne als ›Kerngebiet‹ der neolithischen Lebensweise bezeichnet werden, und darin

*haben sich nicht nur sämtliche Sozialformen der neolithischen Lebensweise sowie grundlegende Elemente wie Architektur, Reibsteintechnologie, Domestizierung von Pflanzen und Tieren entwickelt, sondern ebenso Elemente wie organisierter Rohmaterialaustausch, Kunst und Kultsysteme.*³

Allerdings geht die Herrschaft, die hinter dieser Bewegung vermutet werden muß, ganz offenbar keineswegs mit auf Wandererschaft. Die ausgehend vom Kerngebiet immer weiter entwickelten Techniken der Kultur und der Architektur, die neu aufgekommene Fähigkeit, auch bereits monumentale Kultgebäude zu errich-

¹Mehmet Özdoğan: Von Zentralanatolien nach Europa. Die Ausbreitung der neolithischen Lebensweise. In: Badisches Landesmuseum Karlsruhe (Hrsg.): Die ältesten Monumente der Menschheit. Vor 12.000 Jahren in Anatolien, Begleitb. z. Ausst. i. Badischen Landesmuseum vom 20. Jan. bis zum 17. Juni 2007; Stuttgart 2007. S. 150–161. Zit. v. S. 150.

²Ebd

³Ebd. S. 151.

ten und erste legendäre Kunstwerke zu schaffen, aber auch das Kunsthandwerk für Luxus- und Statusobjekte, das alles macht die Metropolen als Kult- und Machtzentren groß und größer, von denen diese Entwicklung ihren Ausgangspunkt nahm. In den entlegenen Siedlungen finden sich allenfalls Rudimente dessen, was in den Zentren an Luxus, Wohlleben und Hochkultur bereits möglich geworden war:

Das deutete darauf hin, daß im Prozeß der Westausbreitung der bäuerlichen Lebensweise die Eliten (Führungskräfte/Geistlichkeit) im Kerngebiet verblieben sind.¹

Immer wieder wird die einschlägige Bibelstelle bemüht, die allerdings erst vor diesem Hintergrund nachvollziehbar wird, wenn es heißt, *im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brot verzehren*. Wir sollten bei der Arbeit an den Mythen ganz bewußt auch neueste Erkenntnisse mit einbringen. Erst dann werden sie erneut zu sprechen beginnen, weil sie auch uns noch immer etwas Neues zu sagen haben — über uns selbst.

Im Mythos von KAIN und ABEL zeigt sich die zunehmende Entfremdung zwischen sesshaften *Ackerbauern* und nomadischen *Hirten*. Es dürfte für beide Seiten vorteilhaft sein, einander zu verschonen, vor allem um Tauschhandel zu betreiben. Vielleicht versucht aber auch eine Seite, die andere zu vernichten, eben weil man einander so ungeheuer fremdartig erscheint. — Bedroht fühlt sich eher der *Sesshafte*, weil der *Nomade* stets ausweichen kann. Allerdings ist es auch mehr als befremdlich für Wildbeuter und Viehzüchter, wenn Ackerbauern sich irgendwo niederlassen und fortan behaupten, das in Anspruch genommene Land sei nunmehr ihr *Eigentum*: Betreten verboten!

Der Mythos vom biblischen Brudermord inszeniert eigens einen *Opferwettstreit* um die Gunst eines einzigen Gottes. Wie üblich

¹Ebd. S. 153.

soll Rauch als Medium die Gaben zu den Göttern befördern. Entscheidend ist aber, *wo* sie ›wohnen‹: In den Dingen (Wildbeuter), in der Erde (Ackerbauern) oder ganz entlegen im Himmel (Zivilisierte) über den Wolken.

Während die Götter beim Zivilisierten stets jenseitig enthoben sind, also weit ›über‹ den Dingen im transzendenten Jenseits residieren, rechnen die Vertreter von Naturreligionen selbstverständlich im Diesseits leibhaftig mit ihnen. — Als Wesen der Dinge sind die Geister in den Sternen, Bergen, Quellen, Flüssen, Tieren, Pflanzen, Bäumen, in heiligen Hainen und ganzen Landschaften, eben ›in‹ den Phänomenen selbst.

Gerade *Bauern* müßten sich eigentlich eher solchen lokalen und vegetativen Gottheiten verbunden fühlen. Dennoch kommt die Idee eines *transzendenten Gottes* auf, der jedweder Eudämonie, allem Panpsychismus, jeder Naturreligion und vor allem auch jeglichem Polytheismus mit Macht und Gewalt ein Ende bereitet. Es ist phänomenal, wie sehr sich die, die auf der Scholle arbeiten, immer schon haben einschüchtern und bevormunden lassen, vor allem in religiösen Angelegenheiten. — In ihrer Verwundbarkeit sind gerade *Bauern* besonders empfänglich für vielerlei »Schutz«, durch Götter, Herren, aber auch Geister und Dämonen.

Wer seßhaft wird, grenzt sich von der Umwelt ab, und die Welt bleibt außen vor. Alles wird zum Winkel und schrumpft auf ein Mindestmaß. Der Horizont verschwindet, der Blick wandert nicht einmal mehr verstohlen über den Zaun. *Arbeit* von morgens bis abends, mühselige Plackerei ohne jede Idylle. Das sind keine freien, stolzen, spielerischen Menschen mehr. Der Blick auf den Anderen wird eiskalt, es geht um Arbeitskräfte wie Nutztiere, nicht mehr um Menschen.

So wird der Kosmos zur Welt und dann als Natur degradiert, die zuviel Wildheit hat. In den Augen der Züchter müssen Mensch und Natur mit Härte überwältigt, gezähmt, gezüchtet, gezüchtigt

und dienstbar gemacht werden. Alles, was frei ist, soll gebunden werden, sonst stört es den geregelten Ablauf im täglichen Arbeits-Elend. Kaum verwunderlich, daß die Götter ins Jenseits auswandern. Das rudimentäre bäuerliche Leben ist kein In-der-Welt-Sein mehr, sondern allenfalls noch ein Mit-allem-dem-Auskommen-Müssen. — Dieser Bruch in der Lebensweise ist derart radikal, innerlich wie äußerlich, daß es nichts Vorheriges gibt, das auch nur annähernd vergleichbar wäre.

Die neue Subsistenzweise läßt sich nicht nebenher betreiben, entweder ganz oder gar nicht. Weil das Arbeitsaufkommen so exorbitant hoch ist und von morgens bis abends andauert, bleibt nicht einmal mehr Zeit, noch auf die Jagd zu gehen. Die ganze Lebensweise wandelt sich fundamental. Nichts bleibt, wie es ehemals war: Die familiären Verhältnisse ändern sich, vor allem auch die Geschlechterrollen; das Leben, die Nahrung, die Kulte, die Götter, die Politik, die Arbeit — alles wird anders.

Waren Nachkommen zuvor noch seltene Wunschkinder, so werden sie fortan vor allem als Arbeitskräfte gebraucht. Wenn daher die bald einsetzende *Bevölkerungsexplosion* als signifikanter Beweis für den Erfolg der neuen Wirtschaftsweise ausgedeutet wird, weil doch mehr Individuen ernährt werden konnten, so ist diese Bewertung einfach nur blauäugig. Übersehen werden die sozialen Verhältnisse, das Elend, die Unfreiheit, die Angst und die unselige Mühsal. — Das waren keine freien Menschen mehr, nur noch Arbeitskräfte, die fortan das Licht der Welt im Dunkel ihrer Arbeitshöhlen erblickten.

Wer waren diese ersten Ackerbauern? Anfangs können es nur Mesolithiker gewesen sein, die nunmehr zu Neolithikern wurden. Aber die ganze Kultur, das Selbstverständnis, die Lebensart ist vollkommen anders. Und im Vergleich zum vormaligen Noma-denleben ist die sesshafte Subsistenzweise nicht nur revolutionär, sondern zugleich sehr fragil, angreifbar und äußerst verletzlich.

Die Neolithisierung kann gar nicht ohne Zwang, ohne ›Schutz‹ etabliert worden sein, denn kein Mesolithiker wird sich freiwillig für solche Tätigkeiten hergeben.

Bereits die ersten Bauern müssen Leibeigene, zumindest Abhängige, also Unfreie gewesen sein, vielleicht Gefangene, die von weither geholt worden sind, verschleppt, versklavt und rechtlos, vor allem aber eingeschüchtert durch religiös motivierte Ängste und reale Gewalt, die von Herren und Priestern ausging. — Wie wenig verlockend das Leben dieser ersten Landarbeiter gewesen sein dürfte, schildert der Naturhistoriker JOSEF REICHHOLF:

Der Ackerbau erfordert feste Wohnsitze. (...) Das Brot als ›Frucht des Ackers‹ muß nicht nur im Schweiße des ›Angesichts‹ erworben werden, sondern unter harter körperlicher Arbeit insgesamt. Sie gleicht einer Strafe und nicht dem Wanderhirten- oder freien Jägertum als Lebensform. (...) Feldarbeit bedeutet bis in die Gegenwart Frondienst. Aufgehalst wurde sie den von ihren Herren Abhängigen. Als Knechte oder Pächter hatten sie die Feldarbeit zu verrichten, unterstützt von Frauen und den Kindern der Armen. Fröhlich wie das Jagen war der Ackerbau nie. Die Ackerbauern waren die Arbeitskräfte, die sklavengleich das zu erzeugen hatten, was die Herrscher- und die Priesterklasse beanspruchte.¹

Von Herrschern und Beherrschten

Gott und Gewissen, Kain und Abel

Wir haben es von Anfang an mit einer sozio-kulturell, sozial-ökonomisch, machtpolitisch und psychologisch sehr komplexen Situation zu tun und müßten schon, um überhaupt nachvollziehen zu können, wie die Initialisierung dieser neuen Lebensform

¹ Josef H. Reichholf: Warum die Menschen sesshaft wurden. A. a. O. S. 281.

vonstatten gegangen sein mag, eine sehr umfassende Modellvorstellung entwickeln. Entscheidend ist, daß es ein Bruch mit der Tradition war, keine allmähliche Verbesserung für alle.

Wie groß dieser Bruch tatsächlich gewesen sein muß, läßt sich ex negativo am biblischen Mythos vom Brudermord verdeutlichen. Aber nicht nur KAIN und ABEL, sondern auch ROMULUS und REMUS und viele vergleichbare Plots und Figuren, auch in manchen Western, gehen auf dieses Grundmotiv zurück, daß es zwischen Hirten und Bauern zu tödlichen Konflikten kommen muß, sobald sie einander zu nahe kommen.

Wer einfach weiterziehen kann, sobald im wahrsten Sinne des Wortes alles ›abgegrast‹ ist, wer dementsprechend ein reichlich verwüstetes Land hinterläßt, das sich erst allmählich wieder erholt, hat einfach ein anderes Verhältnis zur Weide, zum Acker, zum Leben im Besonderen und im Allgemeinen. — Zäune sind dagegen der Inbegriff dessen, daß sich beide Lebensweisen ganz und gar nicht miteinander vertragen.

Wenn daher KAIN den vermeintlichen ›Bruder‹ *Abel* auf seinen Acker ›führt‹, dann ist das bereits ein manifester Anlaß zum Totschlag. Würde ABEL seine Herde dort weiden, der Acker wäre im Nu verwüstet und für KAIN wäre viel Mühe vergeudet. — Daher gehen Siedler und Nomaden einander aus dem Wege, weil sie dieselben Ressourcen auf völlig unterschiedliche Art nutzen und ansonsten *ökologisch* miteinander in tödliche Konkurrenz geraten müßten.

Es gibt normalerweise keine Konflikte zwischen Bauern und Hirten, denn ein Hirte muß seine Herde weder notgedrungen noch ungefragt auf Ackerland führen. Beim mythischen Opferwettstreit geht es jedoch um zwei unvereinbare Subsistenzweisen, also um einen Verdrängungswettbewerb zwischen Nomaden und Sesshaften. Und alles wird entschieden vor den Augen eines Gottes, der anfangs noch ganz auf Seiten der Hirten steht. — Ethnologisch

ist es allerdings grotesk, daß beide demselben Gott opfern, zumal dieser aus seiner Voreingenommenheit gar kein Hehl macht. Beide opfern das Ihre, KAIN von den Früchten des Feldes und ABEL von den Erstlingen seiner Herde.

Der Mythos beginnt unmittelbar nach der Vertreibung von ADAM UND EVA aus dem Paradies, als wären beide Söhne die Begründer späterer Lebensweisen, denn ABEL wird Schafhirt, KAIN dagegen wird Bauer. Die tatsächlichen Konstellationen sind allerdings etwas komplexer, denn eigentlich haben wir es mit einem paläoanthropologischen Problem zu tun.

Aus legitimatorischen Gründen führt dieser Mythos nicht das Ganze vor Augen: Es fehlt ein entscheidendes Detail, die Antwort auf die Frage, warum denn die vermeintlichen ›Brüder‹ überhaupt in den ominösen Opferwettstreit geraten. — Irgendwer oder irgendwas muß sie davon abgehalten haben zu tun, was sie ansonsten getan hätten: einander Raum gewähren und ggf. einfach ausweichen. Während der Mythos die mörderische Konfrontation in Szene setzt, sollten wir also darüber spekulieren, warum beide einander nicht haben ausweichen können.

Die beiden Subsistenzweisen sind schließlich gleichermaßen revolutionär. Weder das Dasein von *Hirten* und schon gar nicht das von *Bauern* entspricht der ursprünglichen Subsistenzweise ›des‹ Menschen, alles das entsteht überhaupt erst im Zuge der *Neolithischen Revolution*. Bis zu dieser Übergangsphase war die Lebensweise von Wildbeutern obligatorisch.

Das Leben als Sammler und Jäger beherrschte die gesamte Geschichte der Menschheit bis zu dieser Umbruchzeit. Der *Ackerbau* kommt erst ca. 10 000 Jahre v. u. Z. auf, auch die *Viehzucht* ist kaum wesentlich älter. Der Mythos vom Brudermord erwähnt aber nur die beiden neuen Subsistenzweisen *Bauern* und *Hirten*, nicht jedoch die althergebrachte der *Jäger*. — Wir haben es in dieser Konstellation allerdings nicht nur mit zwei, sondern mit

drei Lebensweisen zu tun. Darüber schweigt der Mythos sich aus, allein der tödliche Konflikt zwischen Hirten und Bauern soll entscheidend sein.

Die Tatsache, daß es überhaupt zum Opferwettstreit zweier einander so fremder Lebensweisen kommen konnte, gibt Anlaß zu weiteren Spekulationen darüber, wie die Bedingungen beschaffen sein mochten, auf daß sich beide so miteinander messen mußten. Wir sollten daher die Idee eines übergreifenden Ganzen anbringen, die Vorstellung einer Einheit in der Vielfalt, einer gewaltsamen Klammer, die beide Subsistenzweisen zusammenbringt und auch zusammenhält.

Eine politisch-religiöse Machtelite muß im Hintergrund agiert haben, von der ein unerbittlicher Zwang zur Vergesellschaftung ausging. Eine elitäre Kaste von Jägern, Herrschern und Priestern hat ganze Landstriche unter ihre Kontrolle gebracht. — Erst mit dieser Annahme wird die Entwicklung der Neolithisierung, aber auch der Mythos vom Brudermord vorstellbar: Wo in einem dieser früheren Staaten gleich ganze Clans von Ackerbauern und Nomaden miteinander zwangsvereinigt werden, dort kann es allerdings zu einem derart agonalen Opferwettstreit kommen. Religion ist Politik. Stets wird die Lösung agonaler Machtkonflikte den Göttern anheimgestellt, und oft sind deren Ratschlüsse bereits präjudiziert:

Und es geschah nach einiger Zeit, da brachte KAIN von den Früchten des Ackerbodens dem HERRN eine Opfergabe.

Und ABEL, auch er brachte von den Erstlingen seiner Herde und von ihrem Fett. Und der HERR blickte auf ABEL und auf seine Opfergabe;

Aber auf KAIN und auf seine Opfergabe blickte er nicht. Da wurde KAIN sehr zornig, und sein Gesicht senkte sich.¹

¹1. Buch Mose, Genesis 4, 3–5.

Offenbar ist der hier verehrte Gott ganz und gar nicht auf Seiten derer, die neuerdings von den Früchten des Feldes zu leben versuchen. Ihm steht noch immer der Sinn nach dem Fleisch und dem Fett der Schafe, nicht nach dem Rauch von Getreide und Feldfrüchten. — JAHWE ist ursprünglich ein Gott der Viehzüchter, nicht einer von Bauern, daher läßt er auch offen durchblicken, was ihm gefällt und was nicht.



Abb. 3: UNBEKANNTER KÜNSTLER:
Kain erschlägt Abel. 1886 oder früher. —
Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#).

Dieser Gott verletzt die Prinzipien der gesamtgesellschaftlichen Integration, wenn er so uneinsichtig Partei für eine Seite ergreift und die andere derart düpiert. Eine Integration, ein friedliches Miteinander, ein distanziertes Nebeneinander-Leben von Bauern und Hirten ist so allerdings nicht möglich. Die ungerechte Voreingenommenheit des traditionell dem Hirtentum verbundenen Nomadengottes heizt den Konflikt immer weiter an. Das Opfer von KAIN findet bei ihm keine Gnade, obwohl seine Ernte nicht weniger mühevoll erwirtschaftet und nicht minder ehr-

erbietig geopfert wurde als das Tier-Opfer von ABEL.

Vor dem Hintergrund der Interessen einer immer komplexer werdenden Gesellschaft ist es allerdings ein Unding, gleich die ganze Gruppe der *Bauern* von der Würdigung ihrer Wichtigkeit für das Große und Ganze kategorisch auszuschließen. — Hirten dürften eine entscheidende Rolle gespielt haben, im Neolithikum die Versorgung mit Fleisch sicherzustellen, ohne auf Jagd gehen zu müssen.

Wo zuvor nur *Hirten* und *Jäger* einträchtig nebeneinander lebten, schildert dieser Mythos die soziokulturellen Konflikte, die mit der neuen Lebensweise aufkommen. — Mit Ackerbau, Sesshaftigkeit, Städtebau und Staatsgründung gehen radikale Veränderungen einher, kaum verwunderlich also, daß der alte Gott mit den neuen Zeiten hadert.

Hirten und *Jäger* haben als Nomaden manches gemeinsam, in Kulten und Opfern, in der Vorstellung vom Kosmos, von der Natur und über den Lauf der Dinge. — Dagegen ist die Lebenswelt und die Weltanschauung von *Bauern*, das entbehrensreiche, überaus arbeitssame und äußerst bescheidene Leben, einfach nicht von ihrer Welt. Kaum verwunderlich daher, daß der nachgerade noch zuständige Gott beim Geruch der neuartigen Rauchopfer aus Feldfrüchten angewidert die Nase rümpft.

Die Regeln in diesem Opferwettbewerb sind ethnologisch und semiotisch bezeichnend, weil in den Himmel aufsteigender Rauch als Erfolgskriterium gilt. Das diesem Mythos zugrundeliegende sozio-kulturelle Integrationsproblem läßt sich aber nachvollziehen, wenn wir naive Rückfragen stellen, wie etwa die: Wie müßte man sich eigentlich einen Gott vorzustellen, der gleichermaßen für *Bauern* und *Hirten*, der darüber hinaus vielleicht auch noch für *Jäger* zuständig sein soll?

Warum soll es denn nur ein einziger Gott sein? Warum soll der Rauch eines bäuerlichen Opfers in den Himmel aufsteigen und nicht vielmehr herabfließen zur Erde, die doch alles Leben, alle

Feldfrüchte und Haustiere hervorgebracht hat? *Bauern* leben in ihrer Landschaft, deren Teil sie sind, aus der sie vielleicht niemals herauskommen. Sie leben in ihrem Haus und erleben dort eher das Wirken ganz eigentümlicher Hausgeister, als daß sie sich um irgendein Großes und Ganzes bekümmern würden. — *Jäger* und *Hirten* haben des Nachts den Sternenhimmel über sich. Ihre Götter sind nicht lokal, sondern allgegenwärtig, sie werden daher eher im alles überwölbenden Himmel gefunden.

Bauern nehmen kaum die Landschaft wahr, in der sie tagein tagaus leben und arbeiten. Für sie ist es naheliegend, dem Boden aufs engste verbunden zu sein. Man wird also eher die Lokalgeister vor Ort mit Opfern bei guter Laune halten und im Zweifelsfall die Erdgöttin GAIA fürs Große und Ganze verehren. — Alles spricht für *Polytheismus*, weil nur dann jede gesellschaftliche Gruppe mit ihren Opfern ihre Würdigung erfahren kann.

JAHWE ist zudem ganz offenbar als Gott in die Jahre gekommen, weil er mit den Innovationen in der Technik, mit der Revolution in der Lebensart und der Rebellion in der Denkart so seine Probleme hat. — Die Gretchenfrage wird also äußerst relevant: Kann ein Bauerngott eigentlich über den Dingen schweben? Sollte sich eine solche Integrationsfigur in der Höhe aufhalten, eben im Himmel, oder nicht doch besser auf, vielleicht sogar *in* der Erde?

Wer in den neuen Lebenswelten auf dem Land und in der Stadt von einem vormaligen Nomaden-Gott einen ausgeprägten Sinn für gesellschaftsübergreifende Gerechtigkeit, also ein Verständnis für Bauern *und* Städter erwartet, muß daher enttäuscht werden. Dieser Gott ist eigentlich gar nicht zuständig für alle und dennoch soll ihm geopfert werden, als wäre er es. — Die Situation entfaltet ihre fatale Eigendynamik, wenn der im Opferwettstreit ungerecht bewertete und daher unterlegene KAIN zu allem Überfluß auch noch zurechtgewiesen wird:

Da wurde Kain sehr zornig, und sein Gesicht senkte sich. Und der HERR sprach zu Kain: Warum bist du zornig, und warum hat sich dein Gesicht gesenkt? Ist es nicht so, wenn du recht tust, erhebt es sich? Wenn du aber nicht recht tust, lagert die Sünde vor der Tür. Und nach dir wird ihr Verlangen sein, du aber sollst über sie herrschen.¹

So in die Enge getrieben, weiß KAIN ganz und gar nicht mehr, wie er es JAHWE überhaupt noch recht machen soll. Zugleich kann er sich ihm offenbar aber auch nicht entziehen, denn JAHWE gilt als allmächtig und allgegenwärtig. — Seine Wohnstatt ist der Himmel, so daß über die gewünschte Richtung der Rauchopfer keinerlei Zweifel besteht. Also kommt es zur tödlichen Auseinandersetzung, und dabei ist der Tatort von ganz entscheidender symbolischer Bedeutung:

Und Kain sprach zu seinem Bruder Abel. Und es geschah, als sie auf dem Feld waren, da erhob sich Kain gegen seinen Bruder Abel und erschlug ihn.²

Infolgedessen ergeht dieser seltsame *Fluch* gegen KAIN, der die neue Subsistenzweise schier unmöglich macht, weil sie den Segen des alttestamentarischen Gottes nicht hat. — Es ist wie bei PROMETHEUS nicht eben gottgefällig, so von der Tradition abzuweichen und aus der angestammten Rolle zu fallen, um selbst etwas zu schaffen, das eigentlich nicht von ›dieser‹ Welt ist.

Allerdings ist Ackerboden kein Terrain, auf dem sich das Dasein eines Nomaden noch fristen ließe. Ein *Acker* ist eine der Natur entnommene Kulturlandschaft. Das Hirtendasein muß aufhören, das Nomadische absterben, wo die freie Bewegung nicht mehr gewährleistet sein soll. Daher ist der Brudermord symbolisch so instruktiv: Das Vormalige muß sterben, damit das Neuartige

¹1. Buch Mose, Genesis 4, 5–7.

²1. Buch Mose, Genesis 4, 8.

überhaupt aufkommen kann, und auch die überkommenen Götter wie JAHWE haben damit ganz beträchtliche Probleme:

Und er sprach: Was hast du getan! Horch! Das Blut deines Bruders schreit zu mir vom Ackerboden her. Und nun, verflucht seist du von dem Ackerboden hinweg, der seinen Mund aufgerissen hat, das Blut deines Bruders von deiner Hand zu empfangen! Wenn du den Ackerboden bebaust, soll er dir nicht länger seine Kraft geben; unstet und flüchtig sollst du sein auf der Erde!¹

Es ist unübersehbar, wie sehr dieser Gott mit dem *Acker* als solchem hadert. Wenn es nach ihm ginge, würde er dem Ganzen ein schnelles Ende bereiten, denn dafür steht dieser Fluch. — Aber KAIN gibt sich nicht geschlagen. Es kommt zu Nachverhandlungen, und er findet doch noch Gehör: Es gelingt ihm, den vormaligen Hirtengott davon zu überzeugen, ihm bei aller Schuld die neu errungene Existenzgrundlage nicht gänzlich zu nehmen:

Da sagte Kain zu dem HERRN: Zu groß ist meine Strafe, als daß ich sie tragen könnte.

Siehe, du hast mich heute von der Fläche des Ackerbodens vertrieben, und vor deinem Angesicht muß ich mich verbergen und werde unstet und flüchtig sein auf der Erde; und es wird geschehen: jeder, der mich findet, wird mich erschlagen.

Der HERR aber sprach zu ihm: Nicht so, jeder, der Kain erschlägt — siebenfach soll er gerächt werden! Und der HERR machte an Kain ein Zeichen, damit ihn nicht jeder erschläge, der ihn fände.

So ging Kain weg vom Angesicht des HERRN und wohnte im Land Nod, östlich von Eden.²

¹ 1. Buch Mose, Genesis 4, 10–12.

² 1. Buch Mose, Genesis 4, 13–16.

Das läßt an jenen Augenblick denken, in dem sich auch ZEUS der Menschheit doch noch erbarmte, als er ihr die zu aller Zivilisation erforderliche Gabe der Staatskunst zukommen ließ. Ebenso wie PROMETHEUS erhält auch KAIN am Ende die ihm anfangs verweigerte Anerkennung doch noch, weil manche Weiterentwicklung eben auch auf Seiten der Götter vonstatten geht. Zwei weitere Prozesse gehen zeitgleich mit der Zivilisierung vor sich, die *Psychogenese* und die *Theogenese*.

Der selbst nunmehr geläuterte Gott gibt eine Schutzgarantie aus, das *Kainsmal*. Unschwer läßt sich erahnen, was es damit auf sich hat: Es ist eine Garantieerklärung jener ›Schutzmächte‹, die im Hintergrund der *Zivilisation* stehen. — Sie boten ›ihren‹ Bauern den lebensnotwendigen Schutz und drohten allen anderen mit drakonischen Vergeltungsmaßnahmen im Falle von Überfällen. Denn eigentlich wäre nichts leichter als das: einsame Gehöfte überfallen, um Beute zu machen, die Bewohner zu verschleppen und als Sklaven zu verkaufen, um derweil jede Form von Lust an Gewalt und Mord zu befriedigen...

Bauern, Untertanen und Gläubige waren und sind in den Augen der *Herrscher* und *Priester* nichts weiter als ›Schutzbefohlene‹. In den Augen ihrer Herrschaften erscheinen sie unmündig wie eine Herde von Schafen, was sich unschwer bis auf den heutigen Tag noch anhand der Metapher vom *Guten Hirten* beobachten läßt. — Es ist eine alte orientalische Tradition von Priestern und Herrschern, sich so zu sehen und auch so darzustellen. Viele dieser sogenannten Hirten sind dann auch tatsächlich der Auffassung, daß ›ihr‹ Volk, ihre ›Gläubigen‹, ihre ›Untertanen‹ oder auch ihre ›Untergebenen‹ nun einmal die entmündigende Führung durch Herrscher und Priester brauchen.

Das *Kainsmal* ist weit weniger ein Zeichen seiner Schuld als vielmehr ein Merkmal, das auch Fremden zu verstehen gegeben werden sollte. Der Botschaft zufolge stehen diese ›Untertanen‹

unter ganz besonderem Schutz, nicht nur dem eines Gottes. — Im Hintergrund steht eine mit der Staatsreligion identifizierte Machtelite, eine Uradelskaste aus Priestern und Herrschern, die sich darauf verstanden, den *Prozeß der Zivilisation* in ihrem Sinne systematisch weiter voranzutreiben.

Nimmt man diese archäologisch unsichtbare Macht im Hintergrund mit hinzu bei der Modellvorstellung über die gesamte Szenerie dieser Umbruchzeiten, dann schildert der Mythos vom biblischen Brudermord die äußerst problematische Existenz der allerersten Bauern und Städter: Sie bedürfen in der Tat des ganz besonderen Schutzes durch eine äußere Macht, denn sie sind bereits so weit zivilisiert, daß sie sich nicht mehr selbst verteidigen können. — Sie begeben sich notgedrungen in die Hände von *Jägern*, um sich politisch schützen und führen zu lassen, und in die Hände von ›*Hirten*‹, um sich religiös anleiten zu lassen.

Wir dürfen vermuten, daß sich aus vormaligen ›*Jägern*‹ die Herrscher- und aus ehemaligen ›*Hirten*‹ die Priester-Kasten entwickelt haben. Aber erst der Nexus zwischen *Religion und Politik* stiftet das Integrationsvermögen eines dieser ersten Staaten, die es mit der durch Urbanisierung, Merkantilisierung und Individualisierung einhergehenden zunehmenden Verunsicherung aufnehmen konnten. — Es bedarf nicht allzu großer Phantasie, im Hintergrund die eigentliche Macht-Konstellation in dieser Urzeit zu erkennen, mit Jägern und Hirten auf der einen, Städtern und Bauern auf der anderen Seite.

Ganz bemerkenswert ist allerdings noch der Aspekt, warum sich ausgerechnet der eigentlich seßhafte KAIN unmittelbar nach der Tat auf den Weg in ein entferntes anderes Land macht, weit weg vom Angesicht jenes Gottes, der doch allgegenwärtig sein soll. Im Land *Nod*, östlich von Eden, gebiert seine Frau ihm dann HENOCH, den Erbauer einer allerersten *Stadt*. — Es entstehen neue Lebenswelten, mit denen sich alle, Jäger, Hirten und auch

Bauern, unterschiedlich schwer tun. Alle werden sie ihre vormalige Identität verlieren, wobei einige die Opfer, andere die Täter, die einen die Gewinner, die anderen die Verlierer sein werden.

Erst mit der *Urbanisierung* erhält der *Prozeß der Zivilisation* seine entscheidende Dynamik. Der alles entscheidende Impuls geht allerdings mit dieser Gottesidee einher, mit der ganz allmählich aufkommenden Vorstellung eines Gottes, der alles ›sieht‹. — Dementsprechend illustriert FERNAND CORMON die Flucht des KAIN unmittelbar nach der Tat. Das Werk ist durch VICTOR HUGO inspiriert und schildert die Szene auf groteske Weise.

Der Plot selbst ist zutiefst paradox: KAIN ist Bauer. Er lebt von den Früchten der Erde, fürchtet sich jedoch schrecklich vor dem neuen transzendenten Gott, der im Himmel über den Wolken schwebt und der alles ›sieht‹. — Er verliert im Opferwettstreit, erschlägt seinen Kontrahenten, ist aber von diesem missionarischen Hirten offenbar längst bekehrt worden, denn er fürchtet sich fortan wie wahnsinnig vor diesem Gott. Darauf beginnt er eine halsbrecherische Flucht, um sich dem allsehenden, allwissenden, allgegenwärtigen Auge dieses Gottes doch noch zu entziehen.

Im Monumentalwerk von FERNAND CORMON hat KAIN sein Haus soeben fluchtartig verlassen. Unmittelbar nach dem Totschlag begibt er sich mitsamt seiner Sippe in großer Hast auf halsbrecherische Flucht vor dem allgegenwärtigen Auge eines Gottes, der gar nicht der Gott von Bauern sein kann. — Aber seltsamerweise fürchtet er, der doch Vegetationsgötter als allspendende Lebensgeister verehren müßte, diesen mit den ersten Staaten neu aufkommenden höheren, unsichtbaren, alles sehenden und allmächtigen Gott, der so seinen Untertanengeist erst wirklich erzeugt.

FERNAND CORMON demonstriert, wie KAIN außer sich ist, getrieben von einem unbändigen Verfolgungswahn. — Das sieben Meter lange Werk ist inspiriert durch ein Gedicht von VICTOR

HUGO. Darin wird beschrieben, wie KAIN vor JEHOVA flieht:

Als Kain mit seinen in Tierfelle gehüllten Kindern, mit wirrem Haar, bleich mitten in den Stürmen, vor Jehova floh, / da es Abend wurde, kam der finstere Mann in einer großen Ebene an den Fuß eines Gebirges...¹

Er ruht des Abends mit seiner Familie am Fuß eines Berges, kann aber nicht schlafen:

»Er sah ein Auge, weit offen in der Finsternis, das ihn im Dunkeln fixierte.« Ich bin noch zu nahe, rief er zitternd aus, und machte sich weiter auf die Flucht. Dreißig Tage und Nächte eilte er weiter bis zur Meeresküste, aber als er sich dort niederließ, sah er am Himmel wiederum das Auge: Aufschreiend bittet er die Seinen, ihn vor Gott zu verstecken, sie bauten ihm ein Zelt, aber Kain sieht das Auge noch immer. Endlich gruben ihm die Seinen auf seine Bitte ein tiefes Grabmal in der Erde; er setzte sich auf einem Stühlchen in der Tiefe hin und die Seinen rücken die schwere Grabsteinplatte über ihn auf das Grab. Aber als das Grab geschlossen war und er im Dunklen saß, »da war das Auge im Grab und blickte auf Kain.«²

KAIN flieht also Hals über Kopf und kann dem Auge des neuen Gottes doch nicht entfliehen, weil er es längst *in sich* trägt. Der Keim der *Psyche* ist gelegt, die *Psychogenese* beginnt ihren Prozeß zur Internalisierung vormaliger Externalitäten. Nicht von ungefähr befaßt sich VICTOR HUGO in diesem Gedicht mit dem *Gewissen* und kommt dann auf KAIN als einen, der davon fast in den Wahnsinn getrieben worden wäre. — Bevor der missionarische Hirte erschlagen wurde, ist es ihm eben doch gelungen, dem

¹Victor Hugo: Das Gewissen. In: Die Legende der Jahrhunderte. Paris 1859. Zit. n: Caroline Mathieu: Musée d'Orsay. Paris 1987.

²Marie-Louise Franz: Träume. 2. rev. Auflage; Einsiedeln 1985. S. 20f.

Bauern und Untertanen eine ganz elementare Furcht einzufößen und ihn einem ›höheren‹ Gott zu überantworten.



Abb. 4: FERNAND CORMON: *Kain*. 1880, Musée d'Orsay, Paris. —
Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#).

Damit ist der Keim der *Psychogenese* gelegt. Das ist der Anfang des persönlichen *Gewissens*. Darauf stützt sich, was sehr viel später von MICHEL FOUCAULT beschrieben werden wird: Der Zwang wird verinnerlicht und das allsehende Auge Gottes verwandelt sich zum Pan-Optikum. Aus Herrschaft wird Selbstbeherrschung, aus Gottesfurcht wird Selbstbeobachtung, Gewissensnot, Selbstbestrafung, und aus Zwang werden Selbstzwänge. — Das ist der Anbeginn dessen, was unsere *Psyche* ausmacht.¹

¹Michel Foucault: *Psychologie und Geisteskrankheit*. Frankfurt am Main 1968. — Ders.: *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*; Frankfurt a. M. 1969. — Ders.: *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*; Frankfurt a. M. 1976. — Ders.: *Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit*;

Die Darstellung dieser Wahnsinns-Flucht läßt wenigstens ahnen, wie ›psychotisch‹ die Initialisierung der *Psychogenese* vonstatten gegangen sein dürfte: elementare Furcht, Verfolgungswahn und eine halsbrecherische, aber heillose Flucht vor einem allsehenden Auge, dem er einfach nicht entkommen konnte. — Seither beobachten und bewerten wir uns selbst im Namen der Götter, von denen bereits in den Frühzeiten der Zivilisation gesagt wurde, daß sie uns beizeiten richten würden, wären wir nicht in der Lage, uns selbst zu beherrschen im Sinne von Reflexionen und Maximen, die sehr oft gar nicht die eigenen sein können.

So entstehen dann Krisen, die der Heidelberger Psychiater WOLFGANG BLANKENBURG einer dialektischen Beschreibung unterzieht, weil es dabei auf ein feines Oszillieren ankommt. Erst im *Wahn* wird dieses Hin und Her desavouiert, es soll nur noch das *Eine* oder das *Andere* gelten. Dabei zeigt sich, daß auch der Gesunde gar nicht anders verfährt, nur stellt dieser den Abwägungsprozeß nicht auf Dauer still:

Von Krise im engeren Sinne sprechen wir, wenn ein zuvor gültiger Bezugsrahmen (sei es ein vorgegebener oder ein von uns geschaffener) seine Bedeutung zu verlieren droht bzw. nicht mehr weiter trägt. Dieses ›Nicht-Mehr‹ imponiert zunächst als reine Gefährdung, als Negierung (= möglicher Verlust) zuvor bewährter Stabilität. (...) Aber das ›Nicht-Mehr‹ von etwas kann u. U. zugleich das ›Noch-Nicht‹ von etwas ganz anderem sein. Die Krise stellt sich dann nicht nur als ›Lücke‹ oder als drohender Abbruch in der Kontinuität lebensgeschichtlicher Entwicklung dar, sondern als der Hiatus zwischen dem Nicht-Mehr und einem Noch-Nicht.¹

Berlin 1978. — Ders.: Analytik der Macht. Frankfurt a. M. 2005. — Ders.: Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst; Frankfurt a. M. 2007. — Ders.: Die Regierung des Selbst und der anderen. Frankfurt a. M. 2009.

¹Wolfgang Blankenburg: Wie weit reicht die dialektische Betrachtungs-

Der eigentliche *Wahn* werde derweil offenkundig im Bereich der realitätssetzenden intentionalen Akte ausgetragen. Dabei unterscheidet sich der Gesunde, so BLANKENBURG, nicht prinzipiell vom Wahnkranken:

Zum Wahn gehört der Anspruch auf objektive Geltung, und zwar im Allgemeinen auf Realitätsgeltung. Immer handelt es sich um Setzungen, Urteile oder Urteilsimplikationen: »Ich bin Christus«, »von königlicher Abkunft«, »nur zum Schein einfacher Bauernsohn«. — »Diese Leute tarnen sich nur als harmlose Postbeamte, in Wahrheit sind es meine Verfolger, die mich abhören, nackt photographieren, mich mit elektrischen Schlägen traktieren, meine Gedanken, Gefühle und Willensimpulse steuern, mich zum Versuchsobjekt ihrer Experimente machen« usw. — »Dieser Mann liebt mich; wenn er so tut, als ob er nichts von mir wissen wollte, sind das nur Prüfungen, die er mir auferlegt ...«. — »Meine Frau stellt sich lediglich treu, in Wirklichkeit hintergeht sie mich ständig ...«. Damit sind einige Grundthemen des Wahns (Größen-, Verfolgungs-, Liebes- und Eifersuchtswahn) beispielhaft angeführt. Stets ist es eine dem Kranken allmählich oder plötzlich aufgehende ›tiefere‹ Evidenz, welche die uns gemeinsame Wahrheit = Wirklichkeit des alltäglichen Daseins durchbricht, für ihn außer Kurs setzt, zum Schein oder Trug abstempelt (soweit er sie überhaupt noch als solche realisiert).¹

Eine zu Recht ›anthropologisch‹ genannte Theorie des Wahns müsse daher nachweisen können, daß es im Wesen realitätsfundierender intentionaler Akte liege, wahnhaft entgleisen zu können.

weise in der Psychiatrie? In: Ders.: Psychopathologie des Unscheinbaren. Ausgew. Aufs., hrsg. v. Martin Heinze; Berlin 2007. S. 149–182. Zit. v. S. 157.

¹Wolfgang Blankenburg: Die anthropologische und daseinsanalytische Sicht des Wahns. In: Ders.: Psychopathologie des Unscheinbaren. A. a. O. S. 69–95. Zit. v. S. 73f.

Radikaler formuliert: die normale Vorstellungs- und Urteilsbildung müßte sich darstellen lassen als eine fortwährend in statu nascendi aufgehobene Wahnbildung. Das ist nur möglich, wenn der Vorgang der Vorstellungs- und Urteilsbildung selbst in sich eine dialektische Struktur aufweist, in der einzelne Momente sich verselbständigen können. Als ein solcher Verselbständigungsprozeß wäre dann die Wahnbildung anzusehen. Auf diese Weise ließen sich die Bedingungen der Möglichkeit des abnormen Vollzugs — d. h. des ›Wähnens‹ — im normalen Vollzug aufdecken.¹

Diese hier umschriebene Dialektik ist im *Wahn* aufgehoben. Der Wahnkranke kann offenbar die Rivalität zwischen *Blicken und Erblicktwerden*, (SARTRE²), *Nehmen und Genommenwerden* (BINSWANGER³), zwischen *Verdinglichen und Verdinglichtwerden* (GABEL⁴) nicht mehr offen und unentschieden bleiben lassen. An die Stelle eines immer wieder neu abwägenden Sowohl–als–Auch oder eines Mehr–oder–Weniger tritt ein wahnhaft entschiedenes Entweder–Oder.

Derweil zeigen sich diese Ambivalenzen auch beim Gesunden, allerdings nicht in dieser Entschiedenheit, weil sie gleichsam immer wieder aufgelöst und somit in der Schwebelage gehalten werden. — Man ist sich nicht nur nicht sicher, man kann es sich vielmehr leisten, nicht sicher sein zu müssen. Es muß nicht irgend etwas dringlichst und notwendig werden, man kann vielmehr in großer Gelassenheit den Dingen ihren eigenen Lauf lassen und sich überraschen lassen.

¹Ebd. S. 74.

²Jean-Paul Sartre: *Das Sein und das Nichts*. Hamburg 1993.

³Ludwig Binswanger: *Grundformen und Erkenntnis menschlichen Daseins*. Zürich 1942.

⁴Joseph Gabel: *Formen der Entfremdung. Aufsätze zum falschen Bewußtsein*. Frankfurt am Main 1964.

Es spricht manches dafür, daß ein (für das Bewußtsein unerschwellig bleibendes) feines Oszillieren zwischen diesen beiden Polen transzendentaler Selbstkonstitution und Selbsthingabe oder –aufgabe die Grundlage für die normale Wahrnehmung des Anderen, ein gröberes Pendeln zwischen ihnen die Grundlage für jede konkrete Auseinandersetzung mit ihm bildet — sei sie nun freundlicher oder feindlicher Art. Dabei ist — solange der Mensch gesund bleibt — die wechselseitige Bezogenheit beider Pole niemals ganz durchbrochen; auch behält sie, als Worinnen jeglicher konkreten Begegnung, ihren transzendentalen Charakter, ohne sich wie beim Wahnkranken in Form einer Alternative verdinglicht an deren Stelle zu setzen.¹

Göbekli Tepe: Heiligtum der neuen Herren



Abb. 5: Göbekli Tepe, Provinz Şanlıurfa, Türkei. — Quelle: *Göbekli Tepe: The World's First Temple?*

Es muß eine sehr selbstbewusste, elitäre Jägerkaste gewesen sein, die den ersten steinernen Tempel der Menschheit errichtet und dabei den Ackerbau notgedrungen nebenher entwickelt hat. Am Anfang dieser Innovation aller Innovationen stehen steinerne Monumente, die keineswegs von Sesshaften stammen. — Etwa 12 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung

wurden die ersten steinernen Pfeilerwesen in der Tempel-Anlage

¹Wolfgang Blankenburg: Die anthropologische und daseinsanalytische Sicht. A. a. O. S. 84.

auf dem GÖBEKLI TEPE errichtet, auf einem Hochplateau in der Nähe von *Urfa* im heutigen Anatolien. Es handelt sich dabei um den mutmaßlich ältesten Steintempel der Welt.

Hier, an diesem Ort wurde der *Prozeß der Zivilisation* in Gang gesetzt. Diese allerersten *Immobilien*, wie JOSEF REICHHOLF anführt, wurden allerdings von Jägern angelegt, noch bevor es zur Sesshaftigkeit, zum Ackerbau, zu Urbanisierung, zum Metall und damit zu Technik und Zivilisation kam. — Vor diesem Hintergrund läßt sich konstatieren, daß in der *Neolithischen Revolution* der Übergang vom *Wildbeutertum* zur aktiven Nahrungsproduktion vonstatten gegangen ist. Das bedeutet: Wir entnehmen seither nicht mehr der Natur einfach nur das, was wir brauchen, produzieren es vielmehr selbst. Genau das ist auch der Kern des Mythos von PROMETHEUS.



Abb. 6: *Der Maulbeerbaum auf dem Göbekli Tepe, Wunschbaum und Wahrzeichen.* — Quelle: *Kültür Servisi.*

KLAUS SCHMIDT, Entdecker und von 1995 bis 2014 Grabungsleiter dieser Tempelanlage, die so entscheidend ist für eine völlig veränderte Sicht auf die *Neolithische Revolution*, interpretiert das Ensemble wie folgt:

Wir stehen in einer Versammlung von Pfeilerwesen. Aus gesichtslosen Köpfen schauen sie die beiden Zentralpfeiler an, die durch ihre hervorgehobene Größe Überlegenheit ausstrahlen. Sie alle erscheinen wie Wesen aus einer an-



Abb. 7: Gesamtansicht des Grabungsfelds mit den Anlagen A-D, Zustand 2011. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#).

deren Welt. Ich halte es nicht für übertrieben, in ihnen Ahnen oder Dämonen, womöglich auch Gottheiten zu sehen. (...) Dies ist kein profaner Ort. GÖBEKLI TEPE ist ein Ort der Achtsamkeit und keine Siedlung. Nichts deutet hier auf dauerhaftes Wohnen oder Alltag hin. Kein Zweifel: Die Säulenkreise waren Installationen für kultische Handlungen. Abgegrenzte, heilige Bezirke. Es waren Tempel.¹

SCHMIDT geht von einer frühen Hierarchisierung im *Neolithikum* aus. Nur eine Macht–Elite könne das Ensemble der völlig neuen Subsistenzweise entwickelt und betrieben haben. Dabei

¹Klaus Schmidt, zit. n.: Martin Meister: Am Anfang waren die Tempel. In: *Geo*. Nr. 1/2008, S. 146–176.

waren Landwirtschaft und Sefthaftigkeit im weiteren Umkreis des Bergheiligtums zunächst nur mitbedingte Neben-Folgen, pure ›Ephänomene‹.

Eine Elite mit Machtbewußtsein und Organisationstalent, vielleicht sogar eine charismatische Persönlichkeit. Eine Vorstellung mit Konsequenzen: Denn wenn es wirklich religiöse Leitfiguren waren, welche die Menschen am Ende der Eiszeit dazu brachten, die ersten Tempel zu errichten. Wenn der Übergang vom Wild- zum Zuchtgetreide, die Domestizierung der Huftiere erst Jahrhunderte später begann. Wenn dieser Übergang erst nötig geworden war, um Bauarbeiter und Tempelpilger in leergejagten Landschaften zu ernähren. Wenn all dies so war — dann entsteht ein neues Bild von der ›Neolithischen Revolution‹.¹

Am Ursprung jener kulturellen Revolution, die vom GÖBEKLI TEPE ausging, stehen nicht Bauern, sondern eine in Eurasien ganz offenbar großräumig operierende Kultur von Jägern, die zu dieser Entwicklung den Anstoß gab.

Die Erbauer der imposanten Tempelanlage waren Wildbeuter, die ihre Lebenswelt, ihre Sicht der Welt mit dieser Kultstätte zum Ausdruck brachten. Es macht den Anschein, als wären die Nachkommen hier in allen einschlägigen Künsten unterrichtet, unterwiesen und initiiert worden. — Auf den Stelen wird der Kosmos dieser Kultur repräsentiert.

Die Einteilung der Welt läßt sich erahnen, etwa wie die Natur unterteilt werden soll und wie den Naturgeistern der erforderliche Respekt erwiesen wird. Der Lehrcharakter scheint unverkennbar, weil in den Darstellungen die Seins-Ordnung systematisch reflektiert wird und nicht nur die jagdbaren, sondern auch die gefährlichen, giftigen und nicht jagdbaren Tiere repräsentativ auf den Stelen herausgearbeitet worden sind.

¹Ebd.

Das ist das Wesen eines jeden *Ritus*, man feiert nicht nur sich selbst in seiner Eigenart und in seiner Einzigartigkeit, sondern erneuert sich derweil von Generation zu Generation. Bei allen Initiationen werden junge Männer und Frauen neu eingebunden in die Welt der Erwachsenen und in den ewigen Kreislauf von Werden und Vergehen. — Es muß eine prosperierende, ausgesprochen selbstbewußte und vor allem doch auch sehr experimentierfreudige Kultur gewesen sein, die auf so etwas kommt, in entlegener Region gemeinsam ein Ensemble solcher Monumente zu errichten:



Abb. 8: Göbekli Tepe, Anlage C, Pfeiler 27 mit Hochrelief. — Quelle: Public Domain via [Deutsches Archäologisches Institut](#).

Es handelt sich um kreisförmig angeordnete T-Kopf-Pfeiler von bis zu sieben Metern Höhe und 50 Tonnen Gewicht, die wir aus der Tiefe des Erdreiches ausgegraben haben. Diese Pfeiler sind hochstilisiert, anthropomorph, also menschengestaltig, aber selten mit Armen und Händen und immer ohne Augen, Nase und Mund. Das querliegende

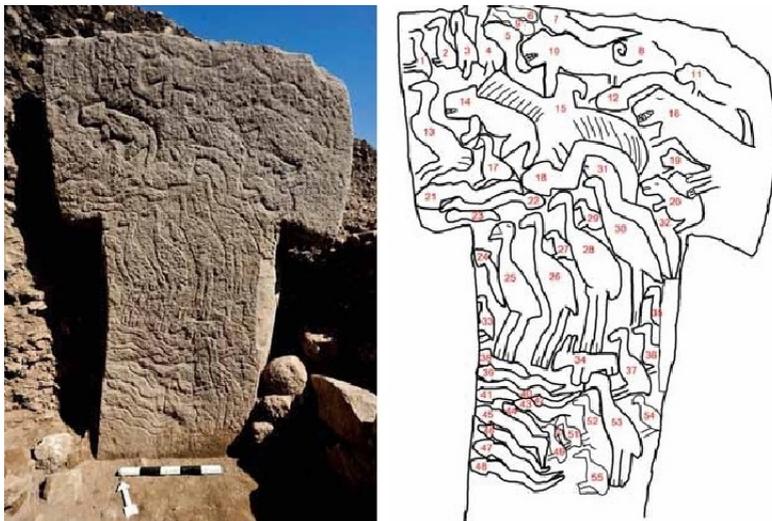


Abb. 9: Göbekli Tepe, Pfeiler 56 in Anlage H, daneben: Schema mit Umzeichnung und Numerierung der Bildmotive. — Quelle: *Humanities Commons*. Foto: Niko Becker, DAI.*

Element dieser T-Riesen stilisiert den Kopf. Bislang haben wir über 40 solcher gewaltigen Pfeiler gefunden. Es liegen aber sicher noch 200 unter der Erde auf dem auf dem Göbekli Tepe, verteilt auf mehrere Tempelbauten — auch wenn wir noch nicht sicher sagen können, ob diese auch überdacht waren, ganz oder in Teilen.¹

¹Klaus Schmidt, Interview mit Hans Wagner: Die eiszeitlichen Jäger Eurasiens bauten die ersten Tempel. In: *Eurasisches Magazin*. EM 04-06, 30. April 2006.

*Oliver Dietrich, Jens Notroff, Lee Clare, Christian Hübner, Çiğdem Köksal-Schmidt, Klaus Schmidt (†): Göbekli Tepe, Anlage H. Ein Vorbericht beim Ausgrabungsstand von 2014. *Anatolian Metal VII*. Anatolien und seine Nachbarn vor 10.000 Jahren. Hrsg. v. Ünsal Yalçın, Bochum 2016. In: *Montan-*

Die grafischen Rekonstruktionen aus populärwissenschaftlichen Darstellungen zu dieser Tempel-Anlage sind allerdings ohne jedes Gespür für das, worum es gegangen sein muß. Es ist ein Kultort, keine Arena. Wir sollten davon ausgehen, daß die Ensembles eine Abdeckung gehabt haben müssen, denn nur so läßt sich eine dunkle Atmosphäre erzeugen, wie sie in allen erdenklichen Mysterien-Kulten eine so große Rolle spielt.

Es geht dabei vor allem um *Initiation*, also um eine ›Wiedergeburt‹ im Übergang vom Jungen zum Mann, vor allem zum Krieger. Wenn man zudem bedenkt, daß hier eine eurasisch operierende Jägerkaste ihre Nachkommen eingeführt hat in die Kultur, das Selbstverständnis und vor allem in das Bewußtsein, zu einem Adel zu gehören, der fortan nicht mehr nur Tiere, sondern eben Menschen jagen und beherrschen wird, dann zeigt sich, daß es hier vor allem um Elitebildung ging. — Dazu paßt der durchaus etwas enge steinerne Ring mit einem Durchmesser von ca. 45 cm, der in GÖBEKLI TEPE gefunden wurde. Er diente der symbolischen Wiedergeburt, denn der junge Adept muß sterben, um als eingeweihter Mann wiedergeboren zu werden.

Was das Ganze nun mit Ackerbau zu tun hat, ist durchaus überraschend, denn es spottet allem, was bisher angenommen wurde. Es scheint, als wäre die Erfindung der Agrikultur zunächst nichts weiter als ein Epiphänomen, eine notwendige Bedingung für die Möglichkeit, den Tempel dieser Jäger-Kultur in einer entlegenen Gegend überhaupt errichten und unterhalten zu können.

Aber die Hauptsache, die eigentliche Tendenz als solche, ist wie so oft gar nicht wahrgenommen worden. Gleichwohl bestand so etwas wie ein Systemzwang, diese ›Erfindung‹ machen zu

müssen, weil sich ansonsten die Begegnungen, die Initiationen, die Identitätsbildung bei den wiederkehrenden Kultfeierlichkeiten in diesem Heiligtum kaum hätten realisieren lassen.

Es ist die Frage, wie oft, wie lang und in welcher Weise die Anlage als Kultort gedient hat. Diese Tempel-Anlage hat allerdings Jahrtausende gedient, so daß der Ort mit der Zeit ganz gewiß von allergrößter Bedeutung war. Glücklicherweise mußte sich schätzen, wer hatte teilnehmen dürfen an diesen Riten. Das macht diesen gewiß heiligen Ort politisch so überaus mächtig, denn hier fand Identitätsbildung, soziale Integration, letztlich Politik statt. — Wirklich sehr große Menschenmassen müssen hier über lange Zeit verpflegt und miteinander vertraut gemacht worden sein.

Das alles führt zu dem eher frappierenden Gedanken, daß Landwirtschaft und Tierhaltung wohl eher ein Nebenprodukt bei der Errichtung dieser Mysterien gewesen sein dürften. Bei den regelmäßig wiederkehrenden Feierlichkeiten stand man vor demselben Problem, in dieser unwirtlichen Gegend auf Dauer sehr viele Menschen verpflegen zu müssen. — Die ganze Zivilisation ist insofern eine mitbedingte ›Nebenfolge‹, wie so vieles, was damit einhergeht.

Die Pyramiden sind Neubauten dagegen. Mit dieser Anlage auf dem GÖBEKLI TEPE haben wir den vermutlich ersten Tempel der Menschheit vor Augen. — Der erste dieser Tempel-Bauten wurde vor fast 12000 Jahren begonnen, die ersten ägyptischen Pyramiden sind aber nur 4600 Jahre alt. Die ältesten Felsentempel Maltas wurden vor 5800 Jahren und die ersten Steinreihen im französischen Carnac wurden vor 6500 Jahren errichtet.¹

Der Archäologe KLAUS SCHMIDT hat diese Tempel-Anlage bei einer Begehung im Jahre 1994 im Südosten der Türkei in

¹Vgl.: Reinhard J. Brembeck: Die ältesten Tempel der Welt. Die Schamanen von Göbekli Tepe. In: Süddeutsche Zeitung, 10.03.2006.

Anatolien entdeckt und die ersten Ausgrabungen veranlaßt. Bis zu seinem völlig unerwarteten Tod im Sommer 2014 auf Usedom war er unermüdlich damit befaßt, nicht nur den Bau, sondern auch die Kultur um diesen wohl ältesten Steintempel der Welt zu rekonstruieren.¹ — SCHMIDT stellte sich die Erbauer dieser monumentalen Tempelanlage folgendermaßen vor:

Es waren Jäger, die am Ende der letzten Eiszeit, 10.000 Jahre vor Christi Geburt, ganz Eurasien durchstreiften. Sie lebten als wirkliche Eurasier, ihr Zuhause war der gesamte Kontinent, von einem Ozean zum andern. Erst später, als mit der einsetzenden Erwärmung wieder höhere Pflanzen und Bäume wachsen konnten, führten diese starken natürlichen Veränderungen zwischen offenen Graslandschaften und Wäldern dazu, daß sich auch die Lebensräume aufgliederten. (...)

Sie waren Jäger, deren Jagdtechnik hochentwickelt war. Wir sollten uns von den Jägern der Späteiszeit kein primitives Bild machen. Das waren Menschen, die in der Lage waren, dem eiszeitlichen Klima zu trotzen, Mammuts, Wildpferde, Rentiere zu jagen. Die große Zeit der eurasischen Eiszeitjäger war ein kultureller Höhepunkt, der lange nicht mehr erreicht wurde. (...)

Ein großer Irrtum ist es, zu glauben, erst als der Ackerbau begann, als die Menschen sesshaft wurden, habe die Kultur begonnen. Das ist falsch. Der Beginn des Ackerbaus war zunächst sogar ein Rückschritt. Menschen, die vorher in ganz Eurasien unterwegs waren, hinter den Mammuts her, die blieben plötzlich in einem Tal sitzen und hatten auf einmal nur noch den engen bäuerlichen Horizont. Die Großwildjagd in Eurasien war ja kein Zeitvertreib und auch keine Betätigung für Primitive, die über geringe Fähigkeiten verfügten.²

¹Siehe hierzu S. IX.

²Klaus Schmidt, Interview mit Hans Wagner. A. a. O.

Demnach sind viele der bislang gehegten Vorstellungen über den Prozeß der Neolithisierung zu revidieren. Es hat sich keineswegs so abgespielt, daß mehr oder minder freie Bauern höchstselbst den Ackerbau erfanden, um ihn dann von Generation zu Generation weiter zu geben. Tatsächlich muß hinter dieser Entwicklung *eine Macht* gestanden haben, die das Ganze erst auf den Weg gebracht und dann immer weiter ›kultiviert‹ hat.

Mir erschien die herrschende Vorstellung über den Anstoß zur Zivilisation, also zum Ackerbau, zur Urbanisierung und zur Staatsbildung, schon immer nur schwer vorstellbar, weil dabei unterstellt wird, alles hätte sich peu à peu einfach aus sich heraus, quasi wie von selbst entwickelt. Dann hätten die neolithischen Siedlungspioniere sich nicht nur selbst organisiert, sondern selbst verteidigt, den Landfrieden eigenständig gesichert, Recht gesprochen und auch die Städte gegründet. — Es ist nur zu verführerisch, sich in solchen Fällen auf mustergültige Vorstellungen evolutionärer Entwicklungen zu verlegen. Demnach wäre eben alles fast wie von selbst ganz allmählich so gekommen ...

Eine solche Entwicklung kann aber gar nicht aus sich heraus vonstatten gehen. Daher lag die Hypothese einer hinter allem stehenden *Macht* auf der Hand. Allein, es fehlte stets der Anstoß, ein Komplex nachweisbarer Zusammenhänge, eine Gelegenheit, in der diese Hypothese demonstriert werden könnte. Dieses Missing Link hat KLAUS SCHMIDT mit seiner Entdeckung gefunden und zur Darstellung gebracht.

Wer sesshaft ist, erfährt eine ganz neue Wehrlosigkeit, vor allem doch die, sich nicht mehr verbergen zu können wie Sammler und Jäger, die sich im Dickicht einfach unsichtbar machen. Ganz im Gegenteil, Sesshaftigkeit ist eigentlich ein Unding: Die Rauchsäulen der Herdfeuer und Brennöfen sind weithin sichtbar, hinzu kommt die unüberhörbare Geräuschkulisse und auch der Geruch. Der Gedanke, ein solches Dorf heimlich auszukundschaften, um

es dann bei Gelegenheit zu überfallen, auszurauben und niederzubrennen, liegt einfach zu nahe. — Weshalb ist eigentlich die erste Kultur von Ackerbauern nicht gleich im Keim erstickt?

Freie und Unfreie, Adel und Untertanen

Man wußte bereits, daß zeitgleich jagdtechnisch hochentwickelte Jägergesellschaften im näheren Umfeld dieser Bauern gelebt haben. Man weiß ferner, daß beide Kulturen regen Austausch miteinander betrieben haben. Ein allfälliger Tauschhandel zwischen Jägern und Bauern dürfte allerdings für beiden Gruppen außerordentlich vorteilhaft gewesen sein.

In diesem Zusammenhang ist schon früh von LEWIS MUMFORD die Vermutung geäußert worden, daß die eigentlichen *Herren* dieser Enkulturation tatsächlich eher unter Jägern zu suchen sein dürften. — Noch vor der Geburt der Stadt, so MUMFORD, gebe es deutliche Hinweise darauf,

daß das zeitweilige Lager des Jägers sich in ein ständig besetztes Bollwerk verwandelt hat. Diese Festung wird von jemand gehalten, den die Archäologen etwas reichlich vage den ›Häuptling‹ nennen — natürlich nicht allein, sondern mit einer Schar von Gefolgsleuten. Zunächst hat man solche Jäger wohl nicht nur geduldet, sondern offen willkommen geheißen; denn der Jäger spielt in der Wirtschaft der Jungsteinzeit eine nützliche Rolle. Mit seiner Waffenkunst schützte er das Dorf gegen seine gefährlichsten, vermutlich auch einzigen Feinde: Löwen, Tiger, Wölfe und Krokodile. Der Jäger wußte noch, wie man diesen Tieren nachstellte und sie tötete, während den Dörflern vermutlich die Waffen fehlten und erst recht der Mut. Die Sicherheit hatte im Laufe der Jahrhunderte die Dörfler ängstlich und passiv gemacht.¹

¹Lewis Mumford: Die Stadt. Geschichte und Ausblick. 2 Bde., München

Man könne sich denken, führt MUMFORD weiter aus, daß die von Jägern beschützen Dörfer besser gediehen als jene, deren Felder von Wildherden zertrampelt oder deren Kinder von Raubtieren zerrissen und verschlungen wurden. — Aber *Wohlfahrt und Friede* mochten die Wächter dann auch veranlaßt haben,

die Rolle des Wachhundes mit der des Wolfes zu vertauschen und von sich aus ›Schutzgeld‹ zu fordern. Die eingeschüchterten Dörfler fügten sich, auf daß ihr Beschützer nicht ürgere Zähne zeige als die Tiere, gegen die er seinen Schutz anbot. Diese ganz natürliche Entwicklung des Jägers zum politischen Häuptling bahnte ihm vermutlich den Weg zu größerer Macht.¹

Man dürfe jedoch die Rolle des Zwanges nicht übertreiben, zumindest anfangs nicht. Die späteren Verhältnisse hätten sich allmählich, erst mit der weiteren Konzentration von technischer, politischer und religiöse Macht eingestellt. Erst darauf konnten sich die ungeschlachten, primitiven Häuptlinge in ehrfurchtgebietende Könige verwandeln.

Vielleicht verlagerte sich das Interesse, so daß es nicht mehr galt, wilde Tiere aufzustöbern und zu töten, sondern zahme Tiere zu sammeln und zu schützen; es kam nicht mehr darauf an, aus Hunger und Not alsbald Nahrung aufzutreiben, sondern darum, das spätere Opfer zu mästen und den richtigen Zeitpunkt zum Schlachten zu wählen.²

Es zeigt sich eine interessante Koinzidenz, die bis auf den heutigen Tag nicht nur symbolisch beim Standesbewußtsein von großer Bedeutung ist: Wenn LEWIS MUMFORD die Szenerie der frühen Zivilisation schildert, dann erscheinen nomadisierende

1979. Bd. 1, S. 24f.

¹Ebd. S. 25.

²Ebd. S. 26.

Jäger und Hirten auf der einen und sesshafte Bauern auf der anderen Seite. Und das schrankenlose Umherschweifen des *Hirten* mit seiner Herde macht ihn geistig eher dem *Jäger* als dem an die Scholle gebundenen *Bauern* verwandt. So entsteht der Nexus zwischen Herrschern und Priestern, Religion und Politik.

Seither *gibt* es also Jäger, das sind die *Herrscher*, es gibt Hirten, das sind die *Priester* und es gibt Bauern, Handwerker und Städter, das ist die Herde der *Untertanen*:

Ja, man kann den Hirten als den geistigen Bruder des Jägers ansehen, als dessen besseres Ich, weil er mehr als Beschützer denn als Räuber auftritt. (...) Beide Berufe erfordern einerseits Führertum und Verantwortung und verlangen andererseits willige Fügsamkeit. Der Beruf des Jägers aber nährte den Willen zur Macht und übertrug schließlich seine Gabe, das Wild zu töten, auf den komplizierteren Beruf, andere Menschen zu befehligen und zu töten. Dagegen zielte der Beruf des Hirten darauf ab, Gewalttätigkeit einzudämmen und ein gewisses Maß von Gerechtigkeit zu schaffen, durch das auch noch das schwächste Mitglied der Herde geschützt und ernährt werden konnte. Es bleibt jedenfalls, daß zugleich mit der allmählichen Verfestigung der frühen Stadtgemeinden auch Zwang und Überredung, Angriff und Schutz, Krieg und Recht, Macht und Liebe innerhalb ihrer Steineinfriedungen immer festere Gestalt annehmen. Sobald das Königtum erscheint, wird der Kriegsherr und Gesetzgeber auch Herr des Landes.¹

Hinter den Kulissen der Neolithisierung standen die mächtigen Repräsentanten einer eurasischen Jägerkultur, die Jahrtausende auf dem GÖBEKLI TEPE ihre spektakulären Tempel für Unterweisung und Initiation unterhielten. — Es spricht nichts dagegen,

¹Ebd. S. 26.

hier von Elite-Bildung zu sprechen, denn von dieser Community ging die Initiative zur *Neolithischen Wende* aus.

Da wir aber immer nur auf materielle Artefakte stoßen, bleibt uns der direkte Zugang zu den tatsächlich relevanten Faktoren, zum jeweiligen *Zeitgeist*, zur *Gesellschaft*, zur *Macht* und zur *Psyche* regelmäßig verwehrt. Die alles entscheidenden *weichen Faktoren* hinterlassen als solche eben weit weniger Spuren, obwohl von ihnen genau jene Wirkungen ausgehen, die wirklich von Bedeutung sind.

Es war eine elitäre Gemeinschaft von Jägern, die auf einer unwirtschaftlichen Hochebene ihre Kultstätten errichtete. Dabei wurde aus logistischen Gründen sowohl die Entwicklung, als auch die Verbreitung von *Agrikultur* und *Seßhaftigkeit* vorangetrieben. Dieser Zusammenhang ist umso erstaunlicher, weil stolze Jäger wie diese sich niemals dazu hergeben, selbst Landwirtschaft zu betreiben. — Mit der Idee haben sie dennoch systematisch und übergreifend experimentiert. Viele verschiedene Techniken, von denen manche bereits isoliert zur Verfügung standen, mußten weiter entwickelt und systematisch zusammengeführt werden. Allmählich entstand eine sehr erfolgreiche neue Subsistenzweise daraus. Infolgedessen wurde eine nie zuvor dagewesene Kultur initialisiert, zugleich sollte damit nolens volens auch der *Prozeß der Zivilisation* ausgelöst werden.

Zur Errichtung einer Anlage von solchem Ausmaß ist eine große Anzahl von Helfern erforderlich. Außerdem sind Transportprobleme zu bewältigen, was Logistik notwendig macht, und das alles in einer entlegenen Bergregion. Allein schon die Versorgung mit Wasser, Lebensmitteln, Werkzeugen und Baustoffen erfordert sehr viel Organisation, Koordination und Arbeitsteilung. — Wir haben hier eigentlich bereits so etwas wie eine virtuelle Stadt vor Augen, in der neben Priestern und Handwerkern auch sehr viele Dienstleister miteinander wohnen und arbeiten.

Es mag das erste Großprojekt dieserart gewesen sein, jedenfalls zeigt sich, welche Großtaten manche Gemeinschaften motivieren können, wenn sich Menschen von Göttern dazu berufen fühlen. Nebenher wird vieles von dem erfunden, was in späteren Zeiten wirklich alles verändert, so daß mit dem *Fortschritt* allmählich auch die *Zivilisation* in die Welt kommt. — Das ist der Stoff, um den es beim PROMETHEUS geht. Dieser Mythos soll den Spätergeborenen die Geschichte dazu liefern und aufzeigen, was es mit dieser neuen Lebensweise auf sich hat, wie es seinerzeit eigentlich dazu gekommen ist.

Allerdings gibt dieser radikale Wechsel in der Subsistenzweise nach wie vor enorme Rätsel auf. Sobald wir aber annehmen, im Hintergrund hätte von Anfang an eine Herrscher-Kaste von Abkömmlingen der Wildbeuterkultur gestanden, die das Ganze organisiert, überwacht, befriedet und systematisch ausgebeutet hat, dann wird vor allem eines endlich vorstellbar: Warum Bauern und Jäger nachweislich so lange in Frieden und bei einträglichen Geschäften miteinander ausgekommen sind.

Im Hintergrund steht also eine Schutzmacht, die die fragilen Strukturen gewährleistet, die dafür sorgt, daß keine Überfälle stattfinden und das auch dort, wo einzelne Gehöfte nun wirklich leicht einnehmbar sind. — Tatsächlich gab es lange Epochen, in denen nicht einmal Einfriedungen vorhanden waren. Wir dürfen daher annehmen, daß Schutzmauern nicht notwendig waren, weil eben eine Schutzmacht im Hintergrund den allgemeinen Landfrieden auf Dauer garantierte.

Selbst in einem lockeren bäuerlichen Verbund sind gewisse Strukturen erforderlich: Nicht nur die Gelegenheit für Handel und Tausch, sondern auch Kornkammern, in denen das Saatgut für die nächste Pflanzzeit aufbewahrt wird, selbst dann, wenn Hungersnöte aufkommen. — Die dörflichen Strukturen vor Ort lassen sich nur halten, wenn ein Redistributionszentrum mit dem

Sitz der Herrschaft, mit einem Heiligtum, mit Rechtsprechung und vor allem mit dem Marktplatz gewährleisten, daß der nötige Austausch stattfindet und die ganze Entwicklung nicht einfach wieder in sich zusammenfällt.

Eine solche Revolution in der Lebensweise, etwas so beispiellos Neues, für das es überhaupt keine Vorbilder gab, wie die Neolithisierung, bedarf besonderer Gründe und Begründungen, um nachvollziehen zu können, wie es zum Anstoß dieser Entwicklung gekommen sein könnte. — Dementsprechend konstatiert auch der Freiburger Archäologe CHRISTIAN STRAHM, es sei noch immer schwierig, diese tiefgreifende Umwälzung zu bewerten:

Auf der einen Seite scheint es uns undenkbar, daß die Einführung der produzierenden Wirtschaftsweise, die in der Folge für die gesamte Geschichte des Menschen die (Ernährungs-)Grundlage bildet, nicht als Erleichterung und Fortschritt zu bezeichnen ist; andererseits wissen wir, daß es sich um eine vom Klima ausgehende, von vielen Zufällen gelenkte, ungewollte Entwicklung handelte, in die der damalige Mensch wohl unwissend ›hineinrutschte‹.¹

Pflanzenanbau bedeutet keineswegs eine Erleichterung des Lebens, denn der Jäger und die Sammlerin kannten wesentlich sicherere und vielfältigere Strategien der Nahrungsbeschaffung. Bei Naturkatastrophen konnten sie sehr viel wesentlich besser auf andere Nahrungsquellen ausweichen, während der Bauer von dem Gelingen der Ernte abhängig wurde. Auch bringt eine jägerische und sammlerische Bevölkerung weniger Zeit für die Suche nach der Nahrung auf, der Bauer arbeitet dagegen länger und auch härter.²

HESIODES Klagen über das schlechte Wesen der Frau führen

¹Christian Strahm: Metall verändert die Welt: Die Kupferzeit. In: Die Zeit. Welt- und Kulturgeschichte. 20 Bde. Bd. 1, S. 124.

²Ebd. S. 125.

immer wieder zu aberwitzigen Fehldeutungen der PANDORA. Es geht aber nicht um Frauen als solche, sondern um reiche Städterinnen, Kurtisanen, um das demonstrative Luxusleben und nicht selten um den Ruin ihrer Gönner. — Das ist offenbar der Antrieb im Prozeß der Zivilisation: die *erotische Macht* gewisser Frauen im Tausch gegen die *soziale Macht* gewisser Männer.

Was bei HESIOD als Ausdruck von Misogynie, ja Frauenhaß gebrandmarkt wurde, läßt sich auf eine Reihe falscher Annahmen zurückführen: Im Mythos um PROMETHEUS geht es nämlich weder um den *Ursprung der Menschheit*, noch um das *Herdfeuer* oder etwa die *erste Frau* in der Menschheitsgeschichte. Es geht vielmehr um den *Ursprung der Zivilisation* und alles, was damit einhergeht: Arbeit, Herrschaft, Abhängigkeit, Erotik, Philosophie, das ruinöse Leben feiner Leute, um Reichtum, Luxus und Elend. — HESIOD selbst dürfte einer dieser begehrten Damen zum Opfer gefallen sein, denn die mit PANDORA aufkommende



Abb. 10: JOHANN HEINRICH FÜSSLI: *Halbfigur einer Kurtisane mit Federbusch, Schleife und Schleier im Haar.* (Ein Portrait der Gattin des Künstlers). 1800–1810; Kunsthaus, Zürich. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#).

erotische Macht ist wirklich sehr verführerisch, erscheint sie doch als Erfüllung eines Lebens nach Art der Götter.



Abb. 11: BARTOLOMEO VENETO:
Idealbildnis einer Kurtisane als Flora. 1520,
Städel Museum, Frankfurt. — Quelle:
Public Domain via [Wikimedia](#).*

So wird nachvollziehbar, warum HESIOD sich in Klagen über Luxusleben im allgemeinen und Kurtisanen im besonderen so ergeht, und was PANDORA damit zu tun hat. Sie ist die Allegorie aller Licht- und Schattenseiten des *Fortschritts* und vor allem auch des Verführerischen daran.

Insgesamt wirft der Mythenkomplex um die Figur des PROMETHEUS einen kritischen Blick auf eine Entwicklung, in die die Menschheit ungewollt hineingeraten ist. — Plötzlich beherrscht eine Dynamik die Szene, aus der es kein Zurück mehr

gibt, genau das ist es, was ROUSSEAU so vehement beklagt hat.

*Lange wurde vermutet, das Bild zeige LUCREZIA BORGIA, die skandalumwitterte Tochter von Papst ALEXANDER VI., doch wohl, um dem Verruchten dieser selbstbewußt in Szene gesetzten erotisierenden Unzweideutigkeit einen angemessen erscheinenden Namen und eine Ach-Die!-Identität beizugeben. Tatsächlich handelt es sich hier aber um eine unbekannte Dame, die sich in Gestalt der antiken Frühlingsgöttin FLORA freizügiger abbilden ließ, als es einer ›ehrbaren‹ (Ehe-)Frau angestanden hätte.

Meistererzählungen liegen bedeutende Motive zugrunde, die bis in tiefste Schichten des kollektiven Unbewußten reichen, daher sind sie überzeitlich. So können sie neue Antworten auf alte Fragen liefern, nicht nur um fremde Zeiten, sondern um uns selbst besser zu verstehen.

PANDORA ist eine Allegorie für den *Fortschritt* im Prozeß der Zivilisation. Sie ist nicht nur von großer Schönheit, sondern von allen Göttern umfassend beschenkt mit Gaben, über die zuvor nur Götter verfügen konnten. — Seit dem Feuerdiebstahl, seit die Kinder des PROMETHEUS das Schiedefeuhr und damit die *Technik* an sich gebracht haben, werden Glücksgüter auf eigene Rechnung produziert, jedoch ohne die göttliche Scheidekunst zu beherrschen, das mitproduzierte Übel vom Guten wirklich trennen zu können. Daher ist diese Figur notwendigerweise äußerst ambivalent, einerseits hochbenedet, andererseits melancholisch bis zur Selbstzerstörung.

PANDORA verkörpert ein göttergleiches Luxusleben und den Ruinderer, die im Wettbewerb um ihre Gunst nicht mithalten können. Sie verkörpert mustergültig den neuen Typus der begehrten öffentlichen Dame, die als Kurtisane, Konkubine oder auch als Mätresse von großer Bedeutung ist und nicht selten geschichtsträchtig wird wie HELENA: Kriege werden geführt, um sie zu erobern, sich ihrer exklusiven Gunst zu versichern, sie vielleicht sogar in Besitz zu nehmen, denn sie wird nicht nur verehrt und heiß geliebt, sie ist auch wie eine Trophäe. Jeder Mann würde sich nur zu gern mit ihr schmücken, um sich von allen anderen abzusetzen...

Ist es nicht genau das, was *Zivilisation* ausmacht, dieser unelige Wettbewerb weniger um das, was man *ist*, sondern nur um das, was man *hat*? — Ist es verwunderlich, daß ausgerechnet der Häßlichste unter den Göttern, der Erfindergott HEPHAISTOS, auf Geheiß des ZEUS mit der Schönsten unter den Göttinnen,

mit APHRODITE, verheiratet ist? Es ist auch kein Wunder, daß diese ihn fortwährend mit dem Kriegsgott ARES betrügt. Ihr wird eben nachgesagt, daß sie immer mit dem Stärksten geht. — HEPHAISTOS meidet die Teppich-Etagen auf dem OLYMP, die er den Göttern übrigens erbaut hat. Nirgends hält er sich lieber auf als in seiner unterirdischen Werkstatt, zusammen mit seinen ebenfalls nicht tageslichttauglichen Gehilfen.

Der Mythos läßt vor unseren Augen das Laboratorium der frühen *Metallurgie* entstehen: Wir erleben eine Schmiede, die den ganzen Umständen zufolge äußerst beeindruckend gewesen sein dürfte, wenn man sich die quasi vulkanische Lohe, den Höllenlärm und die heißen, giftigen Dämpfe vorstellt. Im übrigen liegt hier die eigentliche Quelle zivilisatorischer Macht: *Metall*, das bedeutet *Geld* und *Krieg*.

In den Mythen wird diese Figur höchst realistisch geschildert, bis zur eindeutigen, vollständigen Symptomatik einer Vergiftung durch Schwermetalle. Der hinkende Gott ist das erste Opfer seiner eigenen Technik. Da mag er mit der schönsten Göttin, mit APHRODITE verheiratet sein, allein, sie betrügt ihn, und er wird sich mit lahmen Gliedern, Haarausfall, Hautausschlag und aufkommender Blindheit kaum an ihrer Seite sehen lassen wollen. Wenn er auftritt, dann mit einem hochtechnisierten Rollstuhl, umgeben von ›künstlichen Frauen‹, also Androidinnen — eine geradezu futuristische Vorstellung.

Die *Theographie* in den Mythen, die sich um den Gott der Technik ranken, ist einfach genial. Mit diesem Charakter wird einmal mehr das alles entscheidende Wesen einer Sache getroffen, auf die es ankommt. Vor unseren Augen entsteht der Prototyp eines Technikers mit dem typischen professionellen Selbstverständnis, der wie dieser Gott keinerlei Wert darauf legt, bedeutend zu sein, sondern lieber im Verborgenen tüfteln möchte, um nur nicht viele Worte machen zu müssen.

Das *Ewig-Weibliche* als Motiv aller Motive ist weit weniger biologischer Natur, als gemeinhin angenommen wird, denn gerade die Geschlechterrollen sind eine Folge im Prozeß der Zivilisation. Seit Beginn der Menschheit waren die Verhältnisse der Geschlechter stets anders arrangiert. — Wildbeuter sind allerdings nicht sesshaft, daher wäre es unsinnig, Besitztümer anzuhäufen und vererben zu wollen. Insofern ist auch nicht das *Haben*, sondern das *Sein* entscheidend, wenn und



Abb. 12: *Ein ungleiches Paar: HEPHAISTOS, der ebenso geniale wie verschrobene Gott der Technik, dahinter seine Gesellen im lodernen Schein der unterirdischen Schmiede. Erhaben thronend, ihm gegenüber: VENUS, die ihm auf Geheiß des ZEUS angetraute Göttin für Liebe und Schönheit, die ihn mit einem abfälligen Gestus begrüßt. Sie wirkt naserümpfend im gleißenden Glamour auf ihrem Liebeslager, das sie gewiß nicht mit ihrem Ehegatten teilt.* — GIOVANNI BATTISTA TIEPOLO: *Venus und Vulcan*, (um 1758). Philadelphia Museum of Art. — Quelle: [Wikimedia](#) veröff. unter [GNU-Lizenz](#).

wo es um *Anerkennung* geht. — Unter den Bedingungen der Zivilisation geht es jedoch um Besitz und Status, vor allem in Bezug auf Frauen, was sich anhand von Allegorien über Weiblichkeit demonstrieren läßt.

PANDORA steht als Allegorie für die Verlockungen, Folgen und Nebenfolgen im *Prozeß der Zivilisation*. APHRODITE verkörpert als Göttin der *Liebe* den Verdrängungs-Wettbewerb unter Frauen

und die Entschiedenheit, im Zweifelsfall alles einzusetzen. Derweil steht die schöne HELENA für das Schicksal, im Spiel der Mächte zum willenlosen Opfer und zur *schönen Beute* gemacht zu werden, um als Trumpf, Trophäe, vielleicht sogar im Triumph gewaltsam genommen zu werden.

Selbst die urtümliche Göttin IŠTAR, zuständig für *Liebe und Krieg*, verkörpert mit ihrem Wesen bereits die ambivalenten Prinzipien der Zivilisation. Mit ihr kommen ganz neue, vor allem kriegerische Motive in die Welt: Ein nie dagewesenes, höchst riskantes Glücksrittertum im individuell oft ruinösen Wettbewerb um Liebe, Anerkennung, Macht und Reichtum.

Das ist die Wiederkehr des Verdrängten: Inmitten der neuen Hochkulturen, im naturenthobenen Raum urbaner Verhältnisse, kehrt der eigentlich überwundene darwinistische Selektionswettbewerb wieder zurück, wird zur 2. Natur und fortan härter denn je ausgefochten. — GEORG WILHELM FRIEDRICH HEGEL hat diese Zustände in einem Abschnitt seiner *Phänomenologie des Geistes* verächtlich als *geistiges Tierreich* bezeichnet.¹

Unter Zivilisationsbedingungen sind die *Geschlechterrollen* von Anfang an immens in ihrer Bedeutung. Die Etikette von Über- und Unterordnung ist konstitutiv. Hierarchie gibt den Rahmen vor, während der Ansporn im Wettbewerb aller gegen alle darauf aufbaut. Es ist nicht so, wie es aussieht: Klischees führen in die Irre, wie bei jenem NIETZSCHE-Wort, das völlig falsch verstanden wird. — Die berühmt-berüchtigte Formulierung aus dem *Zarathustra* wird oft wie ein Motto zelebriert. Aber der so gern in provokanter Absicht zitierte Wortlaut entstammt einem Kontext, der selbst deutungswürdig ist. Wer spricht da eigentlich?

¹Georg Wilhelm Friedrich Hegel: *Phänomenologie des Geistes*. In: Werke. Red. Eva Moldenhauer und Karl Markus Michel, Frankfurt am Main 1979. Bd. 3, S. 294ff.

Es ist weder NIETZSCHE noch sein Prophet ZARATHUSTRA, es ist ein *altes Weiblein*. Sie plaudert nolens volens ein gut gehütetes Geheimnis aus:

Da entgegnete mir das alte Weiblein: »Vieles Artige sagte Zarathustra und sonderlich für die, welche jung genug dazu sind.

Seltsam ist's, Zarathustra kennt wenig die Weiber, und doch hat er über sie recht! Geschieht dies deshalb, weil beim Weibe kein Ding unmöglich ist?

Und nun nimm zum Danke eine kleine Wahrheit! Bin ich doch alt genug für sie!

Wickle sie ein und halte ihr den Mund: sonst schreit sie überlaut, diese kleine Wahrheit.«

»Gib mir, Weib, deine kleine Wahrheit!« sagte ich. Und also sprach das alte Weiblein:

»Du gehst zu Frauen? Vergiß die Peitsche nicht!«¹

Es gibt eine Photographie, die minutiös von FRIEDRICH NIETZSCHE gegen den Einspruch der Beteiligten arrangiert worden ist. — LOU ANDREAS-SALOMÉ hat FRIEDRICH NIETZSCHE und PAUL RÉE vor ihren Karren gespannt. So könnte eine Interpretation lauten, zumal die Begehrte kurz zuvor die Heiratsanträge beider Männer abgelehnt hatte. — Es mag sein, daß NIETZSCHE sich von dieser enttäuschenden Liebe inspirieren ließ. Aber neben der biographischen Interpretation ist eine andere noch tiefgründiger, es geht um das Motiv aller Motive.

Das berühmte Foto spottet jeder landläufigen Interpretation des gemeinen Spruchs: *»Wenn Du zum Weibe gehst, vergiß die Peitsche nicht«*. Gerade dieser Satz hat NIETZSCHE in Verruf gebracht. Betrachtet man aber das Foto genauer, so zeigt sich, wer hier die Peitsche führt: Es ist das Weib.

¹Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. In: In: Werke in drei Bänden. Hrsg. von Karl Schlechta, München 1954. Bd. 2, S. 329f.



Abb. 13: LOU ANDREAS- SALOMÉ, PAUL RÉE und FRIEDRICH NIETZSCHE. *Fotographie im Atelier JULES BONNET, Luzern zwischen dem 13. und 16. Mai 1882, nach Arrangement von FRIEDRICH NIETZSCHE.* — Quelle: *Public Domain via [Wikimedia](#).*

Vom Mythos zur Utopie*

MYTHOS VERSUS UTOPIE — DER TRAUM VOM NEUEN MENSCHEN AUF NEUER ERDE — ZIVILISATION: AUFSTIEG ODER VERFALL? — MIT DEM METALL KOMMT DAS GELD IN DIE WELT — PANDORA ALS KIND DER NEUEN ZEIT — ZIVILISATIONSMYTHEN: DER STAAT ALS RETTER? — DIE STADT ALS NATURENTHOBENER UND SÄKULARER RAUM — WARUM SEITHER DIE TOTEN AUSWANDERN MÜSSEN — DIE MYTHEN DER ZIVILISATION UND DIE GESETZE DER WILDBAHN — URBANISIERUNG: GEMEINSCHAFT, GESELLSCHAFT UND GEMEINWESEN — NEUE HERRSCHAFT VON MENSCHEN ÜBER MENSCHEN

Revolution der Lebensart	96
Umkehrung der Zeitachse	96
Der Zentralmythos des Abendlandes	101
Metall: Luxus, Reichtum und Krieg	103
Die Urbanisierung der Seele	110
Die Stadt als Wildnis	122
Zivilisationsmärchen	126
Cui bono?	133

*Überarb. Votr. geh. a. 3. April 2008, a. d. Kolloquium des Instituts für Philosophie der Universität Karlsruhe sowie des Instituts für Kulturforschung Heidelberg: *Thomas Morus' Utopia und das Genre der Utopie in der Politischen Philosophie*, Kloster Bronnbach, Taubertal. — Votr. in: Ulrich Arnswald, Hans-Peter Schütt (Hrsg.): *Thomas Morus' Utopia und das Genre der Politischen Philosophie*; Karlsruhe 2010. S. 227–249.

Revolution der Lebensart

Umkehrung der Zeitachse

Utopie und Mythos sind durchaus miteinander vergleichbar, beide stiften Orientierung, liefern Sinnerfahrung, bieten Deutungen an, verschaffen Identität und erläutern, warum die Welt *so* und nicht anders ist. Sie können aber auch darlegen, warum sie anders sein könnte, vielleicht sogar gänzlich anders sein sollte oder aber auch gar nicht anders sein darf, als sie bereits ist. — In einem unterscheiden sich aber Mythos und Utopie: In ihrer Ideal-Zeit.

Während *Mythen* ihre Idealzeit zumeist eindeutig in den Urzeiten der eigenen Vergangenheit verorten, spielen *Utopien* mit der eigenen Ortlosigkeit. Wenn es sie denn real gäbe, die utopische Wirklichkeit als verwirklichte Utopie, sie könnte sich als wirkliche Wirklichkeit immer nur ganz woanders einstellen, nur in einer wahrhaft idealen, vielleicht aber auch in einer ganz und gar kontra-idealen Zukunft.

Im Guten wie im Schlechten wird sich Utopisches daher immer nur dort einfinden, wo die entlegenen, oft nur sehr schwer erfüllbaren Bedingungen ihrer Möglichkeit sich wider Erwarten doch eingestellt haben. Insofern spielt die *Utopie* nicht nur mit ihrer Ortlosigkeit, vielmehr ist es ihr Prinzip, äußerst schwer nur erreichbar zu sein. — Dabei muß Utopisches nicht stets erstrebenswert sein, denn selbst die Menetekel-Utopie folgt demselben Prinzip.

Auch der Ort einer jeden *Dystopie* als schlechteste aller möglichen Welten liegt stets in einem sonstwie aufgekommenen Nirgendwo, und das liegt in der Regel eher in der Zukunft. Der mythisch-utopische Idealort muß jedoch nicht immer an entlegenem Ort, in entlegener Zeit und nur in der Zukunft liegen. Als Utopikum wäre auch eine ausgezeichnete Vergangenheit möglich,

was PLATON mit seinem umstrittenen Bericht über *Atlantis* demonstriert hat. — Seine Adaption der Sage kann nicht nur als Mythos, sondern auch als Utopie aufgefaßt werden, als Menetekel der Dystopie eines Failed State. Schließlich steht *Atlantis* bei PLATON im Kontext ernsthafter politiktheoretischer Erwägungen als warnendes Beispiel.

Während also der *Mythos* seine wirkliche Wirklichkeit längst errungen hat und fähig ist, diese Idealzeit immer wieder zu erneuern, ist die *Utopie* noch gar nicht bei sich angekommen. Während der *Mythos* seine Urzeit in der Regel bereits durchlebt hat, steht für eine jede Utopie die ureigene Idealzeit noch aus. Sie liegt in einer offenen Zukunft, von der noch gar nicht ausgemacht sein kann, wie sie tatsächlich ausgehen wird. — Spekulationen über einen wünschenswerten oder auch äußerst beunruhigenden möglichen Ausgang dieser offenen Entwicklungsgeschichte sind daher das Spezifikum der *Utopie*, im Guten wie auch im Schlechten.

Es ist ein Problem, das sich *so* dem *Mythos* nicht stellt, denn für ihn ist der Ausgang jeglicher Geschichte gewiß — die garantierte Wiederkehr des Gleichen. Die urzeitliche Idealzeit wird planmäßig ohnehin immer wieder neu durchschritten, immer wieder neu restituiert. *Utopien* wollen dagegen das radikal Neue, das gänzlich Andere, das noch nie dagewesene. Daher interessieren sie sich auch nur mittelbar für Vergangenes, allenfalls um sich noch bewußter vom Herkömmlichen abzusetzen.

Utopien sind auf Zukunft aus, sie lassen sich insofern als Mythen thematisieren, bei denen allerdings die *Zeitachse umgekehrt* worden ist. Selbst wenn sie ausnahmsweise eine goldene Urzeit wieder herstellen wollen, gehen Utopien anders zu Werke, sie suchen ihre Ideale stets in der Zukunft als etwas vollkommen Neues.

Mythen können geradewegs die regelmäßige Wiederherstellung der alten Ordnung garantieren: Etwa weil alle 75 Jahre mit der

Wiederkehr des *Halley'schen Kometen* gerechnet werden darf, was bedeutet, daß mit dem *großen Ritual* spätestens dann alle zwischenzeitlich aufgekommenen Unausgewogenheiten wieder ausgeglichen sein werden. — *Utopien* können dagegen keine auch nur annähernd verlässlichen Garantien übernehmen. Utopische Ideale zu verfolgen bedeutet schlichtweg, sich auf riskante Unternehmen, auf eine Fahrt ins Ungewisse, auf eine offene Zukunft einlassen zu müssen.

Daher rührt dann auch die Schwäche des Utopischen für Geschichtsphilosophie: Wenn schon Ungewißheit, dann doch wenigstens im vollen Bewußtsein einer Navigationskunst, wie die der *docta spes* bei ERNST BLOCH. Es ist eine geläuterte Hoffnung, die für sich beansprucht, aus Schaden klug geworden zu sein, daher ist sie die *Hoffnung mit dem Trauerflor*. — Utopien können, ganz anders als Mythen, um ein Vielfaches gefährlicher sein, weil sie so virulent den Zeitgeist ganzer Epochen für sich vereinnahmen, um sodann Motive für Taten zu liefern, die spätere Epochen nur noch mit Entsetzen zur Kenntnis nehmen können.

Allerdings ist die Differenzierung nicht ganz so eindeutig: Religiöse Mythen können schließlich ebenso brutal werden wie politische Utopien. Es kommt darauf an, den Unterschied noch genauer herauszuarbeiten, ob, und wenn ja, wie radikal eingegriffen werden darf in den Lauf der Welt, in der vieles auch sakrosankt sein kann, geheiligt durch Mythen, die auf eine ideale Urzeit verweisen. — Wir müssen daher vermuten, daß irgendwann, unter ganz bestimmten soziokulturellen Umständen, die entscheidende Umkehrung der Zeitachse vom Mythos zur Utopie erstmals vonstatten gegangen sein muß.

Dabei ist es möglich, daß wir mit den nun folgenden Erklärungs- und Deutungsversuchen selbst wieder einen Mythos schaffen. Aber im Sinne von HANS BLUMENBERG bedeutet *Arbeit am Mythos*, wenn es nottut, die Mythen selbst weiterzuschreiben,

auf daß diese einer jeden Gegenwart immer wieder neu sagen, worauf es ankommen könnte. — Das Sympathische am *Mythos* ist, daß er im Unterschied zum *Logos* nie rechthaberisch ist, daß er niemals so fanatisch werden kann wie jene, die auf utopische Risiken setzen und dabei nicht selten das Glück, das Leben und das Seelenheil gänzlich Unbetheiligter einfach verspielen.

Bislang wurden Utopien entweder gepflegt oder kritisiert, gefeiert oder verdammt. Es wäre aber sehr viel hilfreicher, ließe sich nachvollziehen, wie es erstmals zu dieser eklatanten Umkehr der Zeitachse gekommen sein mag. Warum urplötzlich die ideale Welt nicht mehr am Anfang, sondern am vermeintlichen Ende der Geschichte gesucht werden sollte. Es gilt, das Utopische am Utopischen zu verstehen, daher scheint es angeraten, sich vor Ort in jene Zeit zu versetzen, wo erstmals dieser Impuls aufgekommen sein muß. Wann, wo und unter welchen Umständen wird es erstmals von elementarer Bedeutung, Utopien zu hegen?

Betrachten wir Utopien als Sonderklasse von Mythen mit umgekehrter Zeitachse, so stellt sich die Frage, was diese Umkehrung ausgelöst haben mag, die Idealzeit nicht mehr am Anfang, sondern am Ende der Geschichte zu suchen. Es ist fraglich, unter welchen Umständen diese fundamentale Revolution der Denkungsart erstmals vor sich gegangen sein dürfte. — Utopien behaupten schließlich gegen jeden Mythos, vorher nie Dagewesenes sei nicht nur möglich, sondern notwendig. Daher sei es auch unumgänglich, die alten Traditionen und Sitten, die ertümlichen Bahnen immerwährender Wiederkehr zu verlassen.

Aus der Perspektive der Mythen ist bereits diese Idee undenkbar. Genau darin nimmt es die Utopie mit dem Mythos auf. Sie setzt seinen Idealen etwas ganz Eigenes, *radikal Anderes* entgegen, so daß die angestammten Mythen kaum mehr dagegen halten können. Neue Hoffnungen und nie geahnte Sehnsüchte werden geweckt, bis die Risikobereitschaft steigt. — So werden alte Mythen

von neuen Utopien überboten, noch dazu auf ureigenem Gebiet, indem weit mehr versprochen wird, als Mythen je in Aussicht gestellt hätten. Utopien versprechen eben sehr viel mehr Hoffnungsdividende, als jemals zuvor auch nur für möglich gehalten worden wäre.

Um das Utopische zu verstehen, ist es angebracht, die Quelle dieser zu einem gewissen Zeitpunkt erstmals aufgekommenen exorbitanten Hoffnungen zu lokalisieren. Es gilt zu klären, wie diese vollkommen neuartigen utopischen Wünsche, Risiken, Hoffnungen und nicht minder großen Befürchtungen urplötzlich in die Welt gekommen sind. Es gilt, die Bedingungen für die Möglichkeit von Utopien in Erfahrung zu bringen, was gelingen kann, wenn wir die Differenz zum Mythischen genauer in Augenschein nehmen, wenn wir uns in die Situation versetzen, in der die Mythen versagen.

Es ist weit mehr als ein beliebiger Paradigmenwechsel, wenn Utopien an die Stelle von Mythen treten, weil sich im Zuge dieser Kulturrevolution die Auffassung von *Welt* generell wandelt. Während sich die heiligen Ordnungen mythischer Weltmodelle durch einschlägige Riten stets wiederherstellen lassen, behauptet sich die Utopie gegen den Mythos, indem sie etwas gänzlich Neues ins Spiel bringt: Sie insinuiert, ihr Reich sei nicht von dieser, sondern von einer kommenden, anderen, sehr wohl aber möglichen Welt.

Infolgedessen müssen Mythos und Utopie auseinandertreten, weil die Utopie in Gang setzt, was der Mythos um jeden Preis gerade zu verhindern beabsichtigt: *Differenz, Wandel, Geschichte, Historizität*. Während die Utopie ihr Ideal nur erreichen kann, indem sie die Welt völlig verändert, sucht der Mythos gerade zu verhindern, daß sich überhaupt etwas ändern müßte.

Während der Mythos die urtümlich ausgewogenen Verhältnisse seiner idealen Urzeit durch regelmäßige Riten, durch die wiederkehrende *Apokatastasis panton*, durch ultimativen Ausgleich aller Differenzen zwischen sozialen Gruppen, Göttern und Menschen, Lebenden und Toten und auch zwischen Menschen



Abb. 14: FRANK MARC: *Kämpfende Formen*. 1914; Neue Pinakothek, München. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#).

und Tieren wieder herstellt, zielt die Utopie auf etwas vollkommen anderes: Sie will diesen Ausgleich nicht, sie will weder den Ausgleich noch will sie alte Verhältnisse nur wieder herstellen. Sie will etwas gänzlich Neues, sie will das Niedagewesene.

Derweil sind die Ambitionen des Utopischen aus der Perspektive des Mythischen einfach nur abwegig, überhaupt nicht nachvollziehbar, nicht von dieser Welt, vor allem nicht von der Welt, wie sie den Mythen bekannt ist. Allerdings sind Utopien nicht von dieser Welt und auch nicht für gegenwärtige, sondern nur für zukünftige Menschen. Sie zielen auf eine *Neue Erde* und *Neue Menschen*, und dafür gehen sie, wenn es nottut, auch über Leichen.

Der Zentralmythos des Abendlandes

Im Zentralmythos des Abendlandes, dem des PROMETHEUS, findet sich eine bezeichnende Wende, als habe der Mythos dem

Utopischen hier eigens seine Referenzen erweisen wollen. Auch wenn es ein Mythos ist, die *Promethie* kann es mit dem Utopischen bereits aufnehmen, weil das Unheil, das die vormaligen Mythen noch hatten verhindern sollen, hier inzwischen bereits eingetreten ist.

Wenn die Figur des PROMETHEUS aufkommt und mit ihm das, wofür dieser Mythos eine Erklärung liefern soll, so ist der *Prozeß der Zivilisation* längst initiiert. — Der ungeheure Paradigmenwechsel vom Mythos zur Utopie und von der Kultur zur Zivilisation war bereits vollzogen, als diese Entwicklung in den Augen des HESIOD wie eine einzige Verfallsgeschichte erschien.

Mythen umschreiben auf ihre Weise Geschichte. Es ist bei aller Phantasie stets auch Realgeschichte, auf die angespielt wird, etwa wenn HESIOD vom ehemals noch einvernehmlichen Verhältnis zwischen Menschen und Göttern spricht, wenn er die vormalige Mühelosigkeit und die spätere Mühseligkeit in der Subsistenzweise herausstellt. Wenn, was für uns vor allem von Interesse ist, das Aufkommen von *Metall* zum Thema gemacht wird, wodurch, so die hier vertretene Hypothese, der Prozeß der Zivilisation ausgelöst worden ist.

Während in den Augen von HESIOD dieser Prozeß eine einzige Verfallsgeschichte darstellt, würde die entgegengesetzte Perspektive einen Fortschrittsprozeß ohnegleichen konstatieren. Interessanterweise gibt es also zwei ideale Orte als Bezugspunkte, den einen am Anfang, den anderen aber am Ende der Entwicklung. HESIOD mochte noch leibhaftig vor Augen gehabt haben, was inzwischen als gesichert betrachtet werden darf: Nach dem Ablauf einer urlangen Geschichte des Nomadentums wurde urplötzlich Sesshaftigkeit nicht nur möglich, sondern auch umgesetzt — mit immensen Folgen. Denn von Stund an sollte ein im Verhältnis zur Gesamtgeschichte atemloser Fortschrittsprozeß, eine ungeheure, zuvor unvorstellbare Entwicklung in Gang gesetzt werden.

Wie auch immer sich HESIOD das Ende dieser Geschichte vorgestellt haben mag, es ist bereits das notorische Hadern utopischen Ungenügens, das sich hier Ausdruck verschafft, wenn er das fünfte Geschlecht derer, die sich vom Acker ernähren, als das von ZEUS geschaffene identifiziert und die Klage anstimmt, er selbst wäre lieber früher oder später geboren, nur nicht in dieser Zeit:

*Wäre ich selbst doch nie zu den fünften Männern gekommen,
sondern zuvor schon gestorben oder danach erst geboren!
Jetzt das Geschlecht ist nämlich das eiserne. Niemals bei Tage
werden sie ausruhn von Not und von Arbeiten, nie auch zur Nachtzeit,
völlig erschöpft. Und die Götter bescheren drückende Sorgen.¹*

Metall: Luxus, Reichtum und Krieg

Der eigentliche Auslöser für den *Prozeß der Zivilisation*, so dürfen wir inzwischen mit Gewißheit annehmen, war die *Metallurgie*: Zunächst Kupfer, dann Bronze und schließlich Eisen. — Nicht von ungefähr spielt der hinkende Erfindergott HEPHAISTOS eine so entscheidende Rolle. Daher auch ist das von PROMETHEUS geraubte Feuer ganz gewiß kein einfaches *Herdfeuer*. Es handelt sich vielmehr um *Schmiedefeu*r, und als solches ist es ›die‹ Allegorie ›der‹ Technik.

Die neue Metallurgie kam erstmals um 3000 v. u. Z. auf. Und HESIOD weiß, worauf es ankommt, wenn er hervorhebt, welches der Menschengeschlechter bereits über ›schwärzliches Eisen‹ verfügt. — Tatsächlich geht es dabei um Metall-Legierungen mit neuen Eigenschaften, also um ›Stahl‹, gleichwohl wird gemeinhin von ›Eisen‹ gesprochen. Ein immenser Schub für den technischen Fortschritt geht damit einher, denn es sind nicht nur höhere Tem-

¹Hesiod: Werke und Tage. In: Werke in einem Band. A. d. Grch. von Luise und Klaus Hallof; Berlin, Weimar 1994. S. 52f.

peraturen, sondern auch Gießereien und Schmiedewerkstätten erforderlich.

Mit dem *Metall* kommt allerdings sehr viel mehr als nur ein neuer Werkstoff, es kommt — das *Geld* in die Welt! Metall ist universell konvertierbar, das ist es, was zählt. Erstmals gibt es die Möglichkeit, Vermögen zu horten, um damit spekulieren zu können und mit Hilfe von Geld an Macht und Einfluß zu kommen. Das war vorher so nicht möglich, weil sich nämlich mit verderblichen Gütern nur schwer spekulieren läßt. Aber Metall verdirbt nicht, es läßt sich im Verborgenen horten und beizeiten hervorholen. — Allein das Gerücht, jemand verfüge über Metall, dürfte seinerzeit die Kreditwürdigkeit erster Güte nach sich gezogen haben.

Erstmals in der Geschichte der Menschheit stand damit ein universell konvertierbares und zugleich waffenfähiges Material zur Verfügung: Metall ist Geld und Geld ist Metall. — Die soziokulturellen Folgen dieser Technik sind einschneidend, umfassend und radikal. Es ist eine Wendestelle in der Geschichte der Menschheit, denn von nun an wurde Macht verfügbar, disponibel, gewissermaßen käuflich. Es sollte daher nicht verwundern, daß die Mythen versagen, denn nunmehr sind sie nicht mehr von *dieser* Welt.

Metall, das bedeutet Schmuck, aber auch Waffen, Geld, aber auch Macht, das bedeutet, sich ggf. Freiheit kaufen, sich alle erdenklichen Freiheiten herausnehmen zu können — in diesen frühen Zeiten allemal. Metall ist universell konvertierbar, es läßt sich horten, Handel damit treiben, spekulieren. Waffen können erworben werden für Raubzüge, mit denen Söldner bezahlt werden für Beutezüge, um Reichtümer an sich zu raffen, mit denen wiederum Waffen gekauft werden können.

Das ist das eigentlich Phänomenale am *Geld*: Es vollführt erneut genau das, was menschliche *Kultur* ohnehin bereits ausmacht. Geld aber macht es erst wirklich perfekt: Um sich herum einen

besonderen Raum zu schaffen, der vollkommen naturenthoben ist, in dem gänzlich andere — eben eigene Gesetze herrschen. Geld schafft Distanz, sich die *Umwelt* tatsächlich vom Leibe zu halten. Reichtum verschafft Möglichkeiten, sich der Natur und mitunter auch der Gesellschaft keineswegs anpassen zu müssen, sondern vielmehr Verhältnisse zu schaffen, die den eigenen Wünschen, Bedürfnissen und Vorstellungen entsprechen.

Schon seit Urzeiten verstehen es Menschen, sich souverän abzusetzen von der Natur. Eine im übrigen sehr erfolgreiche Anpassungsstrategie, sich nicht wirklich anpassen zu müssen, sondern das Spiel nach eigenen Regeln zu spielen. — Daher ist *Urbanisierung* die ultimative Steigerung menschlicher Kultur. Wildnis wird endgültig ausgegrenzt, Natur als solche wird nur noch möglichst perfekt inszeniert. Seltsam ist nur, daß im Inneren dieser hochzivilisierten Gesellschaften eine neue Art von *Wildnis* aufkommt. Die Dichotomie von Natur versus Kultur, Domestikation versus Wildheit, Sieger und Besiegtem bleibt offenbar weiterhin konstitutiv, sie ist viel zu tief in den Köpfen verankert.

Mit dem Aufkommen von Metall wird dieser Ablösungsprozeß von der Natur wirklich perfekt, denn das Geld macht den universellen Tausch möglich. Alles wird von Stund an konvertierbar, disponibel und käuflich. Wer über Geld verfügt, kann die eigene Binnenwelt gegen alle widrigen Umstände abschotten. Mit Geld lassen sich Wünsche erfüllen, die man vormals nicht nur nicht zu träumen gewagt, sondern schlichtweg nicht geträumt hätte.

Städte kommen auf mit Luxus, Kunst und Schönheit, darin eine zuvor unvorstellbare Lebensweise nach Art der Götter, fernab von jeglicher Notwendigkeit. — Städte, Staatenbildung, das bedeutet: Unermeßlicher Reichtum ebenso wie politische Unterdrückung, großangelegte kriegerische Raubzüge, die Versklavung ganzer Völkerschaften, Zwangsarbeit, Ausbeutung in großem Stil und auch die Finanzierung von Priesterschaften, die all das als vom

Himmel befohlen auslegten, konnte sich leisten, wer in diesen Zeiten über Metall und damit über uneingeschränkt konvertierbare Macht verfügte.

Zivilisationen sind gerade nicht auf Ausgleich hin angelegt, sondern vielmehr darauf aus, soziale Differenzen, Spannungen, Bürgerkriege und endlose Kriege ganz bewußt auszulösen, aufrecht zu erhalten und immer wieder neu zu entzünden, erst so entsteht die Dynamik in der Geschichte. — Die ehrenwerten Fundamente unserer Zivilisation und der so geschätzten Hochkultur sind daher vom Blut umspült und fast ausnahmslos auf Unrecht, Aneignung und Raubzüge gegründet, bis auf den heutigen Tag. Mythisch orientierte Gesellschaften sind bestrebt, diese Dynamik zu unterbinden. Unter diesen Umständen müssen die Mythen jedoch versagen. Wenn es ihnen nicht gelingt, regelmäßig die alten Zustände des allgemeinen und umfassenden Ausgleichs, die alte Ordnung im Himmel wie auch auf Erden wieder neu herzustellen, dann geschieht, was sie um ihrer selbst willen verhindern müssen: Jeglichen Einbruch von Historizität zu vermeiden, denn das wäre ihr Ende. Es darf daher in einer mythisch orientierten Kultur — ganz anders als in einer Zivilisation — gar keine wesentlichen Veränderungen, keinen Wandel geben. Alles soll und muß in den geordneten Bahnen der altvertrauten üblichen Wiederkehr des ewig gleichen verlaufen.

Mit dem Metall kommt urplötzlich eine vollkommen neue Machtfülle, verbunden mit irrsinnigem Reichtum in die ehemals so wohlgeordnete Welt. Dabei ist PANDORA nicht etwa eine Allegorie auf *die* Frau als solche. Sie ist keineswegs wie EVA die mythisch erste Frau überhaupt, obwohl der Plot etwas von einem Paradiesmythos hat. — PANDORA ist vielmehr ein ungemein eindrucksvolles Kind der neuen Zeit. Sie ist die mondäne Städterin, gewiß eine Künstlerin bei den vielen Talenten, über die sie verfügt. Vielleicht ist sie auch eine sündhaft teure Kurtisane,



Abb. 15: CLAUDE VIGNON: *Krösus erhält Tribut durch einen lydischen Bauern*. 1629, Musée des Beaux-Arts de Tour, Frankreich. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#).

denn sie verkörpert, was fortan möglich sein wird in diesen ersten Städten: Menschen, die wie Götter auftreten, zumindest in den Augen eines soeben zufällig hereingekommenen Fremden.

Mehr als bedeutungsvoll sind Veränderungen in der *Theogenese*, denn es ist stets signifikant, wenn sich im Zuge dieser Entwicklung zeitgleich die Götter verändern. Wo der zivilisierte, urbane und insofern ›neue‹ Mensch die Bühne der Welt betritt und in den Kulissen der ersten Städte auftritt, dort werden sich auch die Götter sehr bald ein anderes Outfit und eine andere Natur zulegen. Auch sie leben fortan in urbanen Welten und nicht mehr in der freien Natur da draußen, die ohnehin ausgegrenzt ist.

Sie verkörpern auch nicht mehr einfach nur lokale Naturgeister, aus denen manche von ihnen ursprünglich einmal hervorgegangen sind. Vielmehr sind sie zu personifizierten Instanzen geworden, die ganze Dimensionen des Lebens, der Kultur, der Natur oder auch der Politik repräsentieren.

Auch Götter haben eine Lebensgeschichte, ihre Biographie läßt sich auch als *Theographie* schreiben. Zumeist ist etwas über ihre Herkunft bekannt, die sich in Beinamen erschließt und dabei nicht selten interessante Hinweise über ihren Ursprung und die eigentlichen Kernkompetenzen liefert.

Nicht wenige Götter sind gleichsam wegrationalisiert worden, seit manche der menschlichen Belange technisch verfügbar geworden sind, für die sie zu anderen Zeiten noch einstanden. Manchmal ereilt sie sogar ein Schicksal, wie das des PAN: Dieser verkörpert nun einmal die freie Natur, daher wird er aus freien Stücken sterben, sobald es keine freie Natur mehr gibt, nachdem sich die Zivilisation der letzten verwunschenen Wälder, Auen, Berge und Täler angenommen hat, um sie allesamt zu entzaubern.

Manche Götter machen Karriere, und einige wenige machen sich sogar einen Namen, der zum überzeitlichen Symbol werden kann. Das alles geschieht in Korrespondenz zum *Zeitgeist* und zur *Soziogenese*, weil andere Zeiten sich auf andere Götter berufen, weil *Theogenese* und *Psychogenese* einander entsprechen.

Bezeichnenderweise müssen sich selbst die Götter anpassen im *Prozeß der Zivilisation*. Immer häufiger bevorzugen sie die menschliche Gestalt, entwickeln Füße und Arme, verbergen aber den Kopf und das Gesicht noch eine Zeitlang wie Schamanen hinter ihren Masken. — Im Zuge der Zeit kommen aber immer mehr menschliche Züge zum Vorschein, denn die Götter der Zivilisation werden geschaffen nach menschlichem Ebenbild.

Theogenese und *Psychogenese* schaukeln sich wechselseitig immer weiter auf, allmählich kommt es zum Wettstreit im Ge-

staltwandel zwischen Menschen und Göttern. — Während sich Menschen immer häufiger wie Götter in Szene setzen, fürchten und verehren lassen, sind manche unter den Göttern ein ums andere Mal darauf aus, wie Menschen zu fühlen, zu lieben, zu wirken und zu sein. Interessant ist dabei die *Persona*, die Maske des Schauspielers, die im Zuge der Zeit immer spärlicher wird. Später wird sie wie ein Visier hoch auf die Stirn geschoben, so daß dahinter endlich ein Gesicht nach menschlichem Maß zum Vorschein kommen kann.

Diese *Theogonie* vor Augen, läßt sich erahnen, daß auch die Götter selbst bereits eine Geschichte hinter sich gebracht haben. Zuvor sind sie offenkundig noch ganz anders erschienen, nun aber lüften sie ihre Masken und zeigen sich so, wie es der neu aufkommende Zivilisationsmensch von ihnen erwartet, so, wie er sie braucht, um sie für anbetungswürdig zu halten.

Theogenese und *Psychogenese* beeinflussen einander in einem einzigartigen Wechselwirkungsverhältnis, so daß eine Entwicklung entsteht, in der Götter humanisiert und Menschen vergöttlicht werden. Der dabei betriebene Aufwand, der Glamour luxuriösester Inszenierungen dürfte auf höchstem Niveau vonstatten gegangen sein. Selbst wir wären tief beeindruckt, würden wir konfrontiert mit dem, was seinerzeit an Luxus zur Verfügung gestanden und geradezu selbstverständlich gewesen sein muß, für einige wenige — versteht sich.

Die immerwährenden Wechselwirkungsverhältnisse zwischen *Soziogenese*, *Theogenese* und *Psychogenese* führen uns diese immense kulturelle Dynamik vor Augen. Nicht nur die Menschenwelt, sondern auch die Götterwelt war in Bewegung geraten, im Himmel wie auf der Erde. Nichts blieb mehr so, wie es war. — Und so ließ einer der zeitgenössischen Götter seinerzeit aus einem brennenden Dornbusch heraus seine Selbstdarstellung mit folgenden Worten verlauten:

*Ich bin der, der ich sein werde.*¹

Ein Gott also, ganz im Begriff, einen Selbsterfahrungstrip zu beginnen, den er in der Tat auch bitter nötig hat. Gerade dem alttestamentarischen Gott ging in seiner Sturm- und Drangzeit offenkundig noch jegliche Selbstbeherrschung ab. Er ist seinem Verhalten nach anfangs noch ganz und gar kein alter, bärtiger, weiser und leicht ironisch reflektierender Mann im Laborantenkittel, dem man vertrauen kann. — Dieser Gott ist noch ein eifersüchtiges, rachsüchtiges und jähzorniges Kind, das Genozid betreibt, Sintfluten schickt oder sich aus reiner Spielerlaune auch schon mal auf eine makabre Wette mit dem TEUFEL einläßt.

Mit dem *Metall* kommt das *Geld*, darauf entstehen die ersten *Städte*, mit diesen wiederum erste *Staaten*, und damit kommt die *Zivilisation* in die Welt. Was sich damit, im Zuge dieses paradigmatischen Wandels innerhalb weniger Jahrhunderte alles verändert, ist kaum vorstellbar — das ist es auch, was eine *Hermeneutik der Einfühlung* so unabdingbar macht, sich solche Unvorstellbarkeiten überhaupt vorstellbar machen zu können.

Die Urbanisierung der Seele

Von Natur aus sind wir Orientierungswaisen, allerdings mit dem Vermögen, uns selbst zu orientieren. Aber dieses Orientierungsvermögen muß durch Orientierungsorientierung selbst erst kultiviert werden. Die so viel berufene *Natur des Menschen* beruht auf Anpassungsfähigkeit, weniger an die Natur, sondern vielmehr an die jeweilige Kultur. Diese 2. Natur wird immer wichtiger. Daher muß dann auch im Zuge der Zivilisation immer mehr Innenwelt entwickelt werden durch eine *Psyche*, die mehr und mehr *Selbstorientierung* gestattet.

¹2. Mose 3,14.

Eine *Stadt* ist gänzlich naturenthoben. Sie ist exterritorial in jeglicher Beziehung, und in diesem Sinne ist sie selbst bereits so etwas wie ein Jenseits — auch früheste Stadtluft macht offenbar bereits frei. Aber in der Stadt ist urplötzlich jeder auf sich allein gestellt, herkömmliche Orientierungsmuster müssen versagen. Die Norm für angemessenes Verhalten kann nicht mehr wie üblich auf Stammestraktionen und lokale Riten gegründet werden. Es kann nicht mehr äußerlich vorgegeben sein, was angemessenes Verhalten ausmacht.

Bereits die frühe Stadt wirft einen jeden auf sich selbst zurück. Also wird individuelle Selbstorientierung erforderlich, ein Sinn für Angemessenheit, der nunmehr von innen kommen muß. — Unsere *Psyche* dürfte das Produkt dieser Notwendigkeit sein, daß in urbanen Lebenswelten ein jeder sich selbst orientieren muß. Das Leben unter urbanen Bedingungen wird immer komplexer, so daß zunehmend mehr Individualität, immer mehr Autonomie und Selbstorientierung erforderlich werden.

Die Stadt als exterritorialer Raum ist etwas Außerordentliches, von Anfang an. Im multikulturellen *Schmelztiegel der Städte* entsteht die notwendige Toleranz für alle erdenklichen Götter aus aller Herren Länder. Im PANTHEON sind noch viele Zimmer frei. Zugleich verstehen sich auch frühe Städte bereits als Staat, verbunden mit Göttern, Priestern und einer Elite von Schriftgelehrten, wie es sie vormals nicht gab und auch nicht geben mußte.

In dieser Szenerie tritt dann auch die PANDORA erstmals auf. Sie entspricht dem neuen Typus einer Städterin, vielleicht auch einer Kurtisane, die wie APHRODITE oder HELENA stets eher den Reichsten unter den Reichen und den Mächtigsten unter den Mächtigen zugetan ist. Betörend ist allein schon die Einkleidung der PANDORA: Sie ist von unwiderstehlicher Attraktivität, verfügt aber auch über Beredsamkeit, die sie eigens von HERMES erhalten

hat. Dann die vielen einzelnen göttlichen Gaben, alles Erdenkliche, was auf Geheiß des ZEUS der Allbegabten von den einzelnen Göttern doch wohl auch systematisch, umfassend und insofern ›vollständig‹ mit auf den Weg gegeben wurde.

PANDORA, der Name ist bereits Programm: Aus grch. *pan* für *all-* und *doron* für *Gabe, Geschenk*, entsteht »Pan-Dora«. Sie ist daher die ›Allgeberin‹, ›Allbeschenkte‹ oder auch die ›Allbegabte‹, und HESIOD wird sie als *schönes Übel* titulieren. — Alle diese Gaben lassen die neue Höhe der Kultur erahnen, den nunmehr möglich gewordenen Luxus, den ganz gewiß exorbitant gehobenen Lebensstandard. Diese Figur bezeugt allerdings auch das zugleich aufkommende *Unbehagen in der Kultur*.

Es ist davon auszugehen, daß es unter diesen Umständen nicht selten zu ungeheuerlichen Verhältnissen gekommen sein muß. — Etwa wenn die ersten Superreichen in der Geschichte der Menschheit auf den Plan treten, um zu tun, was und wie es ihnen beliebt und wovon sie keine Macht der Welt hätte abhalten können, wenn ihnen nun einmal danach war. Der nicht von ungefähr einschlägig bekannte KRÖSUS ist einer von ihnen, immerhin selbstbewußt und mächtig genug, das Syndikat der *Orakelpriester von Delphi* ernsthaft herauszufordern.

Die frühen Städte sind wie Probestüben, erstmals werden vor den Augen der neuen Öffentlichkeit in höchster Kultur die größten Verbrechen begangen. Die neuen Superreichen vom Schlage des KRÖSUS kennen nämlich keine Grenzen, und sie müssen auch keine solchen akzeptieren. — Das sollte vor Augen haben, wer sich noch immer auf THOMAS HOBBS beruft, um vom so genannten *Naturzustand*, vom *bellum omnes contra omnium* zu fabulieren. Sein Urmodell vom Staat ist immer auch überhistorisch ausgelegt worden. Aber die Theorie vom *Urzustand*, von der ursprünglich *bösen Natur des Menschen* und einer daraus resultierenden Notwendigkeit von Staatsmacht ist archäologisch, ethnologisch und



Abb. 16: FRANZ FRANCKEN: *Krösus zeigt Solon seine Schätze*. (Im Hintergrund: *Krösus auf dem Scheiterhaufen*.) 1620, Kunsthistorisches Museum, Wien. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#).

anthropologisch unhaltbar. Thematisiert werden nämlich eben nicht ›Naturmenschen‹, sondern ›Zivilisationsmenschen‹.

Ganz im Sinne konsequenter Denkungsart stimmt das Fazit einfach nur bedenklich: Der ›Naturzustand‹ tritt offenbar erst unter Zivilisationsbedingungen ein, denn erst mit dem Aufkommen von *Eigentum*, Städten und Staaten kommt der *Krieg aller gegen alle* in die Welt.

Derweil ist es signifikant, um welche Art ›Naturmenschen‹ es sich handelt, von denen HOBBS in seiner Staatstheorie spricht: Die Gesellschaften, von denen da die Rede ist, sind keine Wildbeuter mehr, es ist bereits Neolithikum und keineswegs mehr

der vielberufene Naturzustand, denn sie pflanzen, säen und haben angeblich ein ›behagliches Anwesen‹. — Die, von denen da die Rede ist, sind selbst bereits Spätgeborene, die sich nunmehr für Luxus, Macht und Reichtum gegenseitig bis aufs Blut zu bekämpfen:

Und wenn daher zwei Menschen das gleiche verlangen, in dessen Genuß sie dennoch nicht beide kommen können, werden sie Feinde; und auf dem Weg zu ihrem Ziel (das hauptsächlich in ihrer Selbsterhaltung und zuweilen nur in ihrem Vergnügen besteht) bemühen sich, einander zu vernichten oder zu unterwerfen. Und wo ein Eindringling nicht mehr zu fürchten hat als die alleinige Macht eines einzelnen Menschen, geschieht es daher, daß jemand, der pflanzt, sät, baut oder ein behagliches Anwesen besitzt, mit Wahrscheinlichkeit erwarten kann, daß andere mit vereinten Kräften kommen, bereit, ihn zu enteignen und zu berauben, nicht nur der Früchte seiner Arbeit, sondern auch seines Lebens oder seiner Freiheit. (...)

So finden wir in der Natur des Menschen drei Hauptursachen für Konflikte: erstens Konkurrenz, zweitens Unsicherheit, drittens Ruhmsucht.

Die erste veranlaßt die Menschen, wegen des Gewinns anzugreifen, die zweite wegen der Sicherheit und die dritte wegen des Ansehens. Die ersten gebrauchen Gewalt, um sich zum Herren von anderen Menschen Personen, Frauen, Kinder und Vieh zu machen; die zweiten, um die zu verteidigen; die dritten wegen Bagatellen wie ein Wort, ein Lächeln, eine unterschiedliche Meinung und jedes andere Zeichen von Unterschätzung, die entweder ihre eigene Person betreffen oder ein schlechtes Licht auf ihre Verwandten, ihrer Freunde, Ihre Nation, ihren Beruf oder ihren Namen werfen. (...)

Hierdurch ist offenbar, daß sich die Menschen, solange sie ohne eine öffentliche Macht sind, die sie alle in Schrecken

*hält, in jenem Zustand befinden, den man Krieg nennt,
und zwar im Krieg eines jeden gegen jeden.*¹

Dieser *Mythos moderner Staatstheorie* führt in die Irre, wenn der Staat damit legitimiert wird, es läge etwas Böses in der menschlichen Natur, dem entgegengewirkt werden müsse. Dieser vermeintliche ›Naturzwang‹ kommt erst mit den Städten auf, mit ihrer Kunst–Natur und dieser völlig neuen Art von ›Wildnis‹. Erst Zivilisationen müssen sich eine staatliche Ordnung zulegen, weil sie ansonsten schnell zum Opfer der eigenen Dynamik, aber auch fremder Eroberungen werden.

Der vermeintliche *Naturzustand* ist reine Phantasmagorie. Es verhält sich genau umgekehrt: Mit der Zivilisation, mit den frühen Staaten und vor allem mit dem Anspruch auf *Eigentum* sind alle diese Kriege, in denen *der eine des anderen Wolf* wird, überhaupt erst aufgekommen.

Nomaden haben dagegen an ›Wettbewerb‹ und ›Wachstum‹ gar kein Interesse, weil es sinnlos wäre, sich mehr als nur das Notwendigste anzueignen. Wer nämlich viel umherzieht, wird sich schwer überlegen, welche Güter dabei unerlässlich sind. Nahrungsmittel, die Dinge des täglichen Gebrauchs und das Material für Jagdwaffen und Nahrungszubereitung lassen sich sehr viel besser auch eintauschen. Man hat ohnehin viel Zeit und daher große Freude an der Begegnung mit Fremden, — Tausch ist eben auch Austausch.

*Krieg, so scheint mir, gab es zu jener Zeit noch nicht.
Die jungsteinzeitlichen Dörfer, die man ausgegraben hat,
weisen einen auffallenden Mangel an allem auf, was man
Waffen nennen könnte. Das ist zwar nur ein negativer Be-
weis, paßt aber ganz gut in das Bild selbständiger Gemein-*

¹Thomas Hobbes : *Leviathan*. Aus d. Engl. übertr. von Jutta Schlösser. Mit einer Einf. hrsg. von Hermann Klenner; Hamburg 1996. S. 103f.

wesen, die zu klein waren, zu wenige Menschen hatten, zu weit voneinander entfernt lagen und, bis Boote erfunden wurden, zu dürftig mit Fortbewegungsmitteln ausgerüstet waren, um sich gegenseitig verdrängen oder auf des anderen Besitzungen übergreifen zu müssen. Der urtümliche Krieg ›aller gegen alle‹ ist ein Märchen. HOBBS' kriegsrischer Urmensch entspricht der geschichtlichen Wirklichkeit noch weniger als ROUSSEAU'S edler Wilder. Wie bei den Vögeln hat wohl die Herrschaft über einen Bezirk zur freundschaftlichen Regelung von Grenzfragen geführt, die erst später, als man ›zivilisierter‹ war, von daher Sorgen um Besitz und Vorrecht hatte, zu wilden Auseinandersetzungen geführt haben.

Die frühen Burgen und Festungen deuten nicht auf Krieg und Streit zwischen feindlichen Gemeinwesen, sondern auf einseitige Herrschaft einer kleinen Minderheit über eine relativ große Gruppe hin. Soweit Waffen Zwang und Herrschaft sicherten, wurden diese zunächst innerhalb des Gemeinwesens ausgeübt und nicht gegenüber anderen Gemeinwesen. Durch Waffengebrauch erlangten die ›Edlen‹ zuerst ihre uralte Macht über die eigenen Bauern.¹

Das Konstrukt vom *Naturzustand* ist eine staatstheoretische Arbeitshypothese und als solche legitim. Nur ist sie anthropologisch und ethnologisch unhaltbar, denn sie entspricht keineswegs den tatsächlichen Verhältnissen in der Urgeschichte. Problematisch ist dieses Konstrukt, weil sich in den Köpfen festgesetzt hat, es habe unter vorzivilisatorischen Bedingungen genau diesen Zustand wirklich gegeben.

Tatsächlich kommt der sogenannte Naturzustand regelmäßig aber erst auf, sobald Staaten kollabieren und in Bürgerkriegen untergehen, wie sie im Leben von THOMAS HOBBS so prägend waren. — Insofern ist diese Denktradition in der *Staatstheorie*

¹Lewis Mumford: Die Stadt. Geschichte und Ausblick. A. a. O. S. 27.

nicht nur irreführend, sondern extrem vorurteilsbelastet. In naiver Weise wird damit nur ein Ammenmärchen der Zivilisation bedient, wenn vom urtümlichen Krieg aller gegen alle fabuliert wird, als sei *das* der eigentlich ›normale‹ Urzustand.

So lieb diese Hypothese vielen Staats- und Vertragstheoretikern noch immer sein mag, sie ist archäologisch, ethnologisch und anthropologisch schon seit längerem vollkommen unhaltbar. Sie dient dagegen noch immer einem einzigen Zweck: den Staat als Retter in Szene zu setzen, um so etwas wie eine Naturnotwendigkeit staatlicher Gewalt zu konstruieren. Es gibt aber keine *Natur* mehr unter Zivilisationsbedingungen, und wenn doch, dann ist sie als solche nur inszeniert worden.

Nicht irgendein ominöser Urzustand, sondern erst die frühen Städte, Staaten und Zivilisationen, darunter die vielen *Failed States*, die Imperien, die auf Kosten ihrer Anrainer lebten, setzen bis auf den heutigen Tag diesen ganz und gar nicht natürlichen, sondern urbanen ›Naturzustand‹ erst in Szene. Das geschieht, wenn sie damit beginnen, die ansonsten in Gruppen-, Clan- und Verwandtschaftsstrukturen fest verankerten Identitäten herauszulösen aus ihren Gemeinschaften, um sie zu vereinzeln, so daß der ganz allein auf sich gestellte Einzelne, das ›Individuum‹ als ›Subjekt‹, erstmals in Erscheinung tritt. — Dieses Manöver macht übrigens den immensen Bedarf an religiöser ›Rück‹-Bindung erst erforderlich. Kaum verwunderlich daher, warum manche Religionen so aggressiv, intolerant und imperialistisch auftreten.

Städte sind etwas Besonderes, sie lassen sich nicht mehr wie vorher noch sozial und kulturell integrieren. Althergebrachte Ordnungsvorstellungen und strukturelle Beziehungen zwischen Clans, Totems und Verwandtschaftsverhältnissen gelten nicht mehr, können gar nicht mehr gelten, denn man hat es nun mit Individuen in einem Schmelztiegel unterschiedlichster Kulturen zu tun.

Unschwer lassen sich die ersten Städte vergleichen mit jenen anomischen Nestern, wie sie im ›Wilden Westen‹ während der Goldrausch-Ära ebenso schnell entstehen und wieder vergehen. Solche Gemeinwesen sind so virulent, daß sie sich kaum stabilisieren lassen. Politik dürfte schwer sein, vor allem, wenn man sie noch gar nicht beherrscht. — Im Spektrum zwischen wabernden Goldgräberstädten und menschenleeren Zeremonialstätten dürfte sich im Zuge der Jahrtausende erst langsam herauskristallisiert haben, was Urbanisierung dauerhaft stabil machen könnte. Erst wenn Urbanisierung auf Dauer gelingt, wenn sich erste Stadtstaaten kulturell, sozial, politisch und ökonomisch stabilisieren, kann ein *Prozeß der Zivilisation* davon ausgehen. Ansonsten geschieht, was PROTAGORAS im gleichnamigen Dialog bei PLATON berichtet: Zwar wurde die Technik, Städte zu bauen, frühzeitig bereits beherrscht, aber das genügte eben nicht, denn bald schon taten die Menschen einander erneut Unrecht, so daß diese Städte schnell wieder zerfielen.

Es gilt daher, bereits während der Gründungsphase einer Stadt zu verhindern, daß die beherbergten unterschiedlichen Ethnien, Kulturen, Stände, Schichten und Klassen einfach aufeinander losgehen und nicht eher aufhören, sich wechselseitig zu vernichten, bis alles in Schutt und Asche liegt. — So erklärt sich die immense Bedeutung der Stadt- und Staatsgötter: Sie garantieren jedem Einzelnen eine integrale Identität, womit eine neue und eben auch abstrakte, alles übergreifende soziokulturelle Ordnung allgemeinverbindlich wird. Entscheidend sind Stadtfeste für alle, noch entscheidender sind multikulturelle Verbindungen, die eine Gesellschaft durchlässig machen. Außerdem wird dabei ein uraltes Prinzip wieder entdeckt, auf dem Heiratsmarkt so zu verfahren, auf daß möglichst viele Verwandte dabei herauskommen. Ganz besonders wichtig sind umfassende Korrespondenzen zwischen Gott, Staat, Kultur und Psyche, denn darauf erst kann

sich der *Prozeß der Zivilisation* stützen. Entscheidend ist das übergreifende Gefüge der Integration, dazu aber muß die Stadt erst zum säkularen Raum werden. Also werden die Götter auf ihre Tempel und Heiligtümer beschränkt — sie müssen in der Tat dort eingesperrt werden. Daher auch sind Prozessionen oder Demonstrationen bis auf den heutigen Tag nicht selten noch immer ganz offene Kampfansagen.

Alles, womit der *Mythos* zuvor operiert hat, erfährt im Prozeß der Urbanisierung eine umfassende Anverwandlung. Aus der vormals mythischen Kreisbewegung wird ein dynamisch offener Prozeß ohne jede Wiederkehr. Alles beginnt sich anzuverwandeln, die *Götter*, die *Psyche*, die *Kultur* und selbst die *Seele* muß fortan neue Wege gehen. — Während die Ahnen zuvor wie selbstverständlich noch unter den Lebenden weilten, müssen die Seelen Verstorbener fortan auf einen Weg ohne Wiederkehr ins *Jenseits* aufbrechen.

Es ist offenbar entscheidend für den *Prozeß der Zivilisation*, daß Diesseits und Jenseits auseinandertreten. Vor allem ist es einschneidend für alle, die in den Einflußbereich urbaner Hegemonialsphären geraten. Der soeben eingetroffene Fremde wird seine Eigentümlichkeiten schon sehr bald ablegen und sich anders geben, weil althergebrachte *Orientierungsweisen* in der Stadt kaum mehr von Bedeutung sind. Man mag sie noch eine Weile pflegen, aber sie sind nicht mehr wirklich wichtig. Stadtluft macht frei, in vielerlei Hinsicht.

Urbanisierung bedeutet weit mehr als nur eine Verstädterung von Dörfern, vielmehr handelt es sich um ein ganz entscheidendes Stadium der Kulturgeschichte. Erstmals setzen umfassende Wandlungsprozesse ein, die jeden Einzelnen und sogar den ganzen Globus betreffen. — In der Stadt muß *Orientierung* größtenteils autonom vonstatten gehen, damit nichts bleiben muß, wie es ist. Die Bindungen an überkommene Orientierungsweisen werden

also ganz bewußt gelockert, dazu aber sind Menschen erforderlich, die früh bereits die so oft geforderte nötige ›Flexibilität‹ mitbringen.

Um das nun zu ermöglichen, muß allerdings das unsichtbare Band der *Identifikation* mit Herkunft und Clanidentität, mit überkommenen und angestammten Rollenerwartungen systematisch gelockert werden. Unter Zivilisationsbedingungen muß es möglich sein, aus der angestammten Rolle zu fallen, um eine andere zu übernehmen. — Es ist genau das, was den Zurückgebliebenen mitunter so herzerreißend erscheint, daß sie den, den sie zu kennen glaubten, nicht wiedererkennen können, wenn sie ihn dann doch noch einmal zu Gesicht bekommen. Das ist der geheime Hintersinn, der eigentliche Grund, warum jede Zivilisation so tief eingreift in die persönliche, individuelle und intime *Identität*.

Der Wandel ist nicht nur rein äußerlich, vielmehr geht er vom Innersten aus. Dort, wo sich nunmehr eine autonome *Psyche* entwickelt, entstehen vollkommen neue Möglichkeiten des Ausdrucks und der Identität. — Was das bedeutet, läßt sich am Terminus der ›Selbst-Verwirklichung‹ demonstrieren: Der Begriff erscheint wie ein Widerspruch in sich, weil doch das ›Selbst‹ schon sein müsse und gar nicht mehr der ›Verwirklichung‹ bedürfte, wie nicht selten eingewandt wurde in den Hochzeiten der Psychowelle.

Ein dynamischer Zeitgeist erfordert immer mehr Autonomie in der Selbstorientierung. Das wurde von den entrüsteten Kritikern nicht gesehen: Dieses *Selbst*, das da seiner Verwirklichung harrt, kann in der Tat noch verborgen sein als noch nicht aktualisiertes Selbst-Verständnis und Rollenbewußtsein in einer Welt, die selbst permanent im Wandel ist. — In diesem Sinne haben wir nicht *Identität* oder *Selbst*, sondern wir legen sie uns zu oder aber: Sie werden uns zugelegt.

Insbesondere in Frühphasen und Umbruchzeiten können sich in Zivilisationen bedrohliche Massenpsychosen entfalten. Getragen von einer Welle zumeist religiös motivierter Heils- oder auch Unheilserwartungen, zusätzlicher Ambitionen auf Selbstfindung und Erfüllung, aber auch motiviert von purem Glücksrittertum, werden immense psychische Energien freigesetzt. Eine geradezu atemberaubende Leidensbereitschaft ist dann die Folge und nicht selten auch eine zunehmende Radikalisierung, die vor nichts und niemandem mehr haltzumachen bereit ist. — Dementsprechend dürfte sich die Szenerie dem fremden Besucher dann auch darstellen: Demagogen, Propheten, Ausgefippte, Gurus, Borderliner, Glücksritter und alle erdenklichen Grenzgänger gehören unbedingt dazu, wenn mit der *Urbanisierung der Seele* die *Psychogenese* weiter und weiter aufgestachelt wird.

Die Stadt entwurzelt ebenso, wie sie neuen Raum zur Entfaltung bietet. Genau aus diesem Grund sollten auch die Ahnen ihrer Macht über die eigenen Nachkommen beraubt werden: Nur so war es möglich, Wandlungsprozesse genau dort anzusetzen, wo die Verhältnisse bislang stets stabil, unabänderlich, unwandelbar schienen, in der *Seele* eines jeden Einzelnen. Stattdessen wurde mehr und mehr von der *Psyche* gesprochen, die selbst immer wandelbarer wurde.

Die *Stadt* sollte zum säkularen Raum werden, also wurde sie entgeistert. Fortan sollten die *Ahnen* nicht mehr unter den Lebenden wohnen. Die Seelen der Verstorbenen mußten am Ende des Lebens auswandern, ohne jemals wiederkehren zu dürfen, auch als Ratgeber sollten sie nicht mehr zur Verfügung stehen. Der Weg ins *Totenreich* wird daher weit und beschwerlich, und für Lebende mehr als gefährlich. — Ebenso wie die nunmehr erforderlich gewordene individuelle Psyche wandeln sich auch die neu entstandenen Götter, und alsbald verläuft nichts mehr in den alten Bahnen.

Die Stadt als Wildnis

Wenn *Diesseits* und *Jenseits* im Prozeß der Zivilisation auseinandergetrieben werden, dann liegt gerade dieses Manöver im Interesse der Urbanisierung: Nunmehr erscheint die Stadt selbst wie ein *Jenseits*, und so setzt sie sich von Anfang an auch nur zu gern in Szene. Von außen betrachtet, mit den Augen eines beliebigen Fremden, der vielleicht durch Zufall in diese Gegend gerät, erscheint eine Stadt ohnehin unwirklich. Sie scheint nicht von dieser Welt zu sein, eher wie ein soeben gelandetes Raumschiff, jederzeit wieder zu starten bereit.

Eine solche Anmutung täuscht nicht einmal, denn eine *Stadt* ist per se exorbital, und sie demonstriert dies gegenüber der sie umgebenden Natur, indem sie sich betont majestätisch abgrenzt. Ganz anders als bei einem Dorf ist der Raum einer Stadt völlig entgeistert, systematisch entgöttert und insofern vollkommen säkular. — Das muß so sein, mag die Stadt auch noch so viele Tempel beherbergen.

Um diesen entgeisterten Raum früher Städte zu schaffen, bedurfte es einer Entwicklung, wie sie ERWIN RHODE in *Psyche* beschreibt: Zunächst mußten die Toten, resp. die ›Geister‹ der Ahnen, aus der Gegenwart der Lebenden entfernt werden. Der *Prozeß der Zivilisation* beginnt daher mit dem Ausbürgern der Seelen der Verstorbenen, mit dem Kappen der Verbindung zu den Vorfahren, so daß ein jeder fortan nur noch auf sich allein gestellt ist und nicht mehr mit Ahnen oder Geistern im Bunde stehen darf. Nicht von ungefähr wird der überkommene Schamanismus von Priestern mit heiligem Zorn verfolgt.

Den Rest erledigen Lifestyle, Design, Ästhetisierung, Religion, aber auch Kunst auf eine ebenso subtile wie wirkungsvolle Weise: Die angestammten Rollenmuster, Trachten, Sitten und Gebräuche werden nicht etwa verboten, so etwas geschieht nur in den

Kolonien. — Lustvolles Tun und Treiben ist in Städten durchaus geduldet, Traditionsgebaren wird dagegen mit geschmäckerlichem Kopfschütteln goutiert, peinlich berührt von solchen Hinterwäldlern, die nicht loslassen können: Sie werden sich selbst bald schon ihrer eigenen Traditions-Verbundenheit zu schämen beginnen.

Nichts wirkt nachhaltiger als die Kolonialisierung urtümlicher Empfindungen und Selbstverständnisse auf dem Umweg über eine Ästhetik, die *das Mondäne und das Obsolete* voneinander abzusetzen beginnt. — Gerade die Ästhetisierung der Selbstdarstellung hat einen ungeheuren Einfluß, es geht ein fast körperlich empfundener Zwang davon aus. Peinlichkeiten stehen in unmittelbarer Nähe zum Schamempfinden, sie erzeugen einen immensen psychischen Druck. Daher werden sich die Vertreter eines solchen ›Hinterwäldlertums‹ schnell nicht nur ästhetisch, sondern auch moralisch, politisch, sozial und ideologisch in die Enge getrieben, ausgegrenzt und mißachtet fühlen.

Eine Tracht, eine nicht wohlgeleitene Sprache, Dialekte oder auch eigentümliche Sitten und Gebräuche einfach zu verbieten und deren Pflege unter drakonische Strafen zu stellen, das ist nur eine Variante solcher Akkulturation. Eine andere Möglichkeit ist die, dafür zu sorgen, daß es den Vertretern selbst peinlich wird. — Man sieht, die Herauslösung der *Psyche* aus ihren vormals sehr gut fixierten Strukturen der Identität und der Orientierung, ihre Entführung aus dem tribalen Milieu ureigenster Mythen ist eine sehr schmerzhaft Operation, ein Abschneiden der psychischen Verwurzelung.

Vormals weilten die *Ahnen* wie selbstverständlich unter den Lebenden. Unsichtbar führten sie auch nach dem Tode ihr vormaliges Leben wie seit Urzeiten einfach immer weiter fort; ein wenig idealer, etwas müheloser vielleicht, aber im Prinzip änderte sich nach dem Tode so gut wie gar nichts. — Bei HOMER zeigen sich

diese Vorstellungen noch in den Erwartungen, wie sie beispielsweise ODYSSEUS hegt, wenn er die Unterwelt besucht. Zugleich zeigen sich dunkle Ahnungen, daß da etwas mit den Toten, mit verstorbenen Helden und auch mit den Ahnen im Jenseits ganz und gar nicht mehr stimmt ...



Abb. 17: ARNOLD BÖCKLIN: *Toteninsel*. 1880, Metropolitan Museum of Art; New York. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#).

Sobald der Prozeß der Zivilisation einsetzt, müssen die Seelen Verstorbener auf eine immer längere Reise gehen, in ein immer jenseitigeres Jenseits. Fortan gingen sie weg und kamen von dort auch nicht wieder zurück — nicht anders als jene, die zumeist doch aus Not in die Fremde gingen, um dort ihr Auskommen zu finden, vielleicht auch ihr Glück zu machen.

Diesseits und Jenseits wurden geschieden, nachdem bereits das Tischtuch zwischen Göttern und Menschen zerschnitten war. Ein Keil wurde getrieben zwischen Himmel und Erde, und mit diesem Schisma in der Kosmologie putschten sich die neuen

Staatsreligionen an die Macht, indem sie den Einzelnen aus den angestammten Orientierungsweisen herauslösten.

Während die überindividuelle Clanidentität bei Wildbeutern fast alles beherrscht, erhält die *Psychogenese* mit dem Prozeß der Zivilisation einen immensen Schub, denn mit der *Urbanisierung* setzt auch die *Individualisierung* ein. In der neuen Wildnis der Städte sollten fortan nicht mehr Clangeister, Schamanen und Stammestraditionen die erforderliche Orientierung liefern, sondern die Herrschaften, die Priester und schlußendlich auch die eigene *Psyche*.

In Stammeskulturen muß jede(r) nur sein, was sie oder er ohnehin bereits ist. Es gilt nur, was der jeweils angestammten Rolle nach Alter und Erfahrung entspricht. Vieles steht dabei überhaupt nicht zur Disposition. — Manche unserer Fragen, wie die nach dem *Selbst*, nach der *Rolle* oder nach der eigenen *Identität* stellen sich gar nicht. So kann auch gar kein sorgenvoller Gedanke an ›Selbstfindung‹ oder ›Selbstverwirklichung‹ aufkommen, denn weshalb soll man werden, was man bereits ist?

In einer *Kultur*, die noch nicht in den *Prozeß der Zivilisation* eingetreten ist, geht alles seinen geordneten Gang. Es ist die ewige Wiederkehr des Gleichen. Das Leben ist absehbar, ja geradezu überschaubar. So kann man sich dem Augenblick widmen und muß nicht gedanklich immer schon woanders sein. Aber nicht nur die Verhältnisse im Leben, auch die in den *ewigen Jagdgründen* sind absehbar, nämlich nicht wesentlich anders als das, was ohnehin gelebt wird. — Es wäre leicht untertrieben, ein solches Leben als ›unbeschwert‹ zu bezeichnen. Zivilisationsmythen und noch mehr die Mythen der Moderne vermitteln dagegen ein dynamisches Bild von der Welt: Nichts soll, nichts darf so bleiben, wie es ist.

Zivilisationsmärchen



Abb. 18: *Der Zivilisierte als Licht- und Feuerbringer.* — ANONYM: *Liebs-Geschichte des Herrn * * * . Wunderbare Wirkung der Sympathie, oder heimlichen Natur-Triebs; Franckfurt, Leipzig 1717.* — Quelle: *Public Domain via Wikimedia.**

Es habe im Urzustand einen äußerst brutalen, primitiven *Kampf ums Dasein* unter den Menschen gegeben. Diesem Gesetz der freien Wildbahn habe sich niemand entziehen können, so lautet eines der beliebtesten Ammenmärchen in den primitiven Vorstellungen hoher Spätkulturen.

Das war jedoch keineswegs der Fall: Es hat nachweislich niemals solche Verhältnisse gegeben, wie sie da modelliert worden sind. — Nur zu gern spiegelt sich der Zivilisationsmensch ganz im Sinne von DANIEL DEFOE und sieht sich wie ROBINSON CRUSOE dem ›Wilden‹ haushoch überlegen.

Dabei wird dem ›Primitiven‹ einfach alles abgesprochen, was den Menschen erst zum Menschen macht. Also muß der Zivilisierte dem ›Wilden‹ wirklich alles beibringen, sogar das Feuer.

*Nach Olaf Simons: *Marteaus Europa oder Der Roman, bevor er Literatur wurde*; Amsterdam, Atlanta 2001. S. 532.

Was vorzivilisatorischen Kulturen angedichtet wird, spottet jeder Paläoanthropologie, denn bereits die frühen Hominiden hatten sich schon abgesetzt von ihrer vormaligen ›Natur‹. Auch Frühmenschen stehen bereits außer Konkurrenz in der Natur. Die Rede von der ›freien Wildbahn‹ ist unangebracht, wenn vom Menschen die Rede ist.

Kein Tier, keine Klimaveränderung und kein noch so radikaler Wandel der Umweltbedingungen konnte ein Lebewesen aufhalten, das *so* ausgestattet ist, mit Intelligenz, Sprache, Kultur, Riten und Schamanismus. — Das war das *Paradies*: Gelebte Sorglosigkeit und das Glück, viele Sorgen nicht einmal zu kennen, weil es solche sind, wie sie nur Zivilisationsmenschen entwickeln.

Wir verfügen über ein Luxusorgan, ein *Hirn*, das uns eine fast unangreifbare Sonderstellung in der Natur verschafft. Menschen können sich alles vom Leibe halten, was ihnen nicht behagt. Wir sind imstande, mit List und Tücke fast alles zu bezwingen, sei es noch so stark, noch so mächtig oder noch so unangreifbar.

Die Rede vom Menschen als *Mängelwesen* und das Selbstbemitteilungstheater über die vermeintliche biologische Minderausstattung des Menschen ist nur ein Ammenmärchen der Zivilisation. Nicht die Natur, schon gar nicht die freie Wildbahn ist das Problem, sondern vor allem schlechte Gesellschaft. — Nie zuvor haben Menschen sich so defizitär empfunden.

Unter Ethnologen kursiert ein Witz, demzufolge sich manche der indigenen Völker besonders über den *Darwinismus* verwundern. Es sei doch komisch, daß allen Ursprungsmythen zufolge der Menschen unmittelbar von den Göttern abstammen. Nur der weiße Mann habe tierische Vorfahren. — Dieser Witz hat einen ernstzunehmenden Hintergrund: Der Geist der Zivilisation legt offenbar Wert darauf, daß Menschen sich klein und minderwertig fühlen, sich vielleicht sogar selbst hassen. Aber auch das demonstriert die allegorische Figur der PANDORA in und mit ihrer

psychisch labilen Disposition: Mit der Zivilisation sind psychische Verelendung, Melancholie und das Ungenügen mit sich selbst in die Welt gekommen. Nicht von ungefähr müssen Erlöser her, die psychologisch aber auch nicht viel ›erlösen‹ können, weil sie selbst Teil des Problems sind.

Menschen sind keineswegs *Mängelwesen*, eher Luxusgeschöpfe, so haben sie sich selbst auch immer empfunden. Als Gattung ist die Menschheit zwar auch nur eines von vielen evolutionären Abenteuern auf diesem Planeten, aber ›von Natur aus‹ sind ›wir‹ doch etwas ganz Besonderes: Menschen können sich eigenständig orientieren, sich selbst verändern, sogar über die eigene Natur nachdenken — daher so viel Hirn.

Die Hypothese vom Menschen als einem von der Natur nur stiefmütterlich bedachten *Mängelwesen* ist ein Zivilisationsmärchen. So wird legitimiert, warum wir angeblich von Natur aus gezwungen sind, erbarmungslos gegen jede ›Wildnis‹, gegen ›Wilde‹ und zuletzt gegen jegliche Natürlichkeit vorzugehen. Schließlich hat ›die‹ *Natur* uns alle erdenklichen Gaben vorenthalten, so daß wir nicht wie die Tiere auf irgendetwas spezialisiert, sondern auf uns selbst gestellt sind. — Die Rede von der stiefmütterlichen Natur dient der Beruhigung des schlechten Gewissens, daß der Mensch sich oft, obwohl er anders könnte, wie ein *Untier* verhält.

Vor diesem Hintergrund ist die Larmoyanz schwer zu ertragen. Dagegen erscheint das seinerzeit auf den Höhen der ökologischen Wende von ULRICH HORSTMANN vorgebrachte *anthropofugale Weltbild* als echte, wenn auch höchst provokante Alternative. — In der Tat könnte man den Menschen auch als Störfall einer Natur betrachten, die notwendig menschenleer sein müßte, um wieder paradiesisch zu sein:

Was sonst trüge das, was das Untier ›Weltgeschichte‹ nennt, wenn nicht die Hoffnung auf die Katastrophe, den

Untergang, das Auslöschen der Spuren. Wer könnte eine sich Jahrtausend und Jahrtausend fortsetzende Litanei des Hauens, Stechens, Spießens, Hackens, die Monotonie des Schlachtens und Schädelspaltens, das Om mani padmehum der Greuel ertragen, ja seinerseits nach Kräften befördern, der nicht zugleich in der Heimlichkeit seiner Vernunft gewiß wäre, daß diese rastlosen Übungen ihn und seine Gattung Gemetzel um Gemetzel, Schlacht um Schlacht, Feldzug um Feldzug, Weltkrieg um Weltkrieg unaufhaltsam jenem letzten Massaker, jenem globalen Harmageddon näherbringen, mit dem das Untier seinen Schlußstrich setzt unter die atemlose Aufrechnung sich fort- und fortzeugen- des Leids.¹

Dagegen wird suggeriert, es läge an der *Natur*, böse Absicht sei im Spiel: ›Die Natur‹ würde dem Menschen das Leben ›bewußt‹ schwer machen. Aber beim grimmigen Ammenmärchen der Zivilisation wird stets die *Sonderstellung des Menschen in der Natur* einfach übersehen: Hirn, Intelligenz und Sprache versetzen uns in die Lage, alles *haben* oder *sein* zu können, was auch immer gewünscht wird.

Menschen sind nicht festgelegt auf irgendeine ›natürliche‹ Rolle. Sie führen multiple Existenzen, können sich verkleiden oder auch ganz in fremde Rollen schlüpfen. Dazu müssen sie allerdings Vorsorge treffen, die passende Einkleidung wählen, sich umziehen, um im Zweifelsfall die Lebenserhaltungssysteme mitzunehmen. Daher ›gibt‹ es Menschen überall, unter Wasser, in der Luft, in der Arktis, im Weltraum, auf dem Mond und bald schon auf anderen Planeten.

Menschsein und Zivilisierung ist keineswegs dasselbe. *Zivilisation* bedeutet Individuierung, ein psychisch äußerst schmerzhafter

¹Ulrich Horstmann: Das Untier. Konturen einer Philosophie der Menschenflucht; Wien 1983. S. 6.

Prozeß, der *so* wohl in keinem *Übergangsritus* vorgekommen sein dürfte. Es ist durchaus überschaubar, im Zuge von Passage-Riten eine Zeitlang in der Natur zu leben, um sich dort zu bewähren, Selbst- und auch Grenzerfahrungen zu machen, um dann als Erwachsener wieder in die Gemeinschaft zurückzukehren mit einem Status, der sicher ist.

Wenn *Diesseits und Jenseits* auseinanderdriften, ebenso wie auch *Kultur und Natur*, wenn die *Mythen* versagen und stattdessen *Utopien* um sich greifen, dann kommen mit der nunmehr offenen Zukunft zunehmend mehr *Kontingenzerfahrungen* auf. Die Welt erscheint weit weniger sicher, die Naturkreisläufe spielen kaum mehr die Rolle, die sie einmal hatten. In den Städten herrschen ohnehin ganz andere Verhältnisse, die Orientierung wird daher individualisiert: *Das ist die Urbanisierung der Seele*.

›Die‹ *Natur* ist jedoch keineswegs überwunden, sondern nur ausgegrenzt worden. Und im Inneren der zivilisierten Welten spielen wir weiterhin das ernste Spiel ums Überleben, inzwischen aber nach ganz eigenen Regeln. Was dem Zivilisierten in der ›wilden‹ *Natur* ganz besonders unerbittlich erscheint, ist in der urbanen Kultur um ein Vielfaches gesteigert.

Das alles sind Projektionen, eigentlich Retroprojektionen, von der Gesellschaft auf die Natur und von dort wieder zurück. So wurde der *Kampf* zum Prinzip der Zivilisation. — Mit der modernen Ideologie vom *Wettbewerb* werden Natur- und Menschenbilder bemüht, wie sie unangemessener nicht sein könnten. Es sind zwar nur Glaubensgrundsätze, die aber sehr überzeugend wirken, weil es doch schließlich um ›*Natur*‹ und ›*Natürlichkeit*‹ geht.

So kommt es zur Wiederkehr des Verdrängten: Die unterworfenen und ausgegrenzten *Natur* bringt sich im Inneren urbaner Welten um ein Vielfaches gesteigert erneut in Erinnerung, als Inszenierung ihrer vermeintlichen Schrecklichkeit selbst. — Das ist der *Mythos vom Staat* als Retter vor einer schrecklichen Wildheit,

die in der Natur und im Menschen lauert. Alles Natürliche ist angeblich noch sehr viel schrecklicher als das, was die *Zivilisation* daraus macht.

Das einfältige Gerede von der ›freien Wildbahn‹, vom agonalen *Kampf ums Dasein*, von der *Konkurrenz* auf dem Markt und vom *Wettbewerb aller gegen alle* ist in aller Munde. Es scheint, als wäre es alternativlos, dabei dient es nur der Legitimation von Verhältnissen, die weit besser sein könnten, wenn weniger Wert auf ›Natur‹ sondern stattdessen mehr Wert auf ›Kultur‹ gelegt werden würde.

Die gemeinhin vorherrschenden Motive sind einem fehlgeleiteten *Egoismus* geschuldet, einer Ideologie, die sich auf Natur beruft, aber künstliche und vor allem prekäre Welten erschafft. Und das Ganze wird getrieben von einem permanent *schlechten Gewissen*, sich fortwährend am Leben, an der Liebe und am Seelenheil vergehen zu müssen, als ginge es einfach nicht anders.

So soll dann als ›natürlich‹ legitimiert werden, was unnatürlicher nicht sein könnte, denn die *Natur des Menschen* liegt in seiner *Kultur*. Es kommt eben darauf an, was wir ›kultivieren‹. Daher gilt, stets die angemessene Haltung einzunehmen und auch zu wahren. Es gilt, sich disziplinieren zu lassen und darin eine Notwendigkeit zu sehen. Es gilt, sich einzufügen in die unübersehbare Monstrosität dieser Welten, um ein ordentliches Rädchen im Getriebe zu sein.

Wenn es ein Grauen gibt, dann dieses. Wenn es Gründe und Anlässe gibt für Verzweiflung, seelisches Elend und Verwahrlosung in jeglicher Hinsicht, dann sind sie beheimatet in diesen künstlichen Paradiesen. Denn um in den neuen Welten moderner Mythen leben und sich überhaupt orientieren zu können, bedarf es ganz neuer Varianten der Anpassung an eine mehr oder minder völlig unberechenbare künstliche Wildnis.

Zivilisationen sind Hyper-Kulturen mit eigenen Standards. Selbst eine ganz neue Art von Wildnis, werden sie zur *zweiten Natur*. Dabei geben sie vor, jenen angeblich so fürchterlichen Naturzustand im Dienste der Menschheit ultimativ überwunden zu haben. Das Ammenmärchen von der Bezwingung der wilden Natur, von der ›*Zähmung*‹ der zuvor so ›*wilden*‹ Artgenossen wird als Fortschritt der Menschheit verkündet.

Zivilisierte leben in ureigenen Luxus-Welten, weitab von ökologischen, sozialen oder spirituellen Gleichgewichten. Das alles hat seinen Preis, denn mit den selbst produzierten göttlichen Gütern sind sehr viele Übel erstmals in die Welt gekommen. — Dieser Nexus kann kaum besser symbolisiert werden als mit PANDORA, die den erstrebenswerten Luxus höchster Kultur umfassend verkörpert, im Guten wie im Schlechten.

PANDORA ist vor allem für diejenigen, die sich selbst als defizient erleben, einfach unwiderstehlich. Kein stolzer Krieger, kein Mensch, der noch mit sich eins ist, würde sich je darauf einlassen. Aber alle, die an sich selbst zweifeln, wenn sie sich in den wandenden Welten sich wandelnder Kulturen bewegen, erfahren sich wieder und wieder verunsichert. Kaum jemand von denen, die lieber *haben* als *sein*, würde eine solche Göttin der Verheißung ernsthaft zurückweisen; die Probleme liegen also noch ein wenig tiefer. — Sobald PANDORA die Bühne der Kulturgeschichte betritt, sieht sich die Lebenswelt unendlich bereichert, allerdings mit himmlischen Gütern und wie mit irdischen Übeln.

Es muß angenommen werden, daß sich die Zivilisierung nicht einfach von selbst, gleichsam von innen heraus ergeben hat. Da ist nicht eins zum anderen gekommen, dahinter muß vielmehr eine *Macht* vermutet werden, die das Ganze systematisch auf den Weg bringt, eine, die Interesse an dieser Entwicklung hat, die sich selbst aber den Plagen nicht unterzieht, eine, die nur die eine Seite dieser Errungenschaften sieht, die andere aber nicht.

Stellen wir also die Frage aller Fragen:

Cui bono?

Eine neue Herrscher-Kaste ist seinerzeit auf der Bildfläche erschienen. Es waren Mesolithiker, also Jäger, die den Prozeß der Zivilisation anstießen und aufrechterhielten durch eine zuvor nie dagewesene *Herrschaft von Menschen über Menschen*. — Nicht ohne Zynismus läßt sich konstatieren, daß, wo Viehzucht aufkommt, auch die Idee möglich wird, Menschen zu züchten, um sie wie Arbeitstiere zu halten.

Die Rechnung mit der Büchse der PANDORA ist von Anfang an eine Frage doppelter Buchführung: Der neue Luxus hat das Leben der Herrschaften nicht nur möglich gemacht, sondern ständig weiter bereichert, so daß immer mehr danach verlangt wurde. Aber zugleich kommen mit allen diesen teuren *Gütern* eben auch die dazugehörigen *Übel* mit in die Welt.

Nicht nur die Zahl der Güter wird unendlich gesteigert, sondern zugleich bringt die PANDORA alles, was eben mit dazugehört, alle Nebenfolgen, alle mitbedingten und selbst zu verantwortenden Katastrophen, alle neuen und dann doch wohl auch notwendigen Übel, die damit verbunden sind.

*Alles geben Götter, die unendlichen,
Ihren Lieblingen ganz,
Alle Freuden, die unendlichen,
Alle Schmerzen, die unendlichen, ganz.¹*

Nun dürften die neuen Herrschaften den weiteren Verlauf der Entwicklung zumindest geahnt haben, daß sich damit nicht nur die Zahl der Güter, sondern auch die der Übel exponentiell

¹Johann Wolfgang von Goethe: Gedichte. Nachlese. In: Berliner Ausg.; Berlin 1960ff. Bd. 2. S. 74.

vermehrten würden. Aber das wird bekanntlich nicht realisiert, weil viel zu viele hoffen, selbst am so verlockenden überirdischen Glück teilhaben zu können. Die hochvermögenden Einwohner künstlicher Paradiese und deren Nutznießer denken daher gar nicht daran, das ganze Wohlleben und die damit einhergehenden Folgen ernsthaft kritisch zu betrachten.

Das *Prinzip der Zivilisation* lautet: Hauptsache, der Schein stimmt! Und das ist der Fall, solange die Lasten für den Luxus andernorts zu Buche schlagen. — Das ist dann auch das eigentliche Betriebsgeheimnis: aus den Augen, aus dem Sinn! Und dieses Prinzip gilt bis in unsere Tage: Güter und Gewinne werden privatisiert; die Übel fallen andernorts an, Risiken und Verluste werden der Allgemeinheit überantwortet.

Mag der Zauber noch so groß sein, das Prinzip der Zivilisation ist kein Ruhmesblatt der Geschichte, auch wenn noch so viel Hochkultur dabei nebenher abgefallen ist. Urbanisierung und Zivilisation setzen Prozesse einer nie zuvor dagewesenen sozio-kulturellen Kernspaltung in Gang. — Anders als HOBBS es unterstellte, verlieren die Menschen damit ihre Gleichheit, denn das ist das Erste, was der Prozeß der Zivilisation installiert: Ungleichheit.

Der *Mythos* verliert im Wettstreit mit einer *Utopie*, die auf solche himmlischen Verheißungen setzt. Und die, die seinerzeit eine Wahl hatten, dürften ihre Gründe gehabt haben, sich auf das Abenteuer einzulassen. Es muß eben überaus verlockend gewesen sein, als diese Frage noch anstand, als der *Prozeß der Zivilisation* in Gang gesetzt wurde und in der Welt, in der Natur, in den Köpfen und in der Seele alles anders werden sollte.

Seither sind wir nicht mehr an der *Natur* orientiert, sondern an den *Märkten* urbaner Waren-Welten aus Kapital, Gütern, Dienstleistungen und Menschen. Das ist die ›Wildnis‹, in der sich fortan ein jeder bewähren soll. — Bis auf jene freilich, die

oft einzig aus Gründen der Abstammung über Vermögen, Ämter und insofern über Macht und Geltung verfügen.

Durch die Neuordnung der Welt erschließt sich das Utopische ganz neue individuelle, psychische und auch kreative Energiequellen. Jeder Einzelne wird aus dem vormaligen Klein-Verband von Stammes- und Clanstrukturen mit ureigensten Traditionen sorgsam herausgelöst. Es entstehen erstmals *Individuen* in einem nicht mehr nur biologischen, sondern in einem sozialen Sinn, die im großen Theater urbaner Lebenswelten auf- oder auch wieder untergehen. Die Gesetze in der Wildnis urbaner Welten sind allerdings ganz andere als die der Natur, denn es ist nur lancierte, manipulierte, geschickt so und nicht anders inszenierte *Natur*.

Derweil wurde die *freie Natur* immer weiter zurückgedrängt, inzwischen dürfte es kaum mehr einen Flecken geben, der nicht bereits ›erobert‹ wäre. — Und heute gibt es sie kaum mehr auf der Welt, die sogenannte *unberührte Natur*. Kein Ort, der nicht bereits eingenommen, kein Vogel, der nicht beringt, kein Baum, der nicht längst katalogisiert worden wäre. Keine Möglichkeit mehr, sich tatsächlich noch in die *freie Natur* zu flüchten, um Distanz zu gewinnen zur Zivilisation, um vielleicht doch noch ein ganz anderes Leben zu führen.

Die Umweltschutzbewegung der 70er Jahre mit ihren Utopien in der Hoffnung, tatsächliche Alternativen aufzeigen und auch selbst leben zu können, hat eher beschleunigt, was sie zu verlangsamten erhoffte. Sie war tatsächlich nur wie eine *Fahrradbremse am Interkontinentalflugzeug*, wie es der Soziologe ULRICH BECK der Öko-Bewegung und ihrer *Ethik* bescheinigt hat.¹

Gerade Umweltschutz und Ökologie haben die Vereinnahmung der letzten *freien Natur* erst global werden lassen, haben die Dynamik

¹Ulrich Beck: Gegengifte. Die organisierte Unverantwortlichkeit; Frankfurt am Main 1988. Vgl. S. 194.

nur noch weiter beschleunigt. Und mit dieser Dynamik verhält es sich paradox: Wer etwas ändern will, und sei es, um wieder mehr Langsamkeit aufkommen zu lassen, wird die Entwicklung als solche beschleunigen müssen. Wer Wind sät, wird Sturm ernten.

Wir tragen die Idee der Zivilisation längst in uns. Alles scheint nur noch vorübergehend zu sein, so wie es ist. Nichts ist mehr sicher, weder das Leben im Diesseits noch die Zeit danach, wenn denn diese Frage überhaupt noch sinnvoll erscheint. — Kaum verwunderlich, daß gerade die frühen Hochkulturen mit der Frage nach dem *Tod* die allergrößten Probleme hatten. Wenn man denn schon leben kann wie die Götter, warum dann nicht auch bis in alle Ewigkeit?

Viel, wirklich sehr viel, fast sogar alles drehte sich um diese Frage, was eigentlich ›danach‹ von alledem bliebe: Wozu der ganze Taten-Drang, die Arbeit, der Verzicht, die Selbstkasteiung, die Disziplin, das Unrecht-Tun und das ganze zusammen geraffte Vermögen ...

Es war bald schon nicht mehr ganz so klar absehbar, was nach dem *Tode* konkret mit der *Seele* geschehen würde, ob tatsächlich mit einem Weiterleben gerechnet werden darf, so wie es bis dato immer angenommen worden war. Dagegen ist die Auffassung vom Leben nach dem Tod unter Vertretern *normaler* Kulturen mehr als sicher: Nach dem Tode ist es fast dasselbe Leben wie sonst auch, nur ist alles ein wenig leichter, vielleicht sogar mühelos, glücklicher, erfüllter, eben in jeder Hinsicht ideal.

Die naturenthobenen urbanen Lebenswelten der frühen Städte setzen von Anfang an gänzlich neue Maßstäbe. Als künstliche Welten, die mit großem Aufwand erbaut, versorgt, organisiert und stabilisiert werden müssen, bieten sie Modellvorstellungen für viele utopische Hoffnungen auf ultimative künstliche Paradiese, die ihrerseits stets von göttlichen Himmels- oder teuflischen

Unterwelten inspiriert sind. Kaum verwunderlich daher, daß Städte darüber hinaus auch Modell stehen für Vorstellungen vom Jenseits, und dabei ist es immer wieder erstaunlich, wie sehr gerade auch letzte Ideale mit der Zeit gehen.

Nicht nur die Seele, sondern auch das Jenseits und sogar die Welten der Götter werden in diesem Prozeß urbanisiert. Es ist oberflächlich betrachtet sehr viel Licht, vor allem Glamour in diesen neuen Lebenswelten, es ist auch sehr viel Schatten. Der schöne Schein trügt, nicht alles ist Gold; manches glänzt nur, und vieles glänzt ganz und gar nicht. — Die Stadt steht Modell für gänzlich neue existentialistische Gefühle, die so extrem nur in urbanen Welten aufkommen können: Erfahrungen von Anonymität, Einsamkeit und Verlassensein inmitten von Trubel, Freude und Heiterkeit.

Das Spektrum dessen, wofür die Stadt Modell steht, reicht vom Utopischen bis hin zum Gegenteil aller Wünsche, Träume und Hoffnungen. Mit den *Utopien* des Urbanen gehen zugleich auch *Dystopien* einher. Nicht nur der *Himmel* wird daher gern als Stadt vorgestellt, sondern eben auch die *Hölle*. — Vermutlich ist erst mit dem Urbanen die Idee ewiger Verdammnis in die Welt unserer Vorstellungen gekommen.

Erst vor der düsteren Silhouette einer monströsen Skyline entstehen die so makabren Vorstellungen über Hölle und ewige Verdammnis. Ultimatives Elend wird real, denn die Städte fordern ihren Tribut bereits zu Lebzeiten. Alles ist auf engstem Raum versammelt: Glück und Unglück, Liebe und Sehnsucht, Gewinn und Verlust, Licht und Schatten, Hoffnung, Elend und Verzweiflung.

Zivilisation und Sklaverei

JENSEITS IM DIESSEITS ZWISCHEN HIMMEL UND HÖLLE — FRÜHE STÄDTEN UND PSYCHOGENESE — GEWISSEN: INTERNALISIERUNG VORMALIGER EXTERNALITÄTEN — GERICHTS-GÖTTER: SOZIALE INKLUSION DURCH RELIGION — SEELENHEIL UND HÖLLENQUALEN — WENN REICHTUM AUFKOMMT: DIE NEKROPOLE VON WARNA — GOLD GLÄNZT, VERDREHT ABER DEN KOPF — ROUSSEAU IRRTE NICHT — SESSHAFTIGKEIT, EIGENTUM, ERBSCHAFT UND MATRONEN — ÜBER DOMESTIKATION UND DAS KLEINERZÜCHTEN VON MENSCHEN — MESOLITHISCHE JÄGER UND NEOLITHISCHE FRAUEN — UNVERHOFFTE BESTÄTIGUNG EINER HYPOTHESE VON MUMFORD

Selbstorientierung, Gewissen, Psyche	139
Der Mythos vom Staat	154
Hans im Glück	159
»Der erste, der ein Stück Land eingezäunt ...« .	160
Herrenmoral und Sklavenmoral	168
Die Götter beziehen Stadtwohnungen . . .	173

Selbstorientierung, Gewissen, Psyche

Man stelle sich doch nur einen Augenblick vor, wie es wohl sein würde, auf den Markt zu gehen, um sich einen Menschen zu kaufen. Nur eine ›*Sache*‹, ein Gegenstand, um damit zu tun, was und wie es beliebt. — Von Anfang an baut die so imposante Kultur-Geschichte der Zivilisation ökonomisch auf Sklaverei, Leibeigenschaft und Ausbeutung bis auf den heutigen Tag.



Abb. 19: JEAN-LÉON GÉRÔME: *Der Sklavenmarkt*. Um 1866, Williamstown; Massachusetts. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#).

Allerdings sind die Herrschaftstechniken inzwischen verfeinert, eben internalisiert worden. Es muß nicht mehr mit der Knute und drakonischen Maßnahmen regiert werden. Selbst-Ausbeutung und Selbst-Disziplinierung gehen zivilisierter vonstatten, zumindest dem Augenschein nach.

Derweil sind die Höhlen von PLATON mehr als nur ein Gleichnis, denn sie sind noch immer sehr real. Seinerzeit verbrachten die Bergleute ganz gewiß nicht freiwillig ihr arbeitsreiches Leben in diesen Stollen. — Die Produktionshöhlen sind

heute in den Billiglohnländern, auch dort gibt es keine Möglichkeit, sich loszumachen, um endlich ans Licht zu kommen...

Seit dem Aufkommen der Zivilisation fächert sich das Spektrum von Himmel und Hölle immer weiter auf. Zwischen unvorstellbarem Grauen und ultimativer Glückseligkeit ist alles möglich. — Alles bieten die neuen urbanen Welten, traumhafte Lebenschancen den einen und schreckliches Lebensschicksal den anderen, unermessliches Glück und tiefstes Unglück, Seligkeit oder Verflucht-Sein ohne die geringste Aussicht, jemals zu entrinnen.

Das heimliche Curriculum einer jeden *Utopie* im Spektrum zwischen *Eutopie* und *Dystopie* ist dem Vorbild der *Stadt* entlehnt, denn gerade im urbanen Raum herrscht kein Entweder–Oder, sondern ein dichtes Beisammensein aller Möglichkeiten zwischen Licht und Schatten. Keine Stadt lebt aus sich heraus, es muß noch das Land, es müssen noch alle fernen Länder mit in Betracht gezogen werden, von denen sie lebt und ihren Reichtum hat. — Kaum verwunderlich, daß die *Stadt* auch das geheime Ur–Modell jenseitiger Welten bildet. Das Reich der Seligen und das der Verfluchten, das Reich aller Sehnsüchte und auch das aller Schrecken wird als Stadt dargestellt.

Aber der Schein will gewahrt sein. Wo das ewige Leben im Luxus immer reizvoller wird, dort muß der *Tod* unangebracht erscheinen. Er gehört einfach nicht mehr dazu, ist nicht mehr Teil des Lebens, schon gar nicht dessen Fortsetzung. Auch die *Ahnen* sind kaum mehr von Bedeutung in einer Kultur, die auf Wandel setzt und kaum mehr darauf, irgendetwas zu bewahren, schon gar nicht, wenn es dem Fortschritt im Wege steht.

Gerade frühe Hochkulturen sehen im Tod ein existentielles Problem, was sich am Kult um die *Totenbücher* in Ägypten zeigt, ganz besonders aber auch im *Gilgamesch–Epos* aus dem Zweistromland. Am Ende wird der zuvor noch so selbstbewußte Heldenkönig GILGAMESCH nur noch ein gebrochener Mann sein, während sein Freund ENKIDU längst das Zeitliche gesegnet hat. — Ist am Ende alles nichts?

Der *Tod* wird zum Skandalon, und auch die *Ahnen* stören die urbane Unbedarftheit ganz empfindlich, also werden sie ausgebürgert. Das nunmehr entrückte *Totenreich* wird darauf zum ersten Nicht–Ort, zum ersten U–Topikum in der Geschichte der Menschheit. So kommt die Bedingung für die Möglichkeit ins Denken, Gedanken über Nicht–Orte, über Utopien, Atopien und Dystopien zu hegen.

Mit dem *Prozeß der Zivilisation* kommen entscheidende Differenzen in die Welt, die sich darauf stützen, zwischen Diesseits und Jenseits streng zu unterscheiden — so lassen sich ganz neue Maßstäbe setzen. Schien das Weiterleben nach dem Tode vormals verbrieft, so sollte nun gerade die neu aufkommende *Individualität* für das persönliche Schicksal nach dem Tode entscheidend sein, je nachdem, ob die *Seele* durch das gelebte Leben belastet war. Es war gar nicht mehr so sicher, was danach kommen würde.



Abb. 20: GUSTAV KLIMT: *Leben und Tod*. 1908–1911, Wien, Sammlung Leopold. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#).

Ungefähre Aussichten schaffen aber keine Erwartungssicherheit, daher kommt allgemeine Verunsicherung auf. An die Stelle der vormaligen Zuversicht treten große Ängste, denn zwischen Himmel und Hölle scheint alles möglich. — Weil Diesseits und Jenseits immer weiter auseinanderdriften, mußten sich auch die Götter diesem Prozeß anpassen. Bis auf den heutigen Tag mußten sie sich immer weiter transzendieren, sie mußten gleichsam immer jenseitiger werden.

Götter treten im Zuge der Zivilisation immer seltener auf, schließlich zeigen sie sich gar nicht mehr. Auch greifen sie schon seit geraumer Zeit kaum mehr in den Lauf der Welt und die Geschehnisse ein, um sich stattdessen nur noch mental, durch innere Stimmen zu äußern, wie beim *Daimonion* des SOKRATES. — Das ist ein sehr bedeutsamer psychologischer Paradigmenwechsel immer weniger auf die Außenwelt und immer mehr auf die Innenwelt zu ›hören‹.

Im weiteren Verlauf der *Psychogenese* sind immer wieder Versuche unternommen worden, sich ehemals bedrohliche Mächte anzueignen, sie zu internalisieren. Dabei müßte sich eigentlich zeigen, daß wir selbst die Urheber dieser Projektionen sind. Gleichwohl werden solche Manifestationen als fremde Mächte empfunden und die *Psyche* wird damit zum *Pantheon*. — Hier handelt es sich allerdings nur um eine idealtypische Modellierung, denn ganz so einfach ist es gewiß nicht, mit *inneren Stimmen* umzugehen, handelt es sich in der Regel dabei doch eher um sehr ernst zu nehmende Krisensymptome.

Genau daran rühren alle erdenklichen Riten und Religionen, schamanistische Geisterbeschwörungen nicht anders als auch manche Riten der sogenannten Hochreligionen. Auch bei diesen kommt es schließlich darauf an, einem Geist, einem Dämon, einem Gott zu folgen, sich abzustimmen, sich ihm anzugleichen, ihn sich einzuverleiben. — Noch der Ritus vom Abendmahl repräsentiert

den Atavismus der *Theophagie*: Das Göttliche soll einverleibt werden, als wäre das Prinzip des Kannibalismus noch glaubhaft, daß man sich durch Verzehr von Hirn, Herz und Leber die fremde Macht wirklich aneignen kann. Dabei geht eine tatsächliche Internalisierung ganz gewiß nicht durch den Magen, sondern nur durch die *Psyche*.

Seltsamerweise spielen die *Bußprediger*, wie sie gerade in den frühen, doch so verhaßt ›sündhaften‹, weil eben viel zu ›weltlichen‹ Städten überall auftreten, eine eher fortschrittsfördernde Rolle. Sie fachen die *Internalisierung* und damit die *Psychogenese* unentwegt an. Sie fordern nicht etwa ein *Zurück zur Natur*, sondern die innere Abkehr von der lasterhaften Stadt inmitten aller künstlichen Welten. Sie fordern die *Urbanisierung der Seele*, also mehr *Selbstkontrolle*, und stützen ihre Drohungen auf ganz neue Götter: *Gerichtsgötter*. — In der Tat haben diese inzwischen Lesen und Schreiben gelernt, betreiben Buchführung, beherrschen das Meßwesen und bedienen die Seelenwaage wie einen Lügendetektor, um am Ende des Lebens das individuelle Schicksal im Spektrum zwischen Himmel und Hölle genauestens zu taxieren.

Erst wenn diese neuen Götter im letzten Gericht die Abschlußbilanzen eröffnen, erst dann kann man wirklich sicher sein, ob sich das gelebte Leben gelohnt hat. Mochten die irdischen Freuden im gut gelebten Leben — vor allem bei besonders gutbetuchten noch so kurzweilig, mochte das von ihnen begangene Unrecht noch so himmelschreiend gewesen sein. Mochten sie im Diesseits tun und lassen, wonach ihnen war, was und wie es auch immer beliebte. Es kam nicht wirklich darauf an, denn entscheidend sollte sein, was *danach* kommen würde an ewigem himmlischen Lohn oder auch an ewiger höllischer Qual.

Ein alles übergreifender Götterglaube bildet die entscheidende Klammer urbaner Gesellschaften, die sich mit großer Vielfalt

arrangieren müssen. Bereits frühe Städte sind Schmelztiegel aller erdenklichen Völker aus aller Herren Länder. Wollen sie nicht in Bürgerkriegen alsbald schon wieder untergehen, müssen zwei zentrale Probleme der *Integration* gelöst werden:

Erstens sollten sie allen, die aus pragmatischen Gründen einfach dazugehören müssen, ein übergreifendes Ganzes und Raum zur Selbstdarstellung bieten. Das führt fast automatisch zum *Polytheismus*. Aber solange Kultmanagement betrieben wird, ist es kein Problem, viele Götter nebeneinander zu haben. Zugleich wird mit dem Kult von Staatsgöttern eine zusätzliche Integrationsstufe geschaffen, die für alle verbindlich ist.

Zweitens haben die neuen Städte zugleich das Problem der *Anomie*: Woher soll denn die Moral kommen, wenn die Bedeutung von Stammestraktionen relativiert, vielleicht sogar ganz außer Kraft gesetzt wird? Es bleibt dann nur noch, auf intrinsische Motivation, also auf mehr Selbstkontrolle zu setzen. So kommt es zur Entdeckung der Innenwelt, und die *Psyche* kommt ins Spiel als Verinnerlichung dessen, was zuvor äußerlich war.

Es ist bemerkenswert, wie urbane Integrationspolitik vonstatten geht: weniger durch äußeren, vielmehr durch inneren Zwang und sehr viel Selbstkontrolle. Nichts scheint da hilfreicher zu sein als die Drohung mit unendlichen Seelenqualen in einer *Hölle*, die allen zgedacht ist, die sich beizeiten nicht selbst beherrschen. Die dazu erforderliche intrinsische Motivation wird durch neue Gerichtsgötter erzeugt, in deren Augen es nicht hinreichend ist, nur ›gut‹ gelebt zu haben. Die danach im Jenseits drohenden ewigen Qualen könnten nämlich sehr viel entscheidender sein. Also müßte das Leben nicht mehr nur diesseitig, sondern auch jenseitig einen nennenswerten ›Gewinn‹ ausweisen, daher sollte es bereits im Diesseits am Jenseits ausgerichtet werden. Auf diese Weise wird *intrinsische Motivation* nicht nur neu geschaffen, sondern zunächst einmal überhaupt erst ermöglicht.

Das ist der Grundsatz aller dieser neuen Religionen, gerade bei denen, die es sich leisten können, sich über jede Ordnung, über jeden Sinn und jede Gerechtigkeit hinwegzusetzen, wenigstens dafür zu sorgen, daß sie es fortan mit schlechtem persönlichen Gewissen tun.

Sie sollen wenigstens nicht mehr vor aller Augen ›sündigen‹, sondern — wenn überhaupt — im Verborgenen tun, was sie nicht lassen können. Die Achtung vor dem Gesetz und die Wahrung der Sitten muß in den frühen Städten ein beträchtliches Problem gewesen sein. Daher auch ist *Doppelmoral* aus der Perspektive dieser Mächte weit weniger anrühlich, wenigstens würde der Ordnung an und für sich Genüge getan. Wenigstens sollte nicht mehr demonstrativ in aller Öffentlichkeit vorgeführt werden, wie leicht es Privilegierten fällt, sich ganz einfach demonstrativ über alles hinwegsetzen zu können.

In erster Linie mußten die *neuen Religionen* staatstragend sein. Also waren sie darauf aus, dem Einzelnen in seiner *Individualität* und *Willkürfreiheit* neue Grenzen zu setzen. — Erfolg, Reichtum, Eitelkeit und Wohlleben sollten nicht als solche verdammt werden, aber die neuen Oberschichten mußten sozialverträglicher werden. Es galt sie einzubinden, so daß sie sich dem *Gemeinwesen* verpflichtet fühlen und den Prozeß der Zivilisation nicht mehr konterkarieren.

Die Drohung mit der neu aufkommenden Jenseitsgerichtsbarkeit ist ein ausgesprochen wirkungsvolles Mittel. Dieses Szenario hat ganz offenbar schon immer sehr großen Eindruck gemacht, denn erst die Furcht vor ewiger Verdammnis hat etwa auch die Germanenmission überhaupt ermöglicht. — Zugleich geschieht etwas Ungeheures: Damit beginnt der eigentliche Prozeß der *Psychogenese*, indem viele entscheidende Momente vormaliger Fremdbestimmung ins Innere der Psyche verlegt werden.

Die manifeste Drohung mit ewigen seelischen Qualen im Totenreich war ganz offenbar ein probates Überzeugungsmittel, dem sich nur wenige entziehen konnten. Das Leben im Diesseits sollte also geführt werden in Hinsicht auf das, was danach kommen und worauf es dabei ankommen würde: ein reines Gewissen.

Wie sorgsam alle erdenklichen Vorkehrungen getroffen werden, zeigt sich immer wieder bei PLATON, etwa wenn SOKRATES, kurz bevor er stirbt, noch darum bittet, man möge dem ASKLEPIOS in seinem Namen einen

Hahn opfern. — Warum die letzte irdische Sorge des SOKRATES darin besteht, ist vielfach interpretiert worden. Die eine mögliche Deutung, es sei Ironie gegen seine Ankläger, um zu erweisen, daß er doch an Götter glaube, ist mehr als schwach. — Die andere, er habe damit zeigen wollen, daß man seinem DAIMONION keinerlei Opfer bringen müsse, überzeugt ebensowenig.

Der eigentliche Beweggrund dürfte ein anderer sein: Es geht SOKRATES offenbar um das, was da zeitgleich mit ihm und in

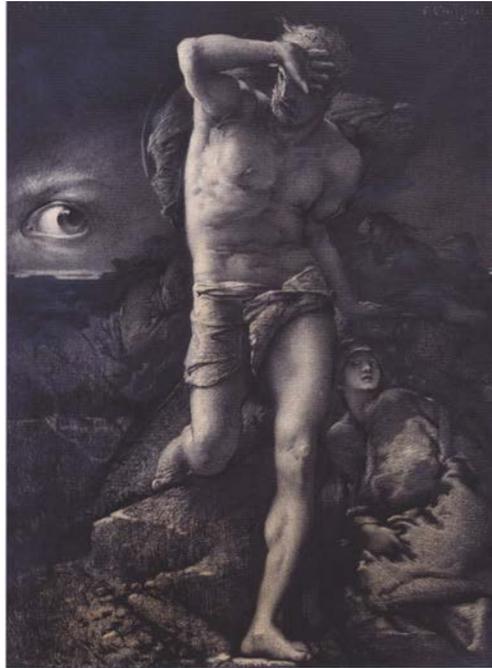


Abb. 21: FRANÇOIS CHIFFLART: *Das Gewissen*. 1877, *Maisons de Victor Hugo*, Paris. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#).

seinem Körper vor sich ging: Die Vergiftung durch *Schierling*, in anderer Anwendung doch auch eine Arznei, etwa als *Conium maculatum* in der *Homöopathie* oder als Salbe gegen Verhärtungen, also ein Medium des Gottes der Heilkunst.

Hier wird also ausgerechnet der Gott der Heilkunst zum Scharfrichter umfunktionalisiert. ASKLEPIOS ist direkt betroffen, weil eine seiner Pflanzen eingesetzt wird, um einen Menschen nicht etwa vor dem Tode zu bewahren, sondern zu töten.

Es waren dem Aeskulap aber die Hähne, die Nachteulen, die Ziegen und die Schlangen heilig. Und, wenn einer von einer Krankheit durch seine vermeynte Hülfe wieder gesund geworden, so wurde solches nebst den gebrauchten Mitteln auf besondern Täfelchen in dessen Tempeln aufgehangen, woraus denn hernach die Aerzte ihre Kunst zusammen lasen. (...)

Er hat einen Hahn bey sich, weil ein Arzt eben so wachsam seyn soll, oft auch einen Hund, weil an solchem Thiere die Treue gerühmet wird, und ein Arzt eben dergleichen soll von sich spüren lassen. Wenn ihm auch eine Nachteule zugegeben wird, so hat sie einerley Bedeutung mit der Schlange; und da ihm die Ziegen geheiligt waren, so soll es bemerken, daß Kranke des Arztes nöthig haben, wie die Ziegen, die stets das Fieber haben sollen.¹

Ein noch prominenteres Beispiel findet sich in der Rahmen-erzählung zu PLATONS *Staat*, wo der alte Patriarch KEPHALOS, der schon längst das Haus dem Sohn übergeben hat, mit letzten Geschäften befaßt ist. Keine Schuld soll offen bleiben. Es gilt, zu Lebzeiten möglichst alle offenen Rechnungen zu begleichen. — Entweder man begeht erst gar kein Unrecht oder versucht das entstandene Unheil später wieder gut zu machen, denn es gilt,

¹>Aesculapius<. In: Benjamin Hederich: Gründliches mythologisches Lexikon. Leipzig 1770. S. 119 u. 122.

den Gerichtsgöttern zuvorzukommen, ehe diese auf ihre Weise alles ausgleichen.

Auf die Frage von SOKRATES: *Was hältst du für den bedeutendsten Vorteil, den du von deinem großen Vermögen gehabt hast?* antwortet KEPHALOS:

Etwas, antwortete er, was mir vielleicht nicht viele glauben werden. Denn wisse nur, Sokrates, wenn man nahe daran ist, daß man glaubt sterben zu müssen, so wandelt einen Furcht und Sorge an über Dinge, an die man vorher nicht gedacht hat. Denn die bekannten Sagen vom Zustand in der Unterwelt, daß, wer hier Unrecht getan, dort Strafe leiden müsse, über die man sich bis dahin lustig gemacht, beunruhigen nunmehr einen innerlich, ob sie nicht am Ende doch wahr seien, und entweder aus Altersschwäche oder auch, weil man jener Welt jetzt näher ist, beschaut man sie mehr. Da wird man voll Unruhe und Furcht und besinnt sich und prüft sich, ob man einmal jemandem Unrecht getan. Wer nun in seinem Leben viele ungerechte Handlungen findet, der fährt sogar oft erschrocken aus dem Schläfe auf...¹

Nicht von ungefähr kommen manche Täter also ganz bewußt zum Tatort und zu den Opfern wieder zurück, wohl um tätige Reue zu zeigen und Vergebung zu erreichen. Dabei wäre es allerdings ein großes Unglück, würde ein Täter nach Jahren endlich an den Ort des Geschehens wieder zurückkehren, um Buße zu tun und Sühne zu leisten, aber niemanden mehr vorfinden, auch keine Nachkommen des Opfers, die durchaus stellvertretend noch die Entschädigung entgegennehmen könnten.

Dann bliebe die Tat ungesühnt: Die Irregularität im kosmischen Gefüge um diese individuelle Seele bliebe bestehen, was Unheil bedeutet, sobald dieser Mensch die Schwelle zum Reich der Toten

¹Platon: Der Staat. In: Werke in acht Bänden. A. a. O. Bd. 2. S. 10f.

überschreitet. Die Götter des letzten Gerichts würden nicht nur, sie müßten ein übles Urteil aussprechen.

So wird das Leben selbst zur Bewährungsprobe für das, was danach kommt. Die Drohung mit ewiger Verdammnis ist äußerst wirkungsvoll, ein ganz beträchtlicher psychologischer Druck wird auf den Einzelnen ausgeübt, um eine neue Form der *Selbstkontrolle* zu etablieren, das *schlechte Gewissen*.

Die Bildung des schlechten Gewissens ist eine maßgebende Station in der Geschichte des Menschen... Von da ab nimmt der Mensch Stellung zu sich selbst von einem durch den Sprung über sich selbst hinaus erreichten Stand aus, von dem aus er seine Affekte, Leidenschaften, seine Natur verurteilt und verachtet. Der christliche Priester züchtet in den anderen das schlechte Gewissen, um sich ihrer Seele zu bemächtigen.

Durch diese Not wird der Mensch dazu herausgefordert, sich durch produktive Tätigkeit seiner Phantasie zu befreien. (...) Das schlechte Gewissen ist... als ein maßgebendes Ereignis in der Geschichte des Menschen, bei dem er über sich selbst als über sein tierisches Dasein hinausgeht, um einen überlegenen Stand zu gewinnen — es ist der des ›souveränen Individuums‹ — von dem aus er gegen sein eigenes ›altes, tierisches Selbst‹ Stellung nimmt. (...) Zwar ist das schlechte Gewissen eine Krankheit, aber der Mensch muß in sie geraten, um schöpferisch zu sein.¹

Gewissen-Haben ist konstitutiv für die sozialen Räume in den zivilisierten Lebenswelten, die mit den neuen Städten entstanden sind. Es geht nicht ohne diese neue Form der *Selbstkontrolle*. Daher entsteht auch eine vollkommen neue Form von Religion, die beim Einzelnen systematisch ein individuelles *Gewissen* eta-

¹Friedrich Kaulbach: Philosophie des Perspektivismus. 1. Teil: Wahrheit und Perspektive bei Kant, Hegel und Nietzsche; Tübingen 1990. S. 322f.

bliert, wie ein trojanisches Pferd, ein Programm, das Kontrolle durch Selbstkontrolle gestattet. — Nach Art von Computerviren und Trojanern bemächtigen sich die Priester staatstragender Jenseits-Religionen der neu urbanisierten *Seele*, die nunmehr als *Psyche* unerlässlich geworden ist.

Was die Androhung von Höllenstrafen an psychischen Ängsten auslöst, ist kaum zu ermessen. Dabei zeigt sich dieser obligatorische Nexus zwischen *Staat und Religion*. Kaum verwunderlich daher, daß seit dem Rückzug der Priesterherrschaft neuerdings von hochgerüsteten Geheimdiensten übernommen wird, was zuvor noch religiös motiviert worden ist.

Die staatstragende, nicht selten totalitäre Funktion mancher Religion steht in derselben Tradition und läßt sich daher vergleichen mit manchen der durch EDWARD SNOWDEN publik gemachten Staatstrojanern und Programmen zur Spionage, Sabotage und zur Überwachung jeglicher Kommunikation. — Wie weiland die Ohrenbeichte, so erlaubt eigens entwickelte Spitzelsoftware dieser ›neuen Priesterschaft‹ im geheimen Staatsauftrag die umfassende Manipulation ganzer Systeme, ohne daß die Beeinflussung von Betroffenen vor Ort erkannt werden würde.

Alles war in der *Büchse der Pandora*: Mit allen erdenklichen neuen Gütern sind auch sämtliche damit verbundenen Übel in die Welt gekommen. Zusammen mit dem irdischen Glück kommt soziales Elend, und mit dem Wunsch nach Identität und Selbstverwirklichung kommen auch die keineswegs zu unterschätzenden manifesten Gefahren psychischer Verelendung hinzu. — Dieser Nexus wird oft kaschiert und im Zweifelsfall bewußt heruntergeredet, um das Projekt der Zivilisation im Großen und Ganzen als über jeden Zweifel erhaben hingestellt sein zu lassen. Dabei wäre es das mindeste, dann auch die Bereitschaft aufzubringen, ins Trübe und Dunkle, in die Schattenwelten dieser ungeheuren Zweiten Natur zu schauen, einer ›freien‹ Wildbahn, die vom

Menschen selbst gemacht und daher auch einzig und allein selbst zu verantworten ist.

HESIOD berichtet davon, als wäre es soeben erst geschehen: Der *Prozeß der Zivilisation* beginnt, wenn zwischen Diesseits und Jenseits, zwischen Himmel und Erde ein Keil getrieben und das Tischtuch zwischen Göttern und Menschen zerschnitten wird. Wenn der Ahnenkult zerschlagen wird und die Seelen Verstorbener nunmehr auf einen Weg ohne Wiederkehr gehen müssen. Wenn an die Stelle vormals empfundener kosmischer Geborgenheit eine ungeheure Kälte tritt. Wenn fortan ein jeder ganz auf sich allein gestellt ist und alles nur noch in dieser ultimativen Drohung kulminiert, sich und die eigene Seele schlußendlich vor endzeitlichen Gerichtsgöttern verantworten zu müssen. Wenn sodann ebenso endlose wie exquisite Qualen bis in alle Ewigkeit drohen, weil es gilt, bezahlen zu müssen für ein allzu kurzes, schlecht geführtes Leben, dann dürfte die Strategie aufgehen, denn dann scheint kein Entrinnen mehr möglich. — Die soeben erst initialisierte *Psyche* wird in die Enge getrieben. Sie ist, kaum daß sie auftritt, schon in ihrer ersten Krise. Diese Erfahrung allein dürfte bereits genügen, den neuen Priesterschaften die Gläubigen in Scharen zuzuführen.

Interessant ist, wie unverhohlen in der neu aufkommenden religiösen Ikonographie zentrale Symbole der neuen Kaufmannschaft, das Geschäftsbuch und die Kaufmannswaage, einfach adaptiert werden. So zeigt sich recht deutlich, an wen sich das neue religiöse Abrechnungswesen richtet, für wen die erlesensten Höllenqualen eigens erfunden worden sind. — Die Drohung, für verfehltes Leben später doch noch sehr teuer bezahlen zu müssen, richtet sich an die Riege der gut Betuchten, derer, die Kassenbücher führen, denen somit bedeutet werden sollte, daß ein gutes Leben erst dann wirklich gut gelebt sein würde, wenn die Geschäftsbücher am Ende nicht nur einen materiellen, sondern auch einen spiritu-

ellen Gewinn ausweisen. So kam es zur Internalisierung ehemals externer Moralprinzipien, dem Einzelnen mußte überlassen werden, sich in eigener Verantwortung selbst zu orientieren. Aber mehr noch als die Drohung mit ewiger Verdammnis dürfte das Konzept der Seelenwanderung die zunehmende Autonomie in der moralischen Orientierung vorangetrieben haben.

Ganz im Sinne von HOMER schildert WOLFGANG PLEGER die antike Welterfahrung als dauernden Streit der Gegensätze:

Die Erfahrung, daß sich die Welt in Gegensätzen darstellt, bestimmt das menschliche Denken seit seinen frühesten Anfängen: Stadt – Land, Hochzeit – Streit, Arbeit – Genuß (Homer); Männliches – Weibliches, Licht – Finsternis, Gutes – Böses (Pythagoras) und Gesundheit – Krankheit, Leben – Tod, Ruhe – Bewegung (Heraklit) wären dafür Beispiele. Aber es ist vor allem ein Gegensatz, der das Denken in besonderer Weise herausgefordert hat: der von ›psyche und soma‹. (...) Weniger bekannt ist, daß bereits das platonische Konzept eine bedeutungsvolle Vorgeschichte hat. Sie beginnt bei Homer. Auch er verwendet die Begriffe ›psyche‹ und ›soma‹, aber in einem völlig anderen Sinn. ›Soma‹ ist nicht der lebendige Leib, sondern der Leichnam und ›psyche‹ nicht die lebendige Seele, sondern das verkleinerte Abbild des Menschen, das diesen bei seinem Tode verläßt, um im Hades ein elendes, schattenhaftes Dasein zu führen. Das Gegensatzpaar von ›psyche‹ und ›soma‹ im Sinne Homers war nicht geeignet, zu einem anthropologischen Leitfaden zu werden. Damit dies geschehen konnte, war ein wichtiger Zwischenschritt notwendig, und der erfolgte durch Pythagoras. Unter dem Einfluß von Mysterienreligion und Orphik, d. h. früherer mythologischer Dichtung, vertrat er die Lehre von der Seelenwanderung. Sie umfaßte den Gedanken der Unsterblichkeit der Seele und ihrer Reinkarnation in anderen Lebewesen. Dazu gehörte auch der Versuch der ›Erinnerung‹ an das frühere

Leben, das die ›Seele einmal, bevor sie in ihrem heutigen Leibe gefesselt wurde, geführt habe‹.

Erst mit Pythagoras wird ›soma‹ zum lebendigen Leib und die ›psyche‹ erhält die Rolle der bewußten Lebensführung. Es ist der Gedanke der Reinkarnation, der nun eine besondere Aufmerksamkeit auf die Lebensführung lenkt. sofern nämlich der Zugang zum neuen Leben nach Verdienst im alten erfolgt. Das Verhältnis von ›psyche‹ und ›soma‹ bekommt damit anthropologische und ethische Relevanz. Das geschieht bei Platon, der sich explizit auf pythagoreische Lehren bezieht.¹

Der Mythos vom Staat

Die Grundlage sozialer Integration früher Städte und Staaten beruht zweifelsohne ganz und gar auf *Religion*. Herrscher- und Priesterkasten beanspruchten von Anfang an die Felder von Politik und Religion ganz allein für sich und die Ihren. Sie stehen den Kulturen vor, sehen in sich die Vermittler zu den Göttern und begründen damit ihre Macht und ihre Privilegien.

Das Ganze trägt allenfalls erste rudimentäre Züge von *Vernunft*, etwa wenn die soziale Integration hier und dort tatsächlich über längere Zeit gelingt. — Allerdings gehen Staatsgründungen ganz gewiß nicht auf *Kontrakte* zurück, sondern auf Gewaltakte. Während hinter den Kulissen reine Machtdiskurse vonstatten gehen, herrscht im öffentlichen Raum derweil ein hochnervöses Klima, das sich zu jeder Zeit in schweren Massenpsychosen entladen konnte.

PROTAGORAS schildert im gleichnamigen Dialog PLATONS, worauf es ankommt: Auf Staatskunst, denn es sei keineswegs schwer, Städte zu bauen, umso schwerer dagegen, sie auch zu

¹Wolfgang H. Pleger: Handbuch der Anthropologie. Die wichtigsten Konzepte von Homer bis Sartre; Darmstadt 2013.

halten. Unzählige Male, wie etwa in WARNA rund 5000 Jahre v. u. Z., dürfte die religiöse, politische, soziale und psychische Konsolidierung einer Stadt alsbald im Chaos der Bürgerkriege wieder untergegangen sein. — Ausgräber stehen dann immer vor einem Rätsel, weil sie noch sehen, daß hier eine Entwicklung urplötzlich abgebrochen sein muß. Die Geschichte deckt den Mantel des Schweigens darüber, wie, warum und weshalb hier wieder einmal eine Utopie im Chaos untergegangen ist.

Zuerst fühlen die Menschen das Notwendige, dann achten sie auf das Nützliche, darauf bemerken sie das Bequeme, weiterhin erfreuen sie sich am Gefälligen, später verdirbt sie der Luxus, schließlich werden sie toll und zerstören ihr Erbe.¹

Aber treten wir noch einen Schritt zurück, versuchen wir doch, eine Rahmenerzählung zu finden, um uns vor dem Hintergrund archäologischer, ethnologischer, mythologischer und soziologischer Überlegungen vor Augen zu führen, wie dieser Prozeß der *Zivilisierung* vonstatten gegangen sein dürfte.

Einiges an dieser Entwicklung läßt sich mit neuesten Erkenntnissen aus der Archäologie durchaus in Deckung bringen, etwa wenn HESIOD die Menschenzeitalter Revue passieren läßt. Insbesondere die mit den Grabungen der Nekropole von WARNA an der bulgarischen Schwarzmeerküste gewonnenen Erkenntnisse lassen sich mit weiterreichenden Hypothesen über Zivilisationsprozesse sehr gut verknüpfen.²

Anhand von Gräberfeldern aus der Übergangszeit läßt sich nachvollziehen, welche ungeheuren Wandlungsprozesse sich in-

¹Giambattista Vico: Die Neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker. Übers. v. E. Auerbach; München 1924. S. 101.

²Siehe hierzu: Christian Strahm: Metall verändert die Welt: Die Kupferzeit. In: Die Zeit. Welt- und Kulturgeschichte. 20 Bde. Bd. 1, S. 154.

nerhalb kürzester Zeit ereignet haben müssen, wenn sich die Bestattungssitten so schlagartig verändern, wenn eine vormals offenkundig egalitäre Gesellschaft sich urplötzlich hierarchisch aufgliedert.

Ein phänomenaler Wandel der Sozialstrukturen ist zu verzeichnen, der sich inzwischen auch archäologisch nachweisen läßt, wenn etwa 6.000 Jahre vor unserer Zeitrechnung an der westlichen Schwarzmeerküste die Kupferzeit beginnt. Es kommen gänzlich neue kulturelle Ausprägungen auf, so der Archäologe und Ethnologe SLAWOMIR KADROW:

- *die konsequente Trennung von Bestattung und Siedlung und Entstehung extramuraler Gräberfelder;*
- *der geschlechtsdifferenzierte Bestattungsritus;*
- *das Aufblühen der Kupfermetallurgie und ihr Nachweis, sowohl in Gräbern als auch im täglichen Gebrauch (»Prestigeobjekte«)*

Diese Erscheinungen wurden begleitet von:

- *der Produktion langer Feuersteinklingen;*
- *großen Steinbauten und*
- *einer Intensivierung des Austauschs (Importe).¹*

Spektakulär sind die Funde und Befunde aus den bekannten Gräberfeldern dieser Umbruchzeit, weil sich dabei die soziokulturellen Veränderungen signifikant abzeichnen. — Wir sind nicht mehr wie andere Zeiten auf Spekulationen angewiesen. Archäologie und Ethnologie sind inzwischen weit genug gediehen, das Spekulieren über Kulturanthropologie in die richtigen Bahnen zu lenken.

¹Slawomir Kadrow: Kupferzeitliche Sozialstrukturen. In: Svend Hansen, Johannes Müller, (Hrsg.): Sozialarchäologische Perspektiven: Gesellschaftlicher Wandel 5000–1500 v. Chr. zwischen Atlantik und Kaukasus. Internationale Tagung 15.–18. Oktober 2007, Kiel (= Archäologie in Eurasien 24). Mainz 2011. S. 107–121. Zit. v. S. 107.

In wenigen Generationen ereignen sich soziokulturelle Wandlungen von ungeheurer Tragweite, nachdem der *Prozeß der Zivilisation* einmal in Gang gesetzt worden war. Was muß sich wohl unter den Lebenden ereignet haben, wenn sich schon die Bestattung der Toten so signifikant wandelt? — Die Untersuchung der während dieser Umbruchzeit nahezu durchgängig belegten Gräberfelder führt zu einigen bemerkenswerten Spekulationen über die näheren Umstände in jener Zeit.

Aufgrund von Vergleichsuntersuchungen bei den Grabbeigaben aus den aufeinanderfolgenden Phasen muß vermutet werden, daß nicht nur die Kupfer- und Flintindustrie seinerzeit, sondern die ganze Gemeinde einer dynamischen Entwicklung unterlag, denn urplötzlich tauchen Grabbeigaben auf, die kurz zuvor noch gar nicht herstellbar waren. — Neue Werkstoffe werden allerdings oft zunächst zu Schmuck verarbeitet, bis die Technik allmählich beherrscht wird und etwa zum Bau von Waffen eingesetzt werden kann.



Abb. 22: Grab 43 a. d. kupferzeitlichen Gräberfeld von WARNA am Schwarzen Meer. Bulgarien, ca. 4600–4000 v.u.Z. Neben 990 Goldobjekten fanden sich Waffen aus Kupfer und Feuerstein. — Quelle: *Yelkrokoyade. Museum für Archäologie, Warna, Bulgarien*; via [Wikimedia](#).

Die Zeiten der Gleichheit gehen damit zu Ende, denn in den Grabbeigaben zeichnen sich aufkommende Standes-Unterschiede ab. Auch geschlechtsspezifische Bestattungssitten kommen auf, was Spekulationen provoziert: Die Ehefrauen wurden also wie *Sefßhafte*, die Männer dagegen wie *Jäger* bestattet. — Das dürfte auch ein Hinweis darauf sein, wie vehement seinerzeit die gänzlich neuen Geschlechterrollen in den Vordergrund drängten.

Wir sollten einstweilen darüber spekulieren, was das bedeuten könnte: Die Frau gehört also *selbstverständlich* ins Haus? Sie *ist* seßhaft, während der Mann nach Altväter Sitte sein Leben im traditionellen Selbstverständnis weiterhin *wie* ein Jäger führt, obwohl auch er längst seßhaft geworden ist? — Irgendwoher muß schließlich kommen, was HOMER über Geschlechterrollen zur Sprache bringen wird.

Neue Bestattungssitten sind die Folge immenser soziokultureller Wandlungsprozesse. Dabei zeichnet sich nicht nur eine neue, markante Differenz der Geschlechter ab, sondern ein umfassender gesellschaftlicher Umbruch. So läßt sich wenigstens erahnen, was sich seinerzeit wohl im Leben alles geändert haben muß, wenn sich schon das Verhältnis zu den Ahnen und zum Tod, wenn sich schon die Bestattungssitten und nicht zuletzt auch die Rollen von Mann und Frau so radikal wandeln.

Es ist allerdings mehr als signifikant, wenn in einer zuvor egalitären Gesellschaft der gesellschaftliche Rang durch Grabbeigaben explizit hervorgehoben wird. — Mit diesem Umbruch ging ganz offenbar eine stark zunehmende gesellschaftliche Differenzierung einher, so daß sich bald schon exklusive Prestigegegenstände in den Gräbern finden, Goldobjekte, Kupferwerkzeuge und lange Klingen aus Silex, die mit Hilfe einer kurz zuvor erst beherrschbar gewordenen Technologie hergestellt wurden.¹

¹Vgl. ebd. S. 112.

Hans im Glück

Der Übergang von einer Wildbeutergesellschaft zu einer sesshaften Lebensweise muß zu diesem Zeitpunkt bereits weit fortgeschritten sein, weil es für einen *Jäger* in seiner nomadischen und egalitären Lebensweise sinnlos wäre, Reichtum, Besitztümer und in diesem Sinne Eigentum anzustreben.

Wie das Märchen von *Hans im Glück* einleuchtend darstellt, wird ein Klumpen Gold — so groß wie ein Kopf, als gerechter Lohn für gute Dienste, sehr bald schon als Belastung empfunden. Dabei zeigt dieses Märchen weit besser als manche Theorie, warum sich die nomadische Existenz so ganz und gar nicht mit dem Anspruch auf Immobilien und Privatbesitz an Menschen, Häusern und Ländereien verträgt. *Eigentum* wird eben schnell zu einer Bürde:

Hans hatte sieben Jahre bei seinem Herrn gedient, da sprach er zu ihm »Herr, meine Zeit ist herum, nun wollte ich gerne wieder heim zu meiner Mutter, gebt mir meinen Lohn.« Der Herr antwortete »du hast mir treu und ehrlich gedient, wie der Dienst war, so soll der Lohn sein,« und gab ihm ein Stück Gold, das so groß als Hansens Kopf war. Hans zog ein Tüchlein aus der Tasche, wickelte den Klumpen hinein, setzte ihn auf die Schulter und machte sich auf den Weg nach Haus. Wie er so dahinging und immer ein Bein vor das andere setzte, kam ihm ein Reiter in die Augen, der frisch und fröhlich auf einem muntern Pferd vorbeitrabte. »Ach,« sprach Hans ganz laut, »was ist das Reiten ein schönes Ding! da sitzt einer wie auf einem Stuhl, stößt sich an keinen Stein, spart die Schuh, und kommt fort, er weiß nicht wie.« Der Reiter, der das gehört hatte, hielt an und rief »ei, Hans, warum läufst du auch zu Fuß?« »Ich muß ja wohl,« antwortete er, »da habe ich einen Klumpen heim zu tragen: es ist zwar Gold, aber ich kann den Kopf dabei nicht gerad halten, auch drückt mirs

auf die Schulter. « »Weißt du was,« sagte der Reiter, »wir wollen tauschen: ich gebe dir mein Pferd, und du gibst mir deinen Klumpen. « »Von Herzen gern,« sprach Hans, »aber ich sage Euch, Ihr müßt Euch damit schleppen.«¹

Die Folgen und Nebenwirkungen von *Eigentum* sind also, daß man sich damit *abschleppen* muß, den *Kopf nicht mehr gerade halten* kann und daß einem die *Last auf den Schultern drückt*. Das erfahren wir nicht ohne Augenzwinkern aus diesem Märchen: Eigentum verpflichtet. — Und in der Tat stellt der Übergang vom Wildbeutertum zur Sesshaftigkeit alles in den Schatten, was jemals über Epochenwechsel gesagt worden ist.

Erstaunlich viel spricht für die vehemente, pessimistische und vor allem so untröstliche Zivilisationskritik von JEAN-JACQUES ROUSSEAU, wenn wir denn dazu bereit wären, hinter den Schleier der einschlägigen Mythen unserer Zivilisation zu schauen. Die Initiative zur neolithischen Kulturrevolution, zum Prometheus-Projekt ist einzigartig in der Geschichte. — Wollten wir ernsthaft etwas Vergleichbares finden und ein ebenbürtiges Ereignis in einer zukünftigen Menschheitsgeschichte anführen, es müßte schon etwas sein von ähnlicher Bedeutung: Wie wäre es, wenn irgendwann ein bemanntes Raumschiff ausgesandt würde, das nach vielen Generationen irgendwo und irgendwann auf einem fernen Exoplaneten anbrundet, um dort eine neue Zivilisation zu errichten?

»Der erste, der ein Stück Land eingezäunt ...«

Was der australisch-britische Archäologie-Theoretiker GORDON CHILDE im Jahre 1936 als *Neolithische Revolution* bezeichnet

¹Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm, München 1977. S. 419f.

hat, ist eine Umbruchphase ohnegleichen.¹ — Es begann mit Viehzucht, Landwirtschaft und Sektshaftigkeit, setzte sich mit der Entwicklung von Brennöfen und vieler anderer neuer Techniken fort, bis schließlich Städte und Staaten aufkamen.

Erstmals wurde umfassende Herrschaft über Menschen möglich. Und wenn schließlich das *Metall* in die Welt kommt, dann entstehen zuvor unvorstellbare urbane Lebenswelten mit herrschaftlichen Privilegien auf Luxus und Wohlleben. Aber die Macht dazu gründet sich auf Metall und Sklaverei.

Im Gefolge der Landwirtschaft sind alle weiteren Folgen und Nebenfolgen in die Welt gekommen. Die damit einhergehende Sektshaftigkeit hat jenen *Prozeß der Zivilisation* angestoßen, der sich bis heute immer weiter fortgesetzt hat. Und das ist dann auch der Hintergrund jener Klage, mit der ROUSSEAU den zweiten Teil seines Werkes *Diskurs über die Ungleichheit* eingeleitet hat:

Der erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und es sich einfallen ließ zu sagen: dies ist mein und der Leute fand, die einfältig genug waren, ihm zu glauben, war der wahre Gründer der bürgerlichen Gesellschaft. Wie viele Verbrechen, Kriege, Morde, wie viel Not und Elend und wie viele Schrecken hätte derjenige dem Menschengeschlecht erspart, der die Pfähle herausgerissen oder den Graben zugeschüttet und seinen Mitmenschen zugerufen hätte: »Hütet euch auf diesen Betrüger zu hören; ihr seid verloren, wenn ihr vergeßt, daß die Früchte allen gehören und die Erde niemandem.«²

Was hier vor sich geht, ist weit mehr als nur technischer Fortschritt, es ist ein kultureller Umbruch, eine Kulturrevolution, die alles andere in den Schatten stellt. Eine solche Entwicklung

¹Gordon Childe: *Man makes himself*. London 1936.

²Jean-Jacques Rousseau: *Diskurs über die Ungleichheit*. Übers. u. erl. von H. Meier; Paderborn u. a. 1990. S. 173.

kommt nicht einfach nur aus sich heraus zustande, Zug um Zug mit evolutionärer Engels-Geduld, ganz allmählich und rein zufällig. Die dabei unterstellte *Selektion* erscheint so wohltuend wissenschaftlich, zumal sie doch populäre Anleihen bei DARWIN macht. — Tatsächlich wird damit aber nur kaschiert, worauf es ankäme: Was hat diese vollkommen unwahrscheinliche Entwicklung überhaupt möglich gemacht?

Das war kein Prozeß, in dem es um natürliche Anpassung ging: Landwirtschaft, Sekthaftigkeit und Viehzucht sind per se naturenthobene, autonome Projekte, bei denen es um komplexe Infrastruktur-Systeme geht, Anpassungsprozesse, die sehr viel Selbstreferenzialität erforderlich machen. — So kommt dann auch die *Sorge* in die Welt, das *Arbeiten* von morgens bis abends, so wie es HESIOD beschreibt.

Ein Weiler ist mehr als eine Ansammlung von Bauernhäusern. Entscheidend sind sehr viele interne und externe Austauschprozesse für Saatgut, Nährstoffe, Energie, Rohstoffe, Material, Werkzeuge und alle erdenklichen Importe wie beispielsweise Salz, das urplötzlich für die Viehzucht in größeren Mengen erforderlich wird, oder auch Flint, Zinn oder Kupfer.

Menschen, Tiere, Pflanzen und Energie gehören mit zu diesem Austausch mit der näheren natürlichen, aber auch weiter entfernten soziokulturellen Umwelt. Und zu alledem sind ungeheuer komplexe, mitunter auch enorme Stoffflüsse erforderlich, damit ein solches System von Systemen überhaupt zu arbeiten und zu produzieren beginnt.

Gerade die ersten Jahre dieser frühen Dörfer dürften äußerst heikel gewesen sein, denn es ist eher wahrscheinlich, daß alles bald schon kollabiert. Unsere selektionstheoretisch verbildete Vorstellung von ›Anpassung‹ verdeckt dabei etwas ganz Entscheidendes: Von Anfang an muß ein solches System bäuerlicher Stoffkreisläufe im Großen und Ganzen funktionieren.

Die einzelnen Bereiche sind dringend aufeinander angewiesen, es kann daher gar kein allmählicher Anpassungsprozeß, kein *Trial and Error* gewesen sein. Man muß vielmehr von Anfang an bereits sehr genau gewußt haben, was zu tun sein würde. — Die Kulturrevolution der *Neolithisierung* konnte nur gelingen, weil alles, was dafür unabdingbar war, im Wesentlichen bereits zur Verfügung stand. Alle entscheidenden Techniken der Ingenieurskunst, der Landwirtschaft, aber auch die der Staatskunst mußten längst beherrscht worden sein, noch bevor der eigentliche Prozeß der Zivilisation in Gang gesetzt werden konnte.

Aus dem Stegreif wird so etwas nicht entstehen und ganz gewiß nicht gelingen, also muß zwangsläufig die Frage aufkommen, woher das einschlägige Wissen um die Technik stammt. — Es können nicht die Bauern und Viehzüchter selbst gewesen sein, die diesen Prozeß initiiert haben. Das soll im Folgenden weiter herausgearbeitet werden.

Der *Prozeß der Zivilisation* war gewollt, die zur Landwirtschaft erforderlichen Techniken wurden in einem ganz anderen Kontext, von Jägern im Umfeld von Tempelanlagen entwickelt. Die Laboratorien für die maßgeblichen Experimente über die Bedingungen für die Möglichkeit von Zivilisation standen ganz woanders. Man wußte bereits, was zu tun war, noch ehe diese Kulturrevolution ausgelöst wurde. — Als die Initiative zur Neolithisierung ergriffen wurde, müssen alle dazu erforderlichen Techniken bereits rudimentär beherrscht worden sein. Hinter dem Prozeß, der zu Sesshaftigkeit, Eigentum, Zivilisation und auch zur Wissenschaft führen wird, müssen daher immense, gänzlich neue politische Kräfte vermutet werden.

Die Antwort auf die Frage, wie das Unmögliche möglich gemacht wurde, lautet wie folgt: Eine technisch überaus begnadete *Elite* mit Jagdgründen in Eurasien hat jahrtausendlang im Umfeld ihrer mesolithischer Tempelanlagen in GÖBEKLI TEPE systema-

tisch die erforderlichen Erfindungen gemacht, um Landwirtschaft zu betreiben. In kleinen Pilotprojekten auf nachweisbaren Höfen rund um das Heiligtum wurden die entscheidenden technischen Experimente unternommen. Die Wildformen von Pflanzen und Tieren der näheren Umgebung wurden zu Nutzpflanzen und Nutztieren. Später mußten alle Einzelerfindungen noch ins Gesamtkonzept einer nie dagewesenen Agrarökonomie zusammengebracht werden.

Allmählich wurden die vormaligen Jäger zu *Kriegern*. Aus der Jäger-Elite entstand eine Kaste neuer *Herrscher*, die ihre Macht nicht mehr nur auf natürliche *Jagdgründe*, sondern auf territoriale *Hoheitsgebiete* stützten und dabei nicht mehr nur Wild, sondern Menschen jagten. — So etablierte sich eine Macht, die von Anfang an hinter der Neolithisierung stand, eine völlig neue *Herrscherkaste*, die systematisch damit begann, den Prozeß der Zivilisation weiter voranzutreiben.

Der klassischen Vorstellung zufolge soll die Neolithisierung wie üblich evolutionär vonstatten gegangen sein. Demnach müßten vormalige Sammler und Jäger ›allmählich‹ zu Bauern geworden sein. — So kann es aber nicht gewesen sein. Als stolze Jäger und Krieger sind sie sich selbst ganz gewiß treu geblieben. Das läßt sich anhand der geschlechtsspezifischen Bestattungen im Gräberfeld von WARNA verdeutlichen:

- Das *Ideal der Weiblichkeit* ist Sefshaftigkeit.
- Das *Ideal der Männlichkeit* ist und bleibt Jägertum.

Die neuen Herrscher haben das neue Bauerntum, Bürgertum und die Sefshaftigkeit zwar geprägt und überhaupt erst möglich gemacht, weil die neuen Untertanen nun zu ihrer Existenzgrundlage wurden. Sie selbst orientierten sich aber weiterhin an den Traditionen des Jägertums. Es braucht nicht viel Phantasie sich

vorzustellen, wie die Traditionen der vormaligen Jäger allmählich überführt werden in einen Ethos der *Edelleute* und in die spätere Vorstellung vom *Adel*.

Für diese Spekulation vom *Uradel* spricht vieles, vor allem die Unvorstellbarkeit, warum, wie und wozu vormalige Wildbeuter dazu übergehen sollten, selbst Landwirtschaft zu betreiben. Eine Elite vormaliger Jäger wird die mühselige und entwürdigende Arbeit, von der sie lebt, ganz gewiß nicht selbst verrichten. Sie läßt vielmehr andere für sich arbeiten. — Erfahrungen mit Zwangsarbeit, Sklavenhaltung und Menschenzüchtung in frühen Industrien und Bergwerken lagen längst vor. Es dürften geraubte, um ihre Identität gebrachte, von weit hergeholte Sklaven gewesen sein, mit denen die Zwangsarbeits-Projekte der neuen Sklavenhaltergesellschaft tatsächlich gelingen sollten.

Jahrtausende zuvor gab es bereits einige wenige ausgewählte Industrien zur Ausbeutung von Bodenschätzen wie Flint oder auch Salz in Steinbrüchen und Bergwerken mit mutmaßlichen Verhältnissen, die nicht von ungefähr an *Platons Höhle* denken lassen. — Die neue Wirtschaftsweise bringt eine gewaltige Dynamik mit sich, ein immenses Wachstum und einen nie dagewesenen Hunger nach Menschen und Material. So wird der Impuls immer mächtiger, sich durch *Raubzüge* immer mehr Arbeitskräfte zu holen.

Was mit den ersten Tempeln der Mesolithiker begann, hat im Verlauf der nächsten Jahrtausende immer mehr Folgen nach sich gezogen. Am Anfang stand die Errichtung monumentaler Bauwerke zu Ehren der Götter, auch als Beweis für die eigene Größe und Schaffenskraft. Tatsächlich wurde hier die eigentliche Elite erst gebildet. — Damit kommt erstmals der *Fortschritt* in die menschliche Lebenswelt: Die Arbeitsteilung nimmt zu, und ganz offenbar treten immer mehr Spezialisten auf, die völlig neue Techniken entwickeln und vollkommen neue Dienstleistungen

anbieten. Alsbald entstehen nie zuvor dagewesene Lebenswelten, Kulturtechniken und Artefakte.

Mit der Zivilisation kommt vieles in die Menschenwelt, was zuvor niemals war: *Ungleichheit*, *Krieg*, aber auch *Schrift* und *Kunst*. Derweil stehen *Macht*, *Pomp* und *Luxus* auf der Seite des Lichts, *Elend*, *Käuflichkeit* und *Siechtum* auf der Schattenseite dieser neuen Verhältnisse. — Und wo viele Menschen auf engstem Raum miteinander leben, entstehen nicht nur Nahrungsprobleme, sondern auch sehr viel mehr Infektions-Krankheiten. Daher ist *Bier* so bedeutend, zum einen, weil es als ›flüssiges Brot‹ galt, zum anderen auch wegen seiner antibiotischen Wirkung.

Bier könnte dann auch das ursprüngliche Ansinnen gewesen sein, Getreidesorten zu züchten, deren Wildformen anfangs viel zu kleine Körner haben, so daß an Brot nicht zu denken ist. — Aber im frühen Neolithikum, so läßt sich durch archäologische Funde belegen, soll im Gebiet des *Fruchtbaren Halbmondes* um die Zeit von 10.000 v. u. Z. bereits Bier gebraut worden sein. Vor diesem Hintergrund hat JOSEF H. REICHHOLF eine eigene Theorie zur Bierentstehung vorgestellt mit der Annahme, daß die Biererzeugung der Herstellung von Brot aus Getreide, insbesondere aus Gerste, mehrere Jahrtausende vorausging.¹

Monumentalbauten haben nicht nur rein religiöse Funktion, auf ihren Fundamenten werden zugleich ganze Staaten gegründet. Die gemeinschaftliche Errichtung bedeutender Bauwerke kann zum Schlüsselerlebnis werden und einen zureichenden Grund geben zu tun, was niemals zuvor getan worden ist. Durch eine solche Gemeinschaftserfahrung konstituiert sich zunächst die Kaste der neuen Herren, so daß sich jenes *Regime* bilden konnte, das die Neolithisierung und darauf dann die Stadt- und Staats-

¹Siehe: Josef H. Reichholf: Warum die Menschen sesshaft wurden. A. a. O. S. 246–269.

gründungen initiiert, lanciert, administriert. — Die Initiative, der eigentliche Anstoß zu alledem muß von außen gekommen sein. Es sind ganz gewiß keine Umwelteinflüsse verantwortlich zu machen für diese Revolution.

Diese Spekulationen über den Ursprung der Zivilisation sollen mehr Licht ins Dunkel der näheren Umstände bringen, die bislang viel zu naiv, geradezu idyllisch vorgestellt werden: Das waren keine egalitären Gesellschaft mehr, die da aufkamen, tatsächlich waren es in der Regel kriegerische *Skavenhaltergesellschaften*. Bei regelmäßigen Raub- und Beutezügen wurden ganze Völker verschleppt. — Sklavenarbeit ist nur möglich mit verschleppten, entwurzelten, ihrer kulturellen Identität beraubten Menschen. Daher sind auch die *Ägyptischen Pyramiden* keineswegs von Sklaven errichtet worden. Große Werke erfordern Freiwillige, die sich selbst etwas davon versprechen, dabeigewesen zu sein, um etwas für das eigene Seelenheil zu tun.

Die, die die Arbeit verrichteten, und jene, die darüber wachten, können nicht identisch gewesen sein, sie sind es bis heute nicht. *Zivilisierung* bedeutet *Domestikation*, nicht nur bei der Zähmung von Haustieren, sondern eben auch als mentales *Kleinzüchten* von Menschen, so daß sich irgendwann im Verlaufe der Zeiten genau das entwickelt, was NIETZSCHE stets so angewidert als *Sklavenmoral* denunziert hat.

Die Modell-Vorstellung vom *Urkommunismus* greift nicht, weil es keinen historischen Ort gibt, an dem sie gelten würde. Jägerkulturen werden aufgrund des Nomadentums kein Interesse am *Eigentum* haben. Sie legen in Statusfragen besonders Wert darauf, ob die *Würde* eines stolzen Jägers gewahrt ist, ob der Jäger wirklich auch *Jäger* ist, die Frau wirklich auch *Frau* und das stets im Sinne der Ideal- und Clanvorstellungen, wie sie seit Generationen vorherrschen. — Sobald aber die *Selbsthaftigkeit* beginnt, kommt auch das *Eigentum* in die Welt. Die Folge ist ein

Paradigmenwechsel im individuellen Selbstverständnis: Fortan sollte es nicht mehr in erster Linie darauf ankommen, was einer *ist*, sondern was er *hat*.

Wer Besitz an *Sklaven*, Ländereien, Luxus und Besitztümern sein Eigentum nennen konnte, war fortan ein Jemand. Der Übergang vom stolzen Jäger zum Krieger und *Edelmann*, dann der Status, zur *Elite* zu gehören, also von Bedeutung zu sein für die Gemeinde und vielleicht auch darüber hinaus, ist nur die eine Seite. — Die andere Seite ist die, geraubt worden zu sein, von sich selbst entfremdet, fremdbestimmt und bevormundet zu werden, um *Zwangsarbeit* für Eigentümer und Herrschaften zu verrichten, ohne etwas dafür verlangen zu dürfen, ja sogar ohne überhaupt als *Mensch* zu gelten.

Herrenmoral und Sklavenmoral

Das ist es dann auch, was den Unterschied zwischen *Sklavenmoral* und *Herrenmoral* ausmacht: Es gibt noch diesen überkommenen Stolz aus längst vergangenen Zeiten, entfremdete *Arbeit* als solche zu verachten, als entwürdigend, unmenschlich und tierisch. — Noch bis ins Hochmittelalter wurde nicht nur die Fron, sondern jede Form körperlicher Arbeit mit Verachtung betrachtet. Erst mit der Neuzeit und unter dem Einfluß des *Protestantismus* beginnt die Aufwertung von *Arbeit* als Ausdruck eines gottgefälligen Lebens und der eigenen Identität.

Was ist Arbeit? Ist sie Mühsal, Plage, also per se etwas, das eigentlich nur verachtet werden kann, selbstverständlich betrachtet aus der Perspektive der *Herrenmoral*? — Einerseits: Ist Arbeit so etwas wie Menschenpflicht? Aber ist das nicht wiederum nur der prekäre Ausdruck von *Sklavenmoral*, tatsächlich eine Pflicht und ein Ethos daraus zu machen, ein Arbeits-Ethos? Andererseits: Ist es Arbeit zu erben? Ist es Arbeit, das ererbte Kapital für sich

arbeiten zu lassen? Die Gesellschaftlichen Macht-Verhältnisse sind zwar von Menschen geschaffen worden, es herrscht aber oft der Eindruck vor, alles sei gottgewollt, natürlich und legitim.

Betrachten wir die damaligen Zustände in den Frühzeiten der Zivilisation auf einem Bauernhof, in einem Weiler oder in einer Stadt aus der Perspektive eines zufällig aus der Fremde hereingekommenen Wildbeuters, so wird dieser manches einfach nicht verstehen: Solange bei diesem externen Beobachter die kulturelle Identität stabil ist und kein Anlaß besteht, sich der eigenen Würde nicht bewußt zu sein, wird ihn die ganze Szenerie mehr als nur befremden. — Vieles wird ihm verächtlich, unehrenhaft, ja sogar würdelos erscheinen: Warum und wozu sollte sich ein freier Mensch zu unfreier Arbeit, Besitz und Bevormundung überhaupt hergeben?

Betrachten wir diese Szenerie aus der überzeitlichen Perspektive der *historischen Anthropologie*, dann zeigt sich die Neolithisierung nicht einfach nur als *Fortschritt* und Höherentwicklung, sondern zugleich auch als *Rückschritt*, weil nunmehr die *Entmenschlichung* von Menschen durch Menschen verzeichnet werden muß.

Genau diese Sicht der Dinge läßt die polemische Kritik von NIETZSCHE gegen das *Kleiner-Züchten* besser verstehen. In der Tat züchtet der Mensch seither den Menschen, daher muß auch unterschieden werden zwischen Züchtern und Gezüchteten. — Diese Metaphorik ist ein berechtigter blanker Zynismus, denn als Kritik folgt sie einem radikal humanen Impuls. So wird entzaubert, was immer so gern reklamiert wird von Herrschern und Priestern: ein *guter Hirte* zu sein.

Dagegen hat FRIEDRICH NIETZSCHE vehement protestiert, weil die ›Züchter‹ stets höchst eigentümliche Züchtungsziele verfolgen, wie sie ganz und gar nicht im Sinne einer tatsächlichen ›Höherentwicklung‹ der Menschheit stehen. — Diese Kritik deckt sich nicht nur mit den Befunden aus der Archäologie, sondern

auch mit den Diskursen der Erziehungswissenschaft, wenn es um die Frage nach den *Erziehungszielen* geht.

Tatsächlich ist die Idee, nicht nur Tiere zu jagen, zu züchten und zu domestizieren, sondern auch Menschen, zeitgleich mit dem Neolithikum aufgekommen. — Selbst die Rahmenerzählung in PLATONS *Staat* bemüht die einschlägige Züchter–Metaphorik. Und sie spielt gleichfalls eine zentrale Rolle in der seinerzeit so bewußt mißverstandenen und skandalisierten *Elmauer Rede* von PETER SLOTERDIJK:

Im Zentrum der Rede steht die Kritik des Humanismus als Praxis einer nicht legitimierten Herrschaft von Menschen über Menschen, und die Anspielungen auf ›Merkmalsplanung‹ sind lediglich vorgebracht, um zu verdeutlichen, daß der eigentlich zugrundeliegende Diskurs über die Kriterien solcher Selektion seit eh und je von klandestinen elitären Zirkeln bestimmt wird, denen es um Macht und nicht um die ergebnisoffene Erwägung möglicher Kriterien der ›Selbstzüchtung‹ geht. Ein solcher Diskurs wird jedoch mit der Rede erzwungen, weil diese das ›Gespräch unter Züchtern‹ vor dem Hintergrund einer Humanismuskritik nicht nur inszeniert, sondern herausfordert mit der Behauptung, man werde zukünftig offen über Merkmalsplanung nachdenken müssen.¹

Dafür ist ganz offenbar genau dieses Gespür für die Differenz zwischen Mensch und Haustier ganz entscheidend, weil es, wie wir inzwischen erahnen, seit Beginn der Zivilisation um eine *Selbstverhaustierung* geht, die dann auch noch als Errungenschaft gefeiert wird. Kein Wunder also, daß es in der Disziplin des Kleinerzüchtens immer wieder Fortschritte gibt.

¹Heinz–Ulrich Nennen: Philosophie in Echtzeit. Die Sloterdijk–Debatte: Chronik einer Inszenierung. Über Metaphernfolgenabschätzung, die Kunst des Zuschauers und die Pathologie der Diskurse; Würzburg 2003. S. 255.

Als Zarathustra nach längerer Abwesenheit wieder einmal in Erfahrung bringen wollte, was sich inzwischen *mit dem Menschen* zugetragen habe, ob er größer oder kleiner geworden sei, sah er eine Reihe neuer Häuser, da wunderte er sich und sagte:

»Was bedeuten diese Häuser? Wahrlich, keine große Seele stellte sie hin, sich zum Gleichnisse!

Nahm wohl ein blödes Kind sie aus seiner Spielschachtel? Daß doch ein anderes Kind sie wieder in seine Schachtel täte.

Und diese Stuben und Kammern: können Männer da aus- und eingehen? Gemacht dünken sie mich für Seiden-Puppen; oder für Naschkatzen, die auch wohl an sich naschen lassen.«

Und Zarathustra blieb stehn und dachte nach. Endlich sagte er betrübt: »Es ist alles kleiner geworden!

Überall sehe ich niedrigere Tore: wer meiner Art ist, geht da wohl noch hindurch, aber — er muß sich bücken!

O wann komme ich wieder in meine Heimat, wo ich mich nicht mehr bücken muß — nicht mehr bücken muß vor den Kleinen!« — Und Zarathustra seufzte und blickte in die Ferne. —

Desselbigen Tages aber redete er seine Rede über die verkleinernde Tugend.¹

NIETZSCHE dürfte inspiriert worden sein durch HESIOD, der die Zeitalter nach der mutmaßlich abnehmenden Körpergröße des Menschen unterteilt und dabei den einzelnen Epochen jeweils Metallzeitalter zuordnet. — Dahinter dürften Gedanken über die Megalith-Kultur gestanden haben: Großsteingräber, Tempel und Observatorien, die immer wieder Rätsel aufgaben, wie so etwas

¹Friedrich Nietzsche: Also sprach Zarathustra. In: Werke in drei Bänden. Hrsg. von Karl Schlechta, München 1954. Bd. 2. S. 417f.

wohl mit rudimentären technischen Mitteln überhaupt zuwege gebracht werden kann. Noch in der geläufigen Bezeichnung vom ›Hünengrab‹ klingt an, daß man eben gern ›Riesen‹ vermutet, die so etwas mit bloßer Körperkraft errichten.

In den Augen von HESIOD erscheint die gesamte Entwicklung wie eine einzige Verfallsgeschichte. Offenbar standen seinerzeit die Verluste vormaliger Freiheiten durchaus noch plastisch vor Augen. So wird dann die *Größe* der vermeintlichen Menschengeschlechter zum metaphorischen Maßstab für einen negativen Fortschritt, in dem das *Kleinerzüchten von Menschen* zum Programm erhoben worden ist.

In der Tat kam erst mit der neolithischen Kulturrevolution die *Arbeit* als Notwendigkeit in die Welt, ebenso wie das *Eigentum* und die *Sorge* darum, es erst zu erwerben und dann ständig vermehren zu müssen, um es nicht wieder zu verlieren. — Im Hintergrund der Zivilisation, die spätestens seit der Globalisierung nunmehr die ganze Welt erfaßt, stand allerdings von Anfang an etwas Immaterielles: Es war nicht nur neue Technik, sondern vor allem *neue Herrschaft* am Werke.

Wir haben inzwischen hinreichend Anlaß zu der Vermutung, daß die eigentlichen Akteure dieser Entwicklung sich aus den vormaligen Järgergesellschaften rekrutierten, die ihre kulturelle Eigenart als elitäres Selbstverständnis bewahrt haben, was sich anhand der Bestattungssitten nachweisen läßt. Sie haben sich weiterhin als *Jäger* verstanden, obwohl sie längst zu *Sklavenhaltern* geworden waren. — Die *Neolithisierung* war von Anfang an ein von dieser Elite lancierter, ganz systematisch herbeigeführter Innovations-Prozeß mit dem Ziel, die gänzlich neuen Techniken systematisch einzusetzen, um damit die alte Herrschaft über die Natur mit einer neuen auch über Menschen zu erweitern.

Im Hintergrund hat sich ganz offenbar das Prestige-Denken gewandelt: Als besonders würdige Jäger mochten fortan ganz

besonders auch jene gelten, die es zu Macht, Herrschaft, Reichtum und Einfluß gebracht hatten. — Derweil vollzieht sich ein nie dagewesener Umbruch in der Weltanschauung, im Totenkult, im Menschenbild, in der Vorstellung von Kultur und nicht zuletzt in der ganzen Lebensweise.

Die Götter beziehen Stadtwohnungen

Wo Menschen wie Götter zu leben beginnen, mit allem Komfort, weit abgehoben von aller Natur, allen Sorgen und Zwängen, dort werden auch die Götter bald schon komfortable Stadtwohnungen beziehen, um sich mit allem Luxus zu umgeben, der urplötzlich nicht nur möglich, sondern erstrebenswert geworden ist — wenn auch nur für einige wenige Menschen.

Nichts führt so demonstrativ diesen Wandel vor Augen wie die Mythen und die Bilder von den Göttern der frühen Zivilisation. Wenn sich diese wie selbstverständlich der neuen Kulturtechniken bedienen, wenn sie zu rechnen, zu lesen, zu leben verstehen und eigens dazu ihre Stadtwohnungen im PANTHEON beziehen, dann sind sie Nachahmung und Vorbild zugleich. Götter sind Projektionen des *Zeitgeistes*, dazu angetan, in Perfektion zu demonstrieren, worauf es idealerweise ankommt: Auf einen neuen Ethos kommt es an, so SLAWOMIR KADROW.

Die eigentliche Initiative für diesen kulturellen Umbruch geht KADROW zufolge mit dem Aufkommen eines neuen *ritterlichen Ethos* einher:

Der Anfang dieser Epoche soll unter dem Gesichtspunkt des entstehenden ritterlichen Ethos gesehen werden. Die ethischen und ästhetischen Aspekte der behandelten Kultur wie auch ihre auf Werte bezogenen Elemente werden hier als ein Ethos verstanden, während die Wahrnehmungsmuster und die existentiellen Aspekte als die Weltanschauung

definiert werden. Das Ethos gründet sich im intellektuellen Sinne darauf, daß es als die Vorstellung der Lebensweise gilt, die durch die Realität vorgegeben wird. Die Realität wird ihrerseits durch die Weltanschauung (das Weltbild) umschrieben. Die Beziehung zwischen den Glaubens- und Wertvorstellungen und der allgemeinen Existenzordnung, die eine Gesellschaft funktionsfähig machen, stellt die Basis aller Religionen dar. Bedeutungen und Inhalte kann man lediglich durch Symbole vermitteln und sichern. Die religiösen Symbole sind in den Ritualen und Mythen vorhanden. Durch die Sakralsymbolik wird also in der Gesellschaft die Ontologie und die Kosmologie in die Ästhetik und Moral hinein übertragen.¹

Es scheint, als wäre der Prozeß der Zivilisation von Anfang an initiiert, koordiniert und vor allem motiviert worden durch ein ritterliches Ethos, der ganz offenbar die Initiative übernimmt und diese Entwicklung dann auch erzwingt. — Um aber zu erklären, nicht nur wie, sondern vor allem auch warum es dazu gekommen ist, bedarf es einiger guter Gründe. Dabei können und sollten wir uns daran orientieren, daß es eigentlich ausgeschlossen ist, die angestammte Lebensweise überhaupt zu verändern, also zu tun, was den Ahnen nicht genehm sein kann.

Nicht von ungefähr mußten die Toten auswandern und wurden *extra muros* bestattet. Die Welt der Lebenden und der Toten ist seither geschieden, die Ahnen sollten keinerlei Einspruch mehr gegen Innovationen erheben können. — Aber das genügt noch immer nicht zu begründen, wie es hatte dazu kommen können, die angestammte Lebensweise wirklich aufzugeben. Genau dieses Beharrungsvermögen einer jeden lebendigen Kultur spricht dann auch dagegen, daß der Wechsel von der nomadischen zur sesshaften Lebensweise einfach vonstatten gegangen sein kann.

¹Slawomir Kadrow: Kupferzeitliche Sozialstrukturen. A. a. O. S. 113.

Kein stolzer Jäger wird sich mit einschlägigen Tätigkeiten, wie sie für Sektshafte üblich sind, wirklich selbst befassen wollen. Dagegen ist es sehr wohl vorstellbar, daß gerade Mesolithiker den Prozeß der Neolithisierung vorangetrieben haben. Sie haben allerdings die Arbeit ganz gewiß nicht selbst verrichtet, sondern eine neue, großräumig operierende Herrscherkaste gebildet, um andere für sich arbeiten zu lassen.

So konnten sie die alten Traditionen weiter pflegen, stolz darauf, nicht sektshaft geworden, sondern eben ›frei‹ geblieben zu sein. — Zugleich haben sie andere Gruppen unterworfen, versklavt und ins Los des Arbeiten–Müssens, also in die Welt entfremdeter Arbeit gestoßen. Unschwer lassen sich im Ethos des Edelmanns noch die Tugenden der vormaligen Jäger wieder erkennen:

Ein Mann, der die Ehre des Ritters anstrebte, mußte mehrere Bedingungen erfüllen, ... die richtige Abstammung haben, körperliche Schönheit und Kraft, vollendete Sprache und gute Manieren, Mut und das Streben nach Ruhm sowie Gastfreundschaft bieten. Zu den typischen ritterlichen Aufgaben gehört Regieren, Rituale bewahren, Kämpfen und Jagen sowie auch Sport. Die Essenz des Lebens jeden Mannes (Ritter) ist Kampf und Krieg, verstanden gleichzeitig als eine Form des Wettbewerbs im Rahmen der gegebenen und geltenden Regeln. (...) Die Aufgabe der Frauen war das den Sitten entsprechende Familienleben. Im Gegensatz zu den Männern waren sie zur Jungfräulichkeit vor der Heirat und zur Treue danach verpflichtet.¹

Über einen spektakulären Wandel im Zuge der Neolithischen Revolution ist viel debattiert worden: Die Ausdifferenzierung der Geschlechter–Rollen. — Mit der Zivilisation, also mit Sektshaftigkeit, Landwirtschaft, Ackerbau, mit dem Leben in Städten, vor

¹ Ebd. S. 113f.

allem aber mit dem Aufkommen von *Eigentum* und *Dynastien* verändert sich insbesondere die *Rolle der Mutter*.

Besonders bemerkenswert sind nachweisbare geschlechtsspezifische Bestattungsweisen, die ihren ›Sinn‹ gehabt haben müssen: Es sieht zunächst so aus, als hätten sich mesolithische Jäger mit neolithischen Frauen verbunden. Aber das gibt zu denken: Warum wurden Frauen sehr früh bereits wie *Seßhafte* bestattet, während ›ihre‹ Männer über lange Zeit auch später noch wie Jäger bestattet worden sind? — Demnach ist die frühe Zivilisation als Kultur zu verstehen, die ihrem Selbstverständnis nach auf männliches Heldentum, später auf Krieger und damit ganz systematisch auf die ›alten‹ Werte der vormaligen Jäger setzt, auch nachdem die Zivilisierung längst eingesetzt hatte.

Viele der urtümlichen Rollenklischees dürften noch aus dieser Epoche stammen und wurden seither auch Jahrtausende später noch weiter tradiert: Männer sind vom Mars, Frauen stammen von der Venus...? — Während es demnach ›*Männern*‹ obliegt, rollenspezifisch den Anschein zu erwecken, sie seien auch unter Zivilisationsbedingungen noch immer *freilebende Jäger*, haben rollenkonforme ›*Frauen*‹ dagegen das Prinzip von *Seßhaftigkeit, Ehre und Treue* zu verkörpern.

Selbstverständlich handelt es sich dabei um sozio-kulturelle und vor allem religiös-moralisch motivierte Konstrukte. Gleichwohl sind sie ›real‹, weil dementsprechend gefühlt und empfunden wird, weil in der Regel ganze Identitäten darauf aufgebaut und damit gestützt werden. — Es ist mehr als bemerkenswert, wie nachhaltig diese zivilisationsbedingten Urmythen noch immer die alles entscheidenden Maßstäbe vorgeben.

Mit der binären Codierung *männlich-weiblich* ist das Kunststück einer epochenübergreifenden Symbolik gelungen, von der viele noch immer glauben, sie sei biologisch bedingt und nicht soziale Konstruktion bis in die Erotik hinein. Durch bestechend

einfache Geschlechter–Rollen–Klischees wird Wirklichkeit konstruiert: *männlich oder weiblich, domestiziert oder wild, sittlich oder triebhaft, frei oder gebunden*. — Auf dieses Entweder–Oder werden Identitäten bis auf den heutigen Tag eingeschworen.

Aber es gibt sie nicht mehr wirklich, die einschlägigen Herausforderungen, durch die männliches Heldentum sich immer so gern unter Beweis gestellt hat. Unter den Bedingungen der Globalisierung verschwindet das *Rohe, Wilde* und *Nicht-Domestizierte*, und unter den Bedingungen des Marktes verschwindet auch die Differenzierung zwischen *Trieb* und *Sittlichkeit*.

Die *Natur* als freie Wildbahn entschwindet allmählich unserem Gesichtskreis, weil inzwischen fast alles gezählt, gezähmt und umgezüchtet worden ist. Selbst *das Wilde* ist nur noch eine Frage seiner Inszenierung. Naiv, wer glaubt, der Hochleistungs–Sex auf den einschlägigen Portalen hätte irgendetwas mit ungezähmter *Erotik* und tiefempfundener *Sinnlichkeit* zu tun.

Über lange Epochen wurden und werden *männliche* Tugenden explizit vom Status der vormaligen Jäger abhängig gemacht. Nur der ›Freie‹ konnte und durfte als *Edelmann* gelten, nur dieser hatte Würde und Satisfaktionsfähigkeit. — Derweil wandelt sich die Rolle der *Frau* auf ganz andere Weise: Es kommt immer wieder zu Rollenkonflikten, je nachdem, ob sie als *Ehefrau* und *Mutter* legitimer Erbnachfolger, *Geliebte*, Alleinstehende oder aber als *Kurtisane* in Erscheinung tritt. Nicht von ungefähr befassen sich die großen Erzählungen immer wieder damit, wie es vonstatten geht, von der einen in die andere Rolle zu wechseln.

Mater semper certa est.
Die Mutter ist immer sicher.

Wo über die männliche Linie vererbt wird, geraten Ehemänner in Zweifel, ob sie wirklich Vater ihrer Kinder sind. Als Nebenfolge von Eigentum und Erbrecht wurden Frauen ins Haus verbannt,

bewacht vom Vater, vom Bruder und schließlich vom Ehemann, so daß der Brautvater bei der Trauung dem Ehemann die Braut übergeben kann, was mehr ist als eine ›schöne‹ Tradition. — Signifikant ist bei alledem, daß Frauen wie Sefshafte, Männer dagegen wie Jäger bestattet werden.

Diese Praktiken äußerten sich in der immer reicheren Ausstattung der Männer mit Prestigeobjekten, die hauptsächlich aus Metall hergestellt wurden. Im Laufe der Zeit gewann auch die eindeutige Verknüpfung von Männern und Waffen an Bedeutung. Die Schmuckgegenstände wurden dagegen immer mehr mit Frauen in Verbindung gebracht. Das Bedürfnis der symbolischen Betonung der neuen Rolle der Männer und ihrer ideologischen Legitimation hat auch einen wesentlichen Anstoß zur dynamisch wachsenden Metallurgie und der Wirtschaftsweise gegeben, die immer mehr Bereiche umfaßte.¹

Das ist die größte aller großen Erzählungen, nämlich die vom *Ursprung der Zivilisation*. Was daraus folgt, ist jedoch nicht eben schmeichelhaft für das *Projekt der Zivilisation*, denn es ist keine Marginalie, daß von Anfang an bis in die Gegenwart systematisch auf *Sklaverei*, *Fremdbestimmung* und *Unterdrückung* gesetzt wurde, um diesen Fortschritt zu erreichen.

Wir sollten uns von der Vorstellung verabschieden, die Neolithische Revolution sei kumulativ zustande gebracht worden. Gewiß mußten alle diese Techniken erst einzeln entwickelt und dann allmählich zusammengeführt werden. Hoch kreative Gemeinschaften aus erfinderischen, tatkräftigen und innovationsfähigen Menschen, die von sich aus darauf gekommen sind, Ackerbau zu betreiben, Häuser zu bauen, Pflanzen, Tiere und schließlich auch Menschen zu domestizieren, sind reine Phantasmagorie. — Eher sind

¹Ebd. S. 116.

die neuen Techniken in Laborsituationen, in ›Pilotprojekten‹ und auf ›Musterhöfen‹ rund um das Heiligtum von GÖBEKLI TEPE entwickelt und optimiert worden. Die eigentliche Ausbreitung dürfte ganz anders vonstatten gegangen sein, weil Zivilisation von Anfang an mit *Unterwerfung* und *Versklavung* einhergeht.

NIETZSCHE hat daher aus gutem Grund den *Erbfehler aller Philosophen* kritisiert, oberflächlich immer nur vom idealisierten gegenwärtigen Menschen auszugehen und attestiert einen Mangel an historischem Sinn:

Sie wollen nicht lernen, daß der Mensch geworden ist, daß auch das Erkenntnisvermögen geworden ist; ... — Nun ist alles Wesentliche der menschlichen Entwicklung in Urzeiten vor sich gegangen, lange vor jenen 4000 Jahren, die wir ungefähr kennen; in diesen mag sich der Mensch nicht viel mehr verändert haben. ... die ganze Teleologie ist darauf gebaut, daß man vom Menschen der letzten vier Jahrtausende als von einem ewigen redet, zu welchem hin alle Dinge in der Welt von ihrem Anbeginne eine natürliche Richtung haben. Alles aber ist geworden; es gibt keine ewigen Tatsachen: so wie es keine absoluten Wahrheiten gibt. — Demnach ist das historische Philosophieren von jetzt ab nötig und mit ihm die Tugend der Bescheidung.¹

Die Nachwelt geht ganz offenbar mit der Arbeit, der Mühe, dem Elend und der Verzweiflung, mit den Schattenseiten anderer Zeiten nicht anders um als die, die zu jener Zeit im Licht und nicht im Schatten standen. Wir möchten aus guten Gründen nicht ganz so genau hinschauen, obwohl uns Beispiele aus der jüngsten Geschichte eines Besseren belehren. Wir würden gern das, was wir als *Fortschritt* erachten, so auffassen, als wären

¹Friedrich Nietzsche: Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister. In: In: Werke in drei Bänden. Hrsg. v. Karl Schlechta; München 1954. Bd. 1. S. 435.

wir selbst das Ziel der Geschichte. Daher wird oft so großzügig über die wahren Verhältnisse hinweggesehen. — Hochkulturen gelten per se als gerechtfertigt. Dabei wäre es angebracht, zur Kenntnis zu nehmen, was das alles gekostet hat, denn das ist die Gretchenfrage der Zivilisationstheorie.

Sehr früh hat der US-amerikanische Kulturwissenschaftler und Architekturkritiker LEWIS MUMFORD die These vertreten, daß die Zivilisation durch Jägervölker initiiert worden sei. Diese lang umstrittene, vor allem in Fachkreisen bewußt nicht zur Kenntnis genommene Theorie scheint inzwischen um ein Vielfaches plausibler, wie auch der Archäologe KLAUS SCHMIDT, der Ausgräber von GÖBEKLI TEPE, dieses von Jägern erbauten ersten Tempels in der Menschheitsgeschichte, resümiert.

Es muß erklärt werden, wie diese Tempel-Anlage im kulturellen Kontext zu verstehen ist, wie sich alles fügt, so daß ganz neue Zeiten aufkommen. — Dazu findet sich bei SCHMIDT ein interessanter Exkurs, in dem tatsächlich auch LEWIS MUMFORD angeführt wird, wenn er als Ausgangspunkt seiner Überlegungen den Tübinger Althistoriker FRANK KOLB zitiert,¹ der eigens betont,

»mit dem großen Werk von LEWIS MUMFORD, welches die Stadt von ihren Anfängen bis in die heutige Zeit behandelt, werde ich mich trotz seiner ausführlichen Erörterung zum Altertum nicht auseinandersetzen. Abgesehen von einer grundsätzlich pessimistischen Bewertung der historischen Rolle der Stadt, die auch die Darstellung der Stadtgeschichte im Altertum wesentlich beeinflusst, sind seine Einzelergebnisse nur selten mit dem neuesten Stand der historischen Forschung vereinbar.«

KOLB hat in einem Punkt zweifelsohne recht; MUMFORD nähert sich dem Thema auf eine unübliche und oft pro-

¹Frank Kolb: Die Stadt im Altertum. München 1984.

vozierende Art. Aber MUMFORDS These, daß nicht das Dorf die Wurzel der Stadt bildet, sondern das Heiligtum, erscheint bedenkenswert: Das Wesen einer Stadt sei, so MUMFORD, grundlegend verschieden vom Wesen eines Dorfes. Dieses sei dem Fremden gegenüber mißtrauisch und feindlich, die Stadt hingegen freundlich eingestellt, ja sie erwarte den Fremden geradezu. Die Stadt entstehe somit nicht aus immer größer werdenden Dörfern, sondern aus Plätzen ganz anderer Natur, und zwar aus den heiligen Stätten, die Ziel immer wiederkehrender Versammlungen sind, sich also als Versammlungsplätze darbieten, die neben ihrer religiösen Funktion natürlich auch als Kommunikations- und Austauschzentren dienen — einem Austausch von Ideen, Waren und Menschen.¹

Es liege daher auf der Hand, konstatiert SCHMIDT, daß die rituellen Zentren lange vor der Sekthaftigkeit bereits existierten und wesentlich älter als die frühesten Dörfer waren.² — Das Problem: Heilige Orte liegen mitunter weitab, gleichwohl müssen sie Raum für größere Menschenmassen bieten. Wenn es religiöse Riten aber erforderlich machen, daß sich viele Menschen regelmäßig an einem entlegenen Ort treffen, dann müssen damit erhebliche logistische Probleme einhergehen.

Ein solches rituelles Zentrum sei GÖBEKLI TEPE mit Bestimmtheit gewesen, denn es lag in einem Einzugsgebiet von bäuerlichen Ansiedlungen in einem Radius von etwa 200 km um diesen zentralen Ort herum. Hier stand also die Wiege der Zivilisation, von dort ging dieser Prozeß aus, in dem Menschen Zug um Zug sekthaft wurden. — Zu Beginn des 8. Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung endet dann die Bautätigkeit und auch die Nutzung

¹Klaus Schmidt: Sie bauten die ersten Tempel. Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger. Die archäologische Entdeckung am Göbekli Tepe; 3., erw. u. aktual. Aufl. München 2007. S. 248.

²Ebd. vgl. S. 249.

der Tempelanlagen von GÖBEKLI TEPE.

*Die Jägersgesellschaft war einer bäuerlichen Gesellschaft gewichen, und die Menschen waren sesshaft geworden. (...) Die Feuer der Jäger, die so lange um das Heiligtum gebrannt hatten, waren für immer erloschen.*¹

Dörfer stehen weniger am Anfang, sondern am Ende dieser Entwicklung, so SCHMIDT. Der ganze Prozeß habe sich keineswegs als allmähliche Adaption an die neue Lebensweise abgespielt. — Das sind die Rahmenbedingungen: eine solche kulturelle Evolution ist nur mit aber nicht gegen natürliche Kreisläufe möglich. Daher gab es gar nicht die Möglichkeit, sich ganz allmählich anzupassen.

Unsere Theorie vom Ursprung der Herrschaft kommt damit zur Geltung, denn die Spekulation wird zur notwendigen Annahme, daß im Hintergrund dieser Entwicklung eine elitäre Jägerkaste stand. Landwirtschaft, die ersten Züchtungen von Nutzpflanzen und Tieren und manche der Werkzeuge waren allesamt Nebenprodukte, als Techniken erforderlich, um den Tempelbau und die Versorgung großer Menschenmassen in einer unwirtlichen Gegend auch über längere Zeit sicherstellen zu können. — Wenn später die Feuer der Jäger erlöschen, so bedeutet das eben nicht, daß diese selbst nunmehr zu Bauern geworden wären. Vielmehr waren sie die Herren über anfangs noch kleine und allmählich immer größere Reiche.

Die ganze Technologie, um Ackerbau, Tier- und Pflanzenzucht, also ein *Ganzes Haus*, eben einen *Oikos* zu betreiben, muß prinzipiell zu diesem Zeitpunkt bereits verfügbar gewesen sein. — Bemerkenswert ist übrigens die etymologische Nähe zwischen der *Ökonomie* und der *Ökologie*.

¹Ebd. S. 255.

Der *Oikos* umfaßt neben der Kernfamilie auch Bedienstete wie Knechte und Mägde, aber auch Sklaven, darüber hinaus auch Pflanzen und Tiere, das Land, das Wasser, die Gebäude und alles bewegliche Inventar. Schließlich gehören auch Anverwandte wie Großeltern, Onkel und Tanten sowie die erwachsenen Söhne mit ihren Gattinnen dazu. — Das *Ganze Haus* ist in der Tat ein *Oikos*, eben eine Ökosphäre, die zwar auf Kultur, aber nicht minder auf allen erdenklichen Stoffkreisläufen beruht.

Die dazu erforderliche Technik mußte im Vorfeld bereits entwickelt worden sein. Dieses Szenario hat inzwischen auch einen Ort: Der Tempel von GÖBEKLI TEPE. — Im Umfeld der Anlage sind die entscheidenden Züchtungen und Experimente durchgeführt und viele der neuen Techniken systematisch entwickelt, weiter optimiert und integriert worden ins Konzept einer Agrarökonomie, die dann immer weiter verbreitet wurde.

Auch hier gibt HESIOD mit seinen Mahnungen einen nicht eben idyllischen Einblick ins Tagwerk:

*Denke daran, wie die Schulden du tilgst und abwehrst den Hunger.
Also: zuerst ein Gehöft, eine Frau, einen Ochsen zum Pflügen
[– eine gekaufte, kein Eheweib, fähig, die Ochsen zu treiben];
dann ist das ganze Gerät im Gehöft in Ordnung zu bringen,
daß du nicht Nachbarn mußt fragen, doch die lehnen ab,
und du nichts hast,
während die günstigste Zeit verstreicht;
da mißlingt dir die Arbeit.¹*

In der Praxis kann die Neolithisierung selbst kein langwieriger Prozeß gewesen sein, kein behutsamer Umstieg vom Nomadentum zur Sesshaftigkeit, vom Dasein als Jäger und Sammler zu dem der ersten Bauern. — Die evolutionäre Sicht von Entwicklungen,

¹Hesiod: Werke und Tage. A. a. O. S. 63.

ganz im Geiste von DARWIN, erzeugt oft nur sehr problematische Metaphern und generiert falsche Vorstellungen.

Evolution ist keine Idylle, es gibt keine zweite Chance: Die Gnadenlosigkeit besteht darin, daß vieles von Anfang an funktionieren muß. Agrar-Ökonomie läßt sich nur dann erfolgreich betreiben, wenn auf einem hohen Niveau ganz beträchtliche Energie- und Stoffflüsse initialisiert, organisiert und aufrechterhalten werden. Das einmal in Gang gebrachte System der Selbstversorgung darf niemals kollabieren, denn das *ist* bereits die Katastrophe.

Dieser urtümliche Wechsel in der Subsistenzweise ist derart radikal, daß den ersten Bauern gar nichts anderes mehr blieb. Seit den Pionierzeiten ist *Landwirtschaft* und die damit verbundene Sekthaftigkeit alles andere als ein nützliches Hobby, das sich so nebenher betreiben ließe. — Das dürftige Dasein auf den Bauernhöfen ist kein ländliches Idyll und schon gar kein Leben in der Komfortzone. Auch ist für die Bauern selbst keine Zunahme der *Lebensqualität* damit verbunden, aber sie selbst hatten keine andere Wahl.

Diese neue Lebensweise war weder besser, noch sicherer und schon gar nicht komfortabler. — Bis es zur Mechanisierung und zur Automatisierung der Landwirtschaft im letzten Jahrhundert kam, betrieben Bauern stets eine ganz elende Plackerei von morgens bis abends, bei geringen Erträgen, die dem betriebenen Aufwand einfach nur spotten, wenn man sich den regelmäßigen Besuch der *Steuereintreiber* vor Augen führt.

Es muß noch andere, zusätzliche Gründe geben, warum es zu doch dieser Entwicklung kam, weil so viel dagegen spricht. Die vorherrschenden Auffassungen vermitteln ein falsches Bild von den Bedingungen für die Möglichkeit dieser Entwicklung: Die eigentlichen Beweggründe kommen nicht in den Blick, weil sie gleichsam hinter den Kulissen stehen. Dennoch sind sie da — die eigentlichen Nutznießer dieser Entwicklung ...

Ganz so autark, wie sie erscheinen mögen, sind bäuerliche Siedlungen allerdings nicht. Höfe, Weiler oder auch Dörfer sind ganz und gar nicht so autonom. Wie jede Technik, so ist auch die Landwirtschaft sehr voraussetzungsreich. Unabdingbar sind Landfrieden, die Sicherheit der Handelswege, Gerichtsbarkeit, der Markt, Maße und Gewichte und vieles mehr, was an Infrastruktur in einer arbeitsteiligen Gesellschaft so alles einfach notwendig wird.

Im Hintergrund steht daher eine *Herrschaft*, die das alles zu gewährleisten hat, allerdings gewiß nicht selbstlos. — Es muß daher unterstellt werden, daß eine elitäre Macht im Hintergrund das Unmögliche möglich werden ließ: Eine Herrschaft, die dafür sorgte, daß andere in der Erde wühlten und von morgens bis abends etwas taten, das stolze Jäger selbst ganz gewiß niemals getan hätten.

Eine bis heute maßgebliche soziale Distinktion ist seinerzeit in die Welt gekommen, die Unterscheidung zwischen »niederer«



Abb. 23: JEAN-FRANÇOIS MILLET (II):
Der Kornschwinger. 1846f., Paris, Musée
d'Orsay. — Quelle: Public Domain via
[Wikimedia](#).

und ›höherer Tätigkeit‹. Dabei sind eigentlich nur die ›niederen Tätigkeiten‹ hinzugekommen, während die ›höheren‹ nunmehr zum Privileg erhoben worden sind, wie beispielsweise die Jagd oder auch die Muße.

Im Laufe der Zeit wurden die mit der Zivilisation obligat gewordenen Mühseligkeiten allgemein zur Pflicht erhoben und mit einem eigens geschaffenen Arbeitsethos verklärt, so daß die ehem allen zustehende *Muße* fortan als Untugend erschien und schließlich zur Standesfrage wurde. — So etwas wie *Arbeit* gab es zuvor gar nicht. Der tägliche Aufwand, das Überleben zu sichern, hält sich bei Wildbeutern in Grenzen.

Wirkliche Mühsal kommt erst mit der Zivilisation in die Welt. Zuvor waren Plackereien jedweder Art einfach nicht erforderlich. Aber nun wurden Menschen zu Arbeitstieren gemacht. Langeweile und Müßiggang wurde zum Privileg für hohe Herrschaften. Und von staatstragenden Religionen wurde für das Gros der Menschen gerade die entfremdete, mühselige, unpersönliche Arbeit zur gottgefälligen Pflicht erklärt.

Zu den Ammenmärchen der Zivilisation gehören viele falsche Vorstellungen, etwa wie schlecht es den Wildbeutern zuvor ergangen sein soll, wie kurz ihre Lebenserwartung, wie gefährdet, flüchtig und unglücklich ihr kurzes Leben im Ganzen doch war. Als ob mit den neuen Verhältnissen wirklich mehr Sicherheit in die Welt gekommen wäre und nicht vielmehr Unterwerfung, Abhängigkeit und Ausgeliefertsein an Herrschaften, die tun und treiben, was und wie es ihnen gefällt. — Erst die Zivilisation schafft prekäre Verhältnisse wie die von Bauern, Untertanen, Leibeigenen oder Sklaven.

Oft wird angeführt, die neue Subsistenzweise sei sehr viel besser, weil doch immer mehr Menschen ernährt werden konnten. Aber so erfolgreich ist die neue Wirtschaftsweise beileibe nicht. Die angeblich ›bessere‹ Versorgung mit Lebensmitteln war vor allem

den zusätzlich erforderlichen Arbeitskräften geschuldet. Der gestiegene Lebensstandard kommt dagegen eher den Herrschaften zu Gute, die immer mehr verlangen und auch erhalten.

Die vielen neuen Nachkommen sind auch gar nicht mehr, wie noch bei den Wildbeutern, als Wunschkinder und Menschen unter Menschen willkommen. — Tatsächlich handelt es sich um namenlose Arbeitskräfte, die selbstverständlich als Kinder bereits mit anpacken mußten. Die neue Existenzform verlangt alles oder nichts. Sie ist derart anstrengend und einnehmend, daß kein Freiraum bleibt, nebenher noch irgendetwas anderes zu tun.

Es ist völlig unverständlich, wie GORDON CHILDE dazu kommt, diese Entwicklung mit folgenden Worten zu feiern:

Die Befreiung aus der Enge des Wildentums brachte eine Umwälzung der Wirtschaftsform und angewandtes Wissen, welche die Beteiligten zu tätigen Mitarbeitern der Natur machte.¹

Diese eklatante Fehldeutung der gesamten Konstellation ist das Resultat einer Schwäche des Theoretikers für marxistische Geschichtsphilosophie. Im Sinne dieser Ideologie mochte ihm die Neolithische Revolution so erscheinen, als hätte sich ›der‹ Mensch mit dem Schritt zur Landwirtschaft gleichsam emanzipiert von seiner vormaligen Natur-Abhängigkeit. So stellen Zivilisationsmenschen sich das Leben der sogenannten *Wilden* vor, noch dazu, wenn sie glauben, im *Marxismus* eine geschichtsübergreifende Metatheorie gefunden zu haben.

Das Ergebnis ist grotesk: GORDON CHILDE feiert also ausgerechnet die Landwirtschaft als Horizonterweiterung, um den Wildbeutern genau jene Enge zu attestierten, die mit dem Bauerntum

¹Gordon Childe: *Stufen der Kultur. Von der Urzeit zur Antike*; Stuttgart, Zürich, Salzburg o.J. S. 60.

überhaupt erst in die Welt gekommen ist.¹ — Das Gegenteil wäre angemessen, denn werden beide Lebensweisen miteinander verglichen, dann trat anstelle des weiten Lebensraumes der Wildbeuter die Enge eines bäuerlichen Milieus, wie es hinterwäldlerischer nicht sein kann. Und so blieb den Bauern nicht einmal mehr die Jagd, von Muße ganz zu schweigen.

Die Vorstellung, man habe anfangs noch von der Jagd, dann aber immer mehr von Ackerbau und Viehzucht gelebt, ist nicht realistisch. — Auf diese Weise sei es gewiß nicht zur neuen Lebensweise gekommen, so KLAUS SCHMIDT:

Stattdessen bereitete die sich in monumentalen Bauwerken manifestierende Machtelite der jägerischen Gesellschaft des Göbleki Tepe offenbar selbst den Boden, neue Lebensformen zu entwickeln. Deren Entstehung erscheint... zwanglos aus den Bedürfnissen einer für bestimmte Zeiten auf engerem Raum konzentrierten Menschenmenge ohne weiteres erklärbar. Nicht die neuen, von der Natur aufgezwungenen Überlebensstrategien, sondern die durch religiöse Verhaltensweisen hervorgerufenen gesellschaftlichen Zwänge führten offenbar zur Entwicklung neuer Subsistenzstrategien.²

Die Initiative zur Agrikultur ging von dieser Machtelite aus, die das vormalige Jägertum im Habitus des ritterlichen Ethos weiter fortsetzen sollte. Als Kolonial-Herren betrieben sie systematisch Siedlungspolitik, wozu ein flächendeckendes Vorgehen erforderlich war, um weit auseinanderliegende Bauernsiedlungen zu gründen, zu halten und miteinander zu koordinieren.

¹Siehe hierzu: Heinz-Ulrich Nennen: Ökologie im Diskurs. Studien zu Grundfragen der Anthropologie, Ökologie und zur Ethik der Wissenschaft; Opladen 1991. S. 48.

²Ebd. S. 255.

Zivilisation als Wildnis

GILGAMESCH: HALBGOTT, KÖNIG UND TYRANN — FORTWÄHREND AUF DER SUCHE NACH LEBEN — OHNE HELDENROMANTIK: KÖNIGSMORD, TEMPELRAUB, NATURAUSBEUTUNG, PFRÜNDE — ENKIDU: VERFÜHRUNG DES WILDEN — KRITIK DER GÖTTER, SITTEN UND GEBRÄUCHE — SHAMHAT: BEZÄHMUNG DURCH LIEBESKÜNSTE — ZIVILISATIONSKRITIK AUS ERSTER HAND — AUS HEILIGEN ZEDERN WIRD BAUHOZ — IŠTAR: VERLOCKUNGEN DER ZIVILISATION — EROS, KEIN GOTT SONDERN EIN DÄMON — NARZISS, VERWEIGERTE LIEBESPFLICHTEN — ROLLEN DER GESCHLECHTER — EIN BLICK GENÜGT? ROMANTISIERUNG DER GEFÜHLE ALS GIFT — IŠTAR: DIE ZÄHMUNG WILDER NATUR — ZIVILISATION ALS ENTSEELUNG: VOM ANIMISMUS ZUR BLOSSEN MATERIE — ENTZAUBERUNG: PRINZIP DER ZIVILISATION — HELDENREISE — SCHWEIGEN DER GÖTTER

Das Gilgamesch-Epos	190
Das erste Werk der Weltliteratur	190
Der Plot	196
Macht, Glaube, Liebe, Hoffnung	198
Gilgamesch: Die Suche nach dem Leben	198
Enkidu: Schamane im Dienste der Stadt	202
Shamhat: Verführung zur Zivilisation	206
Die Stadt als Bühne	213
Ištar: Göttin von Liebe <i>und</i> Krieg	213
Eros als Dämon	224
Zivilisation als Entzauberung	234

Das Gilgamesch–Epos

Das erste Werk der Weltliteratur

In einer Götterliste des 26. Jahrhunderts v. u. Z. aus den Archiven von *Šuruppak*, einer Nachbarstadt von *Uruk* im heutigen Irak, taucht der schillernde Name zum ersten Mal auf, GILGAMESCH: Zentralfigur im gleichnamigen Epos, Herrscher eines Reiches mit der Hauptstadt *Uruk* im südlichen Mesopotamien. Das Leben dieses ersten Helden der Literaturgeschichte ist weit mehr als nur Legende. Dieser sagenumwobene König hat wirklich gelebt, seine historische Existenz wird auf einer Tontafel aus *Nippur* bestätigt.

Seine Regierungszeit kann in der frühdynastischen Zeit zwischen 2750 und 2600 v. u. Z. vermutet werden. Damals herrschten die *Sumerer* über den größten Teil des Landes zwischen Euphrat und Tigris. Politisch organisiert in *Stadtstaaten*, brachten sie die erste *Hochkultur* der Menschheit hervor. — Mit Entwicklung der *Keilschrift*, der ältesten Schrift der Menschheit, ihrer Monumentalarchitektur, einem geordneten Staatswesen und der ersten Aufzeichnung wirtschaftlicher und verwaltungstechnischer Vorgänge wurden im *Zweistromland* seinerzeit die Grundlagen für nachfolgende Hochkulturen gelegt.

Das Epos von König GILGAMESCH schildert das Schicksal eines dieser sagenumwobenen Pioniere im *Prozeß der Zivilisation*. Viele seiner Innovationen waren wegweisend, auch wenn ihm einiges davon wohl nur zugeschrieben worden ist. Die Stadt *Uruk* verdankt ihm die große Stadtmauer und gelangte durch seine Führung zu politischer Bedeutung. — Geschildert wird, wie der junge, sehr ungestüme König den Göttern gegenüber mehr als selbstbewußt auftritt und bei seinen Untertanen sehr umstritten ist. Er fordert rücksichtslos den Einsatz beim Mauerbau läßt nicht

einmal Privatleben zu. Das Volk murrte hinter vorgehaltener Hand, weil GILGAMESCH nicht nur herrscht, sondern auch schikaniert, bis sich seine Untertanen schließlich bei den Göttern beklagen, so daß die Geschichte ihren Lauf nimmt.

Er ist allerdings selbst göttlicher Abstammung und hat ganz besondere Fähigkeiten. So wie PROMETHEUS dem Namen nach bereits als der *Vorausdenkende* gilt, verfügt auch König GILGAMESCH über Zukunftswissen. Er hat luzide Träume, die ihm seine Mutter, die Göttin NINSUN, zu deuten versteht. Sie ist seine weise Beraterin, Traumdeuterin und Wahrsagerin. — Der junge, übermütige Held weiß daher längst, was auf ihn zukommt und kann es kaum erwarten ...

Wer so viel bereits im voraus weiß und keine ebenbürtigen Gegner hat, wird sich tatsächlich gottgleich fühlen und sich als selbstherrlicher Tyrann weder von Menschen noch von Göttern etwas sagen lassen. — Die Götter sind also in der Defensive, sie beraten sich und erschaffen als vermeintlichen Widerpart den ENKIDU. Aber alles kommt anders und so nimmt die Geschichte ihren ebenso eigentümlichen wie mustergültigen Lauf.

Der Text ist in *Keilschrift* auf Tontafeln überliefert. Diese erste Schrift ist eine der größten Erfindungen überhaupt, denn die Revolutionen bei den *Medien* sind von ganz besonderer Bedeutung, wenn man sich nur die Reihe der Erfindungen vor Augen führt: *Sprache, Schrift, Buchdruck, Zeitung, Telefon, Rundfunk, Film, Tonträger, Fernsehen, Satelliten und Internet*.

Die alltägliche Redeweise von den *Medien* oder gar von *Neuen Medien* ist verwirrend. Eigentlich gibt es nur ein Supermedium, und das ist *Sprache*, alle anderen Medien erhöhen nur Reichweite und Bandbreite: Ein ›Sender‹ kann trotz eigener Abwesenheit immer mehr ›Empfängern‹ zugleich etwas ›senden‹. Das gilt sogar dann noch, wenn alle bereits tot sind: Die Tontafeln mit dem Gilgamesch-Epos in Keilschrift überbringen ihre Botschaft

weiter und weiter, wie auch jene Nachrichten für Außerirdische auf den Platin-Plaketten der Raumsonden *Pioneer* und *Voyager*, die vor wenigen Jahren ›unser‹ Sonnensystem verlassen haben.



Abb. 24: Diese Keilschrifttafel (Tafel XI des *Gilgamesch-Epos*) enthält die *Sintflutgeschichte*. Sie ist im *Britischen Museum* ausgestellt. — Quelle: Foto von *Timo Roller* via [Wikimedia](#),
Lizenz: [Creative Commons: CC-BY-3.0](#).

Worte sind magisch, sie versetzen uns in die Lage, Bedeutungen in Gedanken und Gefühle wie durch Zauberformeln imaginär zu übertragen. So können wir Beobachtungen miteinander teilen und Erfahrungen machen, die wir selbst gar nicht gemacht haben. Das ist mehr als atemberaubend, das ist bereits göttlich. — Die bedeutendsten aller Technikrevolutionen sind daher solche, die neue Möglichkeiten der *Verständigung* schaffen. Als Folgen solcher *Medienrevolutionen* entfalten sich ungeheure Potentiale, die zu entscheidenden Wendepunkten in

der kulturellen Entwicklung der Menschheit führen: *Tempelbau, Städtebau, Staatskunst, Theater, Dichtung, Philosophie, Demokratie, Wissenschaft, Recht*.

Die *Schrift* wurde im 4. Jahrtausend v. u. Z. im Vorderen Orient entwickelt, zunächst die *Keilschrift* der Sumerer (3500 v. u. Z.), dann die *Hieroglyphen* der Ägypter (3000 v. u. Z.) und schließlich die *Chinesische Schrift* (1000 v. u. Z.). — Gerade an der Erfin-

derung der Schrift zeigt sich wieder einmal, daß die Folgen und Nebenwirkungen im technischen Fortschritt einfach nicht vorhersehbar sind: Zunächst diente sie lediglich dem Lagerwesen, in der Buchhaltung, beim der Steuer und in der Tempelwirtschaft, dann aber ermöglichte sie das Verfassen von Texten.

War es zuvor allenfalls möglich, in Hörweite zu sprechen, so wird durch *Schreiben und Lesen* die Reichweite der Sprache weit über das rein Akustische und das noch Erinnerungbare hinaus erweitert. — Zunächst dienten einfache Zeichensysteme der Lagerhaltung im Handel und zur Steuereintreibung in der Verwaltung. Allmählich aber entstand dabei die erste *Schrift*, so daß es fortan möglich wurde, auch in Abwesenheit zu

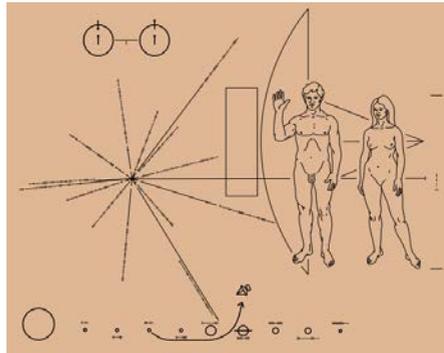


Abb. 25: NASA-Bild der Plaketten auf den Raumsonden Pioneer 10 und 11 aus dem Jahre 1972.* — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#).

›sprechen‹, eine ungeheure Erweiterung der Kommunikation.

*Die Sonden reisen mit einer Platin-Plakette durchs All. Besonders auffällig sind ein nackter Mann mit einer nackten Frau an seiner Seite. Während er die geöffnete rechte Hand zum Gruß und wohl zum Zeichen des Friedens erhebt, steht die Frau einfach nur passiv daneben. — Beim besten Willen läßt sich darin keine Darstellung erkennen, die repräsentativ für die gesamte Menschheit wäre, für die Identitäten, Epochen und Völker aller Zeiten. Im übrigen erscheint die Friedensgeste angesichts der realen Verhältnisse auf der Erde eigentlich eher als Anmaßung. Das war aber keineswegs der Stein des Anstoßes seinerzeit: Stattdessen entbrannte in den USA eine hitzige Diskussion darüber, ob man die menschlichen Geschlechtsteile so unverhüllt darstellen dürfe. (Vgl. hierzu: [Wikipedia: Pioneer-Plakette](#).)

Texte können Lesern an anderen Orten, zu anderen Zeiten, ja sogar in ganz anderen Epochen etwas mitteilen über Menschen und Verhältnisse, die gar nicht mehr sind. Und so sehen viele Interpreten im *Gilgamesch-Epos* eine Auseinandersetzung mit den Grundproblemen unseres Daseins unter den Bedingungen von *Zivilisation* und *Urbanisierung*. — Das *Gilgamesch-Epos* bietet die Gelegenheit, den *Prozeß der Zivilisation*, die *Urbanisierung der Seele* und die damit einhergehenden Folgen aus nächster Nähe miterleben zu können.

Beim altbabylonischen Epos von König GILGAMESCH aus dem Zweistromland zwischen *Euphrat und Tigris* handelt es sich um das älteste literarische Werk der Menschheit. Allerdings ist die als »Gilgamesch-Epos« bezeichnete Dichtung nicht die einzige um die Figur dieses Helden. Wie später die vielfältigen Heldentaten des HERAKLES beruht auch das *Gilgamesch-Epos* auf einer Reihe ursprünglich nicht zusammenhängender lokaler Einzelsagen. — Viele Motive, von denen erst später im *Alten Testament* die Rede sein wird, tauchen hier bereits auf, wie etwa die *Arche*, die *Sintflut* und NOAH. Das war seinerzeit ein Skandal sondergleichen, zur Kenntnis zu nehmen, daß manche der sakrosankten biblischen Motive ganz offenbar älter als die Bibel sind.

Der überwiegende Teil des erhaltenen Werkes stammt aus der großen Tontafelbibliothek des Assyrerkönigs ASSURBANIPAL aus *Ninive*. Das eigentliche Epos findet sich auf zwölf Tafeln, aber die Geschichte bricht nach der elften Tafel ab, es fehlt der Schluß. Die Tafeln konnten nur als Bruchstücke geborgen werden, daher ist der Text nicht vollständig, sondern weist Lücken auf. Zudem wurde eine zwölfte Tafel, die inhaltlich nicht zur Dichtung paßt, irgendwann als Anhang angefügt.

Nachdem 1849 das alte *Ninive* wiederentdeckt worden war, fand man vier Jahre später bei weiteren Ausgrabungen die sogenannte »Bibliothek« des ASSURBANIPAL, d. h. eine Unzahl beschrifteter

Tontafeln. Diese wurden zur Begutachtung ins Britische Museum nach London geschickt. — Dort prüfte der Assyrologe GEORGE SMITH die vielen tausend Keilschriftfragmente und entdeckte 1872 jenes Tafelbruchstück, das von der *Sintflut* handelt. SMITH fand heraus, daß dieses Bruchstück zur elften Tafel einer größeren epischen Dichtung gehörte, in deren Mittelpunkt ein Held namens GILGAMESCH steht.

Als ihm der Konservator die Tafeln brachte und Smith zu lesen begann, so lautet die Anekdote, sah er, daß sie den Teil der Legende enthielt, die er dort zu finden gehofft hatte und er rief: »Ich bin der erste Mensch, der dies liest, nachdem sie zweitausend Jahre lang der Vergessenheit anheimgefallen waren!« Er legte die Tafel zurück auf den Tisch, sprang auf und begann, zum Erstaunen aller Umstehenden, sich seine Kleider auszuziehen. Wieder angekleidet, machte er seinen Fund dann in der ›Gesellschaft für Bibelarchäologie‹ in Anwesenheit des britischen Premiers publik.¹

Es kam zum *Babel-Bibel-Streit*, als der Assyrologe FRIEDRICH DELITZSCH theologische Konsequenzen einforderte. Offenbar war das ›Wort Gottes‹ keineswegs aus der Feder des vermeintlichen göttlichen Autors, sondern eine Kompilation aller erdenklicher Texte aus der Bronzezeit: Das Alte Testament ist durchsetzt mit Motiven aus sehr viel älteren Quellen. Daher konnte und durfte das ›Buch der Bücher‹ die bis dato angemaßte Autorität nicht mehr für sich beanspruchen.

Bereits die mit dem biblischen Schöpfungsbericht unvereinbare *Abstammungslehre* von CHARLES DARWIN ließ sich nicht mehr wegdiskutieren. Mit dieser Kontroverse und der Hypothese, das

¹Rauol Schrott: *Gilgamesch: Epos*. Mit einem wiss. Anh. von Robert Rollinger und Manfred Schretter; Darmstadt 2001. S. 24.

jüdisch-christliche Weltbild sei auf babylonische Wurzeln zurückzuführen, kam es zu einer weiteren fundamentalen Erschütterung im sakrosankten Selbstverständnis einer *Christenheit*, die immerzu behauptete, sich auf die ›*Heilige Schrift*‹ berufen und stützen zu können bei allem, was sie tat.

Der Plot

Mythische Helden bestehen ihre Abenteuer nicht lediglich in der Außenwelt, sondern vor allem auch in der Innenwelt der eigenen *Psyche*. Parallel zum *Prozeß der Zivilisation* und dem der *Theogenese* verläuft nämlich auch ein *Prozeß der Psychogenese*, der von großer Bedeutung ist, weil im Zuge der Zivilisierung die Selbstorientierung ganz allmählich internalisiert wird, was mit immensen Ängsten einhergeht.

Das Epos rankt sich um existentielle Themen des *Lebens*, der *Freundschaft*, der *Liebe* und des *Todes*. Berührende Momente tiefster *Ängste* aus Sorge um das eigene *Selbst* werden fiebernd durchlitten. In Fragen der Selbstorientierung sind oftmals luzide *Träume* bei allen Auseinandersetzungen mit der eigenen Rolle, mit Geistern, Naturgewalten und Göttern von außerordentlicher Bedeutung.

Allerdings ist die Epoche der beiden Helden weit von der unseren entfernt, daher sind die Unterschiede im Umgang mit der *Psyche* so interessant. Seinerzeit herrschten ganz offenbar noch manifeste Konflikte zwischen *Göttern und Menschen*, bei denen nicht wirklich klar war, was eigentlich den Menschen und was den Göttern zusteht. In ihren Stärken und Schwächen gleichen beide sich aus: ENKIDU erscheint als Repräsentant des *Gefühls*, zu zwei Dritteln Tier und zu einem Drittel Mensch, und GILGAMESCH, zu zwei Dritteln Gott und zu einem Drittel Mensch, als Repräsentant des *Verstandes*.

Der Held des Epos ist ursprünglich ein Zweidrittel-Gott, der sich aber (zu?) tief auf das Mensch-Sein einläßt und daraufhin seine Unsterblichkeit einbüßt. Es ist die Menschwerdung eines Halbgottes, womit sich in mythologischer Hinsicht der Übergang vom Mythos zur Geschichte vollzieht. Das Gilgamesch-Epos ist ein literarischer Ausdruck für das gewachsene Selbstbewußtsein des Menschen den Göttern gegenüber.

Sehr viel Unsicherheit ist im Spiel, manche Wege werden zum ersten Mal gegangen. Dabei verfällt manchmal der eine in *Panik* und dann wieder der andere. Aber die beiden Helden stehen einander bei, zumal sie Wege gemeinsam gehen, die keiner von beiden allein je hätte gehen können. Zwar spielen die Götter im Alltag der Menschen noch eine gewichtige Rolle, doch man beginnt bereits, göttliche Entscheidungen in Frage zu stellen oder offen dagegen zu opponieren — ein erster Durchbruch aufklärerischen Denkens. Ein neues Selbstbewußtsein beginnt, sich an den Göttern zu messen, sieht die Welt schlecht und ungerecht eingerichtet und hadert immer mehr mit der überkommenen Ordnung.

So ist dann die Menschwerdung von Halbgöttern alles andere als eine Marginalie der Mythengeschichte, es scheint vielmehr, als wäre es auch für diese nicht ganz ohne Reiz, zum Menschen zu werden. Währenddessen zeigt sich zugleich, daß der Vergleich zwischen Menschen und Göttern ganz offenbar von den Menschen ausgeht, daß es vor allem ihr Neid ist, der sich in den Mythen Ausdruck verschafft. — Mit der Loslösung von den Göttern wird die Angst vor dem unausweichlichen Tod zunehmend unerträglich, und anstelle des Konflikts mit den Göttern wird die Suche nach dem ewigen Leben schließlich zum Leitmotiv des GILGAMESCH.

Es ist allerdings bemerkenswert, daß in der altbabylonischen Version des Epos der Rat erteilt wird, das Leben zu genießen und sich nicht um das ohnehin unvermeidbare Ende zu kümmern,

ein frühes Plädoyer für das Prinzip *Carpe diem*. Währenddessen fehlt jegliche Empfehlung, sich etwa durch Frömmigkeit um das Wohlgefallen der Götter zu bemühen, um auf diese Weise vielleicht doch noch der Unsterblichkeit teilhaftig zu werden.

Das *Gilgamesch-Epos* thematisiert die wesentlichen Aspekte menschlicher Existenz unter den Bedingungen einer Hochkultur, die sich immer mehr von der Natur ablöst und von den alten Fruchtbarkeitskulten, die den Wandel vom Matriarchalischen zum Patriarchalischen längst hinter sich haben, die Freundschaft und Liebe zu feiern sucht, die die Unruhe des Menschen, der die Geborgenheit in der Natur und bei den Göttern verloren hat, aufzufangen versucht. Das Epos ist eine Bestandsaufnahme der Probleme, wie sie sich mit dem kulturellen Umbruch aufdrängen, ohne daß man noch auf Traditionen zurückgreifen könnte.

Macht, Glaube, Liebe, Hoffnung

Gilgamesch: Die Suche nach dem Leben

Der sagenhafte König GILGAMESCH (2750–2600 v. u. Z.) herrschte über den sumerischen Stadtstaat *Uruk*, gelegen im heutigen Irak, dem damaligen Zentrum der sumerischen Kultur. Unter seiner legendären Herrschaft wurde die Stadt mit einer 9,5 km langen Befestigungsmauer umgeben, mit neunhundert halbrunden Türmen. GILGAMESCH soll auch die Tempel errichtet haben für ANU, Gott des Himmels, und für IŠTAR, Göttin von Liebe und Krieg, die allerdings sehr viel älter sind.

Der Plot setzt unmittelbar nach der *Sintflut* ein: GILGAMESCH, der König von Uruk, wird als *übermächtig, stattlich, kundig und weise* beschrieben. Aber er herrscht wie ein Tyrann über sein Volk, alle haben seinen Befehlen wie Leibeigene zu gehorchen. Die Stadt wirkt anfangs eher wie ein Arbeitslager und hat noch

so gar nichts von dem, was *Urbanität* später ausmacht, wenn es heißt: *Stadtluft macht frei!*

So zeichnet sich dann am Weg des mythischen Helden genau das ab, was die Stadt erst zur Stadt, den König zum König und die Zivilisation zur Leitkultur macht. An die Herrschaft ist er durch Eroberungen und Königsmord gelangt. Als Tyrann duldet er nichts Privates, Familiäres oder gar Eigenes bei seinen Untertanen. Auch das *Ius primae noctis*, das Recht, in der Hochzeitsnacht jede Braut selbst zu entjungfern, nimmt er wie selbstverständlich für sich in Anspruch:

*Der name Gilgamesh war ihm von geburt an bestimmt:
zu zwei teilen ist er ein gott zu einem ein mensch
seine gestalt dankt er der mutter der götter
der gott Enki gab ihm seine gröÙe*

*Jedweden könig
überragte er an statur · im kampfgetümmel war er
der damm hinter den sich das heer zurückzog
aber auch die sturmflut die hereinbrach
über den feind und breschen schlug
in seine reihen*

*Wie ein wasserbüffel alles auf die hörner
nimmt so führt er seine truppen in die schlacht
trieb die flanken seiner soldaten ins feld vor
und stärkte ihnen zugleich den rücken*

*Als er seine waffen erhob gegen das haus Kish in Ur
brachte er zuerst die sieben anführer in seine gewalt
und tötete sie und ihren könig: so einte er
ein reich so machte er Uruk zur stadt.*

*Dann zog er aus
fortwährend auf der suche nach dem leben...¹*

¹Raul Schrott: Gilgamesh: Epos. Ebd. S. 47.

Der Gott-König führt das Leben eines überaus selbstbewußten, vor allem übermütigen Helden. Er kämpft gegen andere Völker, Riesen und Ungeheuer, sorgt für Landfrieden und herrscht rigide wie ein Tyrann über seine Untertanen, und damit beginnt die Geschichte: Das drangsalierte Volk fleht die Götter an und bittet gegen den ungezügelten Gewaltherrscher um Hilfe.

Der Held des Epos ist seinen Untertanen in jeder Hinsicht überlegen. Niemand ist ihm ebenbürtig, er gilt als unbesiegbar und ist stets gut beraten. Ständig gehen die Trommeln seiner Gefährten, andauernd sehen sich die Bewohner tyrannisiert. Er agiert nicht nur äußerst übermütig, sondern schikaniert die Bewohner der ihm schutzbefohlenen Stadt. — Zugleich wird er aber auch besungen als jemand, der weit herumgekommen ist und immense Innovationen ins Land gebracht hat, für den die Welt selbst fast zu eng zu sein scheint. Also was tun, wenn nichts und niemand diesen Helden bezwingen kann?

Zivilisation kann sehr reizvoll sein angesichts der traditionellen Unveränderlichkeit, wie sie typisch ist für herkömmliche Kulturen ohne Geschichte. Dagegen bietet die Wildnis der Städte weit mehr Möglichkeiten, sich zu beweisen, als die Enge gestandener Gemeinschaften, mögen sie noch so elitär sein. — Die Helden in Mythen und Märchen sind bei Lichte besehen jedoch nicht einfach romantisierbar, denn Prinzen wie JASON, THESEUS, HERAKLES oder eben GILGAMESCH und Prinzessinnen wie MEDEA, ARIADNE oder auch PSYCHE sind sehr ausgeprägte Charaktere.

Wir sehen, wie seinerzeit Königreiche gegründet wurden, und sollten vorsichtig sein mit voreiliger Romantisierung. Nach heutigem Ermessen würden viele der Helden als *Warlords* bezeichnet und das, was sie hinterlassen, als *Failed states*. — Es geht um Königsmord, Tempelraub, Naturausbeutung, Bodenschätze, Raubzüge, Menschenraub und Pfründe. Mit von der Partie sind Prinzessinnen, Priesterinnen oder auch Königstöchter vor Ort, die ihrem

Schicksal mit aller Macht eine Wendung geben möchten. Darum lassen sie sich nur zu gern auf eine Liäson mit dem hochwohlgeborenen Abkömmling einer Hochkultur ein. Es zieht sie aus der Provinz in die Metropolen, daher sind sie zu allem bereit.

Gilgamesh

*Wir kamen immer aus dem hinterhalt der dämmerung
überfielen die karawanen holten uns die ballen
von den frachtkähnen oder plünderten die dörfer
wenn die männer auf dem acker oder beim vieh waren
brannten die kornfelder und die palmgärten nieder
Wer die waffen gegen uns ergriff wurden umgebracht
die weiber vergewaltigten wir köpften die anführer
und spießten ihre köpfe auf · den übrigen stachen wir
die augen aus: die wasserräder anzutreiben
dazu genügen blinde*

*Die altäre und tempel
ihrer heidnischen götzen zerschlugen wir im namen
von euch göttern bis jeder merkte daß es klüger war
sich mit uns zu verbünden als sich zu widersetzen
So eroberte ich mir erst das hinterland dann ein reich
ich von dem man sagte ein dämon habe mich gezeugt
mit meiner mutter die eine göttin ist oder man habe mich
— das kind eines hohepriesters — ausgesetzt ...*

*Dann erhob ich Uruk
zur hauptstadt · rings um die schaffperche und ställe
ließ ich eine mauer errichten mehr als sechs meilen lang
achtzehn fuß dick und stützfeiler alle zwölf schritte (...)
Dreieinhalb morgen umgrenzte meine mauer Uruk
die erste stadt die ich zur mitte der welt gemacht habe ...¹*

¹Rauol Schrott: Gilgamesh: Epos. A. a. O. S. 50f. — Wieder ein Motiv, das an die Bibel und das Alte Testament denken läßt, an die Geschichte von MOSES dem Ägypter, der in einem Binsenkorb ausgesetzt worden sein soll.

Enkidu: Schamane im Dienste der Stadt

Die Untertanen von *Uruk* flehen darauf die Götter um Hilfe an, und diese entsenden einen ebenbürtigen Gegner: Indem sie Lehm von sich abkneift, erschafft die Erd- und Muttergöttin ARURU den wilden ENKIDU, ein Naturmensch durch und durch. Sein Äußeres wird abenteuerlich dargestellt, so daß man sich kaum der Assoziationen erwehren kann, es mit einer frühen Variante von TARZAN zu tun zu haben.

Aber ENKIDU ist nicht wie TARZAN ein nur in der Natur gestrandeter Held, der in freier Natur lediglich seine Kindheit verbringt. Er wird nicht dargestellt wie ein Naturmensch, er ist ein solcher: am ganzen Körper bepelzt, der wilde Haarwuchs wird verglichen mit dem der Getreidegöttin NISABA. Seine Kraft erhält er vom Jagdgott NINURTA, gekleidet ist er wie SIMUKAN, der Gott der Tiere. — Ein Jäger erblickt ihn am Wasserloch,

*... dort hebe ich meine gruben aus
lege die netze darüber und tarme sie mit gras.*

*Da stand einer plötzlich auf der anderen seite
und wälzte sich mit den gazellen im schlamm
auch am zweiten tag und am dritten wieder
und jedesmal wurde ich steif vor schreck
und versteckte mich hinter felsblöcken
Es ist ein riesiger kerl mit nichts als muskeln
und in seinem fell gleicht er dem gott der tiere
Doch als er mich sah war er genauso überrascht
er nahm reiþaus und die ganze herde mit ihm*

*Seitdem hatte ich kein glück mehr mehr bei der jagd
denn er füllt mir die gruben auf zerreiþt die netze
alles wild vertreibt er mir aus der steppe
daþ ich nicht mehr weiß wovon ich leben soll.¹*

¹Ebd. S. 57

Aufgrund seiner Träume, die seine Mutter zu deuten versteht, weiß GILGAMESCH längst von der Existenz seines vermeintlichen Gegenspielers, den die Muttergöttin AURURU in der Stille der Steppe erschaffen hat: ENKIDU ist ein Naturmensch, der in reiner Selbstvergessenheit unter den Tieren seiner Herde lebt und deren Sprache spricht.

Er zerstört die Fallen eines Jägers, und dieser wendet sich an König GILGAMESCH, der dem Plan des Jägers zustimmt, den Wilden von einer namhaften *Kurtisane* aus der Wildnis zu locken, verführen und nach *Uruk* bringen zu lassen. — Der Plan gelingt, und die Kurtisane SHAMHAT, eine Dienerin aus dem Tempel der Liebes- und Kriegsgöttin IŠTAR, entfremdet den Wilden erwartungsgemäß durch ihre Liebeskunst von seinem vormaligen Leben unter den Tieren. Behutsam führt sie ihn Schritt für Schritt ins urbane Leben ein.

Beide Helden werden somit zur Allegorie für den Prozeß der Zivilisation: Der ungestüme göttliche Held ist ein Tyrann, der erst in die Rolle des guten Herrschers hineinwachsen muß. Der vermeintliche Wilde ist eigentlich ein Hirtennomade, ein Schamane, der in der Stadt zum Priester avancieren müßte. Und so verliert er auf dem Weg in die Stadt immer mehr von dem, was er vormals war. Er läßt die beseelte Natur zwar hinter sich, hat aber weiterhin Zugang zu ihr. Er trifft auf ein unbeseeltes Volk in einer ganz jungen Stadt, die auch erst im Werden begriffen ist und noch lange nicht ist, was sie sein sollte. Uranfänglicher geht es wirklich nicht, daher ist das Epos von König GILGAMESCH so sehr von Bedeutung.

Als der Jäger die Kunde vom wilden Mann am Wasserloch dem König überbringt, denkt GILGAMESCH zunächst daran, seinem vermeintlichen Gegenspieler direkt entgegenzutreten. Stattdessen schlägt der Jäger vor, ENKIDU eine Falle zu stellen, ihn durch eine Liebesdienerin aus seinem Reich hervorzulocken, um ihn

sodann von dem zu entfremden, was er vormals war. — Dieser Plan ist die Allegorie einer jeden *Zivilisierung*: Während Frauen geraubt, gekauft oder getauscht werden, um dann ins Hausinnere des Ehemanns überzusiedeln, geht die ›Inklusion‹ bei Männern anders vonstatten, denn sie findet nicht im privaten, sondern im öffentlichen Raum statt.

Männer werden entweder getötet, unterworfen, eingekauft oder auch angelockt so wie hier, wenn sie *Freie* sind, also *Edelleute*, *Krieger*, *Helden*, oder sie werden geraubt, verschleppt, versklavt und geraten so höchst unfreiwillig in den Bannkreis einer Zivilisation. Gleichwohl spielen gerade Freigelassene in der Geschichte oft eine große Rolle.

Wie einer dieser vollkommen auf sich allein gestellten Naturmenschen nach ROUSSEAU, so erscheint ENKIDU:

So kam

*Enkidu in der Stille der wüste zur welt und wußte
nichts von anderen menschen · er kannte kein haus
kannte nur den wind · unter den wildherden
wurde er groß · er grub nach wurzeln und graste
auf der steppe · er drängte sich mit den gazellen
am wasserloch und paarte sich im schlamm mit ihnen
Sich selbst sah er nur im spiegel des wassers
sah sich aber erkannte sich nicht*

Ich der gott Enki

*gab ihm seine gröÙe und seinen namen · Enkidu
zu heißen war ihm von geburt an bestimmt:
zu zwei teilen war er mensch und zu einem tier¹*

Daß ein Viehnomade kein *Haus* kennt und keine anderen Menschen, sofern wir darunter ausschließliche Zivilisierte verstehen wollen, ist eigentlich banal. Warum sollte er auch Häuser kennen

¹Raoul Schrott: Gilgamesh: Epos. A. a. O. S. 54.

in einer Zeit, in der sie wirklich noch selten sind. Aber Menschen wie seinesgleichen kennt er sehr wohl. Auch ist er kein Tier, so wie es hier dargestellt wird. Vielmehr handelt es sich bei diesem Hirten um den künftigen Vasallen, der eigentlich zum *Guten Hirten* avancieren müßte, zu einem geistigen Führer in *Uruk*, der sich eben vor allem mit überweltlichen Dingen befaßt und weit weniger mit weltlichen–, so wie sein Freund der König.

Tatsächlich sehen wir ENKIDU immer wieder in tiefe Auseinandersetzungen über Götter, Sitten und Gebräuche verstrickt. — Nur läßt er sich zu sehr auf die Belange der Stadt ein und vergißt darüber die eigene Tiefe, die bis zum *Animismus* hinabreicht. Als *Schamane* versteht er sich darauf, die *Seele* von Pflanzen, Tieren und Landschaften zu deuten. Dementsprechend fremd, ja widersinnig erscheinen ihm die Götter der Stadt:

Enkidu

*Ich kann nur sagen daß sich die götter zu denen du betest
sich immer nur als chimären zeigen*

Gilgamesh

*An diesem traum
jedoch war etwas das eine eigentümliche ruhe über mich
kommen ließ fast eine art geborgenheit*

Enkidu

*Ich sehe nur
die starre in die er dich versetzt · eure götter —
ihr liebt sie nicht — ihr unterwerft euch ihnen und fallt
vor einen auf die knie¹*

Bei der Deutung dieser Text-Passage spielt die Perspektive des Betrachters eine ganz bedeutende Rolle. Der vormalige Hirte, der

¹Rauol Schrott: Gilgamesh: Epos. A. a. O. S. 78.

seine Herde zur Tränke führt und derweil die Fallgruben eines Jäger zerstört, wird erst zu einer extraordinären Erscheinung, weil ihn das Auge des Betrachters ungewohnterweise dazu macht. *Hirten* sind keine ›Wilden‹, keine Bauern, keine Wildbeuter und vor allem keine Städter. Hirten sind aber eines: Nomaden, das haben sie gemeinsam mit den Wildbeutern und Jägern.

Ähnliches läßt sich denken bei der Gelegenheit, als zum ersten Mal ein *Reiter* gesichtet worden sein mag in einer Region, in der Pferde unbekannt sind. Der Mensch erhält dann im Auge des Betrachters selbst diesen Pferdeleib, und so entsteht dann das Bild vom KENTAUREN.

Wir dürfen unterstellen, daß viel Phantasie am Werk ist, vor allem dann, wenn etwas allegorisch ins Bild gesetzt wird. Wir können jedoch ebenso unterstellen, daß nicht selten wahre Begebenheiten dahinter stecken. — So dürfte es sich bei Ungeheuern wie dem Himmelsstier, der von IŠTAR geschickt wurde, um ein feindliches Heer handeln, das die Stadt *Uruk* überfällt. Hinter all diesen reichlich ausgestaffierten Bildern dürften wahre Begebenheiten stehen und in den seltensten Fällen pure Phantasie.

Shamhat: Verführung zur Zivilisation

Wir haben mit der Liebedienerin SHAMHAT, Priesterin aus dem Tempel der verführerischen Kriegs- und Liebesgöttin IŠTAR, eine Vorläuferin der nicht minder verlockenden, aber erst später von den griechischen Göttern entsandten PANDORA vor Augen, denn auch diese lockt gestandene Männer zur Zähmung durch Kultur, Kunst und Leidenschaft in den Prozeß der Zivilisation.

Kurz zuvor lebte ENKIDU, dieses ungeschlachte, hühnenhafte Mannsbild noch selbstvergessen unter den Tieren. Er zog mit den Gazellen umher, beschützte sie, durchschaute und zerstörte daher auch die Fallen der Jäger. Auch diesem Helden ist nicht ohne wei-

teres beizukommen. — Allein wie beide Helden zueinanderfinden, ist selbst bereits abenteuerlich: Der wilde ENKIDU wird durch eine Liebesdienerin verführt und aus seinem selbstvergessenen Leben unter den Tieren herausgelockt.

Auf Geheiß von GILGAMESCH bringt der Jäger die Kurtisane zur Bezähmung durch Liebeskünste vor Ort in die Wildnis. Sie legen sich auf die Lauer, bis ENKIDU mit den Gazellen zur Tränke kommt. — Die Szene wird eindringlich geschildert und läßt ans verlorene Paradies denken, wenn minutiös vorgeführt wird, wie ENKIDU aus der Wildnis gelockt, durch den Liebeszauber der Tempelpriesterin von der freien Natur entfremdet und Schritt für Schritt ›gezähmt‹ wird.

Aber sein schamanistisches Urteilsvermögen bewahrt er sich doch, sein Befremden über manche der Gepflogenheit in der Zivilisation wird ihm erhalten bleiben. Immer wieder wird er daran Anstoß nehmen.

Shamhat

*Am rande des wassers stand ich und raffte die falten
meines gewands mit der hand fest über dem busen
ich hatte angst vor ihm: er war groß alles an ihm
war es · kaum hatte er mich erblickt kam er
näher · ich sah nur seine braunen augen ließ es fallen
das kleid und breitete es vor ihm aus auf dem boden
Er beäugte mich ohne einen laut · da löse ich
auch das hüftband und legte mich auf den bauch
Ich spreizte die beine und mit ausgestreckten armen
klammerte ich mich an ein paar büschel gras
dann war er über mir: seine haare brannten
auf meinem rücken · es roch nach erde sein mund
kalt auf meiner wange · ich hörte ihn
worte sagen die keine worte waren bis er
ins stammeln kam und atemlos aufstöhnte:
dann wurde er weich und warm und seine haut glatt*

*Er wandte sich ab und sah sich nach seiner herde um
aber als er sich aufrichtete scheuten die gazellen
und ergriffen verstört die flucht...*

*Enkidu versuchte ihnen nachzusetzen
doch jeder schritt fiel ihm nun schwer...*

*... seine knie zitteren er blieb stehn
wie angewurzelt und blickte ohnmächtig an sich herab
Der samer rann ihm über den schenkel doch ein glanz
ging plötzlich von ihm aus der mich gänzlich verwirrte
Dann kehrte er langsam zu mir zurück und setzte sich
zu meinen füßen — er sah mich an wie kein mann
es je getan hat: mit dem finger fuhr er sanft
die linien meines gesichts nach als zeichnete er mich:
es war als ob er mich im innersten verstand
Ich nahm seine hand und führte sie zum bauch
auf daß das bild von mir vollständig würde
Sechs tage und sieben nächte lagen wir so am wasser
vor hunger aufeinander bis er satt war von mir
und ich gab ihm was eine frau nur geben kann
Ich lehrte ihn was es ist das einen menschen macht
all die worte die diese welte benennen (...)*

*Geh mit mir bat ich ihn in die stadt zu Ishtars tempel
ich mochte ihn · er war hart und schön wie ein gott¹*

Es ist bemerkenswert, was der Verführte auf seinem Weg ins Urbane so alles kommentiert, als anstößig oder geradezu absurd empfindet, während er sich zusammen mit der längst in ihn verliebten Liebedienerin mehr und mehr der Zivilisation annähert und dabei vieles von ihm abfällt, was er vormals noch war, wobei aber in seinem Inneren auch manches davon bleibt. Dann folgt Zivilisationskritik aus ersten Hand:

¹Ebd. S. 59f.

*In die stadt sollte ich gehen und wußte nicht
was eine stadt war einen tempel sollte ich sehen
und wußte nicht was ein tempel war ein gott
schien ich ihr zu sein und kannte nur meinen namen
ich war ausgestoßen unsäglich allein
Es fraß an mir höhnte mich aus · jedes wort
das ich hörte das ich ihr von den lippen las
das meine zunge nachsprach machte mich im bauch
innen leerer daß ich nicht anders konnte als mich
wieder zu ihr zu legen in ihr zu liegen damit
ihr fleisch und blut auch zu meinem würde
Und etwas wuchs in mir es klopfte wie ihr herz
doch es half nicht es ließ sich nicht stillen: hielt ich sie
umfaßten meine arme nicht wirklich ihren körper
so fest sie auch ihre beine um mich schlang
Das fühlte sie und machte sie traurig:
es hatte etwas verzweifeltes wie sie bereit war
alle zu tun nur damit wir beieinander blieben*

Shamhat

*Komm mit mir nach Uruk wo die jungen männer
farbige schärpen um die hüfte tragen wo jeder tag
ein fest ist wo die trommeln die ganze nacht lang
den takt zum tanzen schlagen und es mädchen gibt
die schöner noch sind als ich: glatt und glänzend
ist ihre haut vor lust sie hat einen eigenen geruch
daß selbst alte männer noch zu ihnen ins bett steigen!¹*

Der Rückweg in die Natur ist ihm gleichsam verbaut, seltsamerweise fliehen seine Tiere, als ob sie sich nun vor ihm fürchten. Also begibt er sich in die Stadt und trifft GILGAMESCH, um sich mit ihm zu messen. — Es ist ein Kampf unter Gleichen, der ohne Entscheidung ausgeht, es gibt keinen Sieger.

¹Rauol Schrott: Gilgamesh: Epos. A. a. O. S. 61.

Eigentlich war dieser ›Wilde‹ als Gegenpart geschaffen worden, um den viel zu selbstbewußten GILGAMESCH in die Schranken zu weisen. Aber wie so oft, wenn eine herrschende *Macht* glaubt, durch kreative Erfindung neuer Gegnerschaften, durch selbst erschaffene Feindesfeinde das ganze Feld der Konflikte nach Gusto im eigenen Sinne bestellen zu können, kommt es anders als gedacht: Wider Erwarten freunden die beiden Helden sich an und potenzieren ihren Heldenmut zu noch größeren Heldentaten. Sie ergänzen einander vorzüglich, weil der eine die Belange der *Zivilisation* und der andere diejenigen der *Wildnis* vertritt. Beide werden darauf zu unzertrennlichen Freunden, ENKIDU wird zum Gefährten von GILGAMESCH, beide begründen später sogar gemeinsam den Staat. Der Schamane, Nomade und vormalige Hirt avanciert zum *Priester* und der bis dato rücksichtslose Tyrann wird zum *König*. — Aber mit dem Übermut geht es zunächst nicht nur weiter, sondern jetzt erst richtig los, beide wenden sich gegen die Götter.

Zusammen töten sie CHUWAWA, den dämonischen Hüter des Zedernwaldes im Libanon. GILGAMESCH fällt die von diesem bewachte heilige Zeder, während ENKIDU das Wurzelwerk dieses Weltenbaumes durchwühlt und dabei den verborgenen Wohnort der unterirdischen Götter ARNNUNAKU öffnet.

Das ist ein Sakrileg sondergleichen, was aber nachvollziehbar ist: ENKIDU öffnet gleichsam den TARTAROS, in dem die vor den olympischen Göttern herrschenden titanischen Urgewalten eingesperrt sind. Ganz offenbar wirkt er bereits wie ein Priester, indem er andere Götter etablieren will. Es sind aber nur die vormaligen, die vorzivilisatorischen Verhältnisse, die er wieder herstellen will, noch dazu mit Göttern, die sich darauf gar nicht verstehen. — Darauf fordern die amtierenden Götter sein Leben. ENKIDU wird sterben müssen, so der Plot, kurz bevor die Überlieferung ohne Schlußteil abbricht.

Das ist die Strafe der Götter: ENKIDU verfällt einer seltsamen Krankheit, an der er nach zwölf Tagen stirbt. GILGAMESCH beweint den Freund, fürchtet nun seinen eigenen Tod und beginnt nach einem Mittel für die Unsterblichkeit zu suchen. Mit dem Tod des Freundes kann er sich ganz und gar nicht abfinden. Er beginnt zu verzweifeln, und weil er die menschliche Freundschaft entdeckt hat, verliert er seine Göttlichkeit und wird sterblich.

Zu sehr hatte sich ENKIDU bei alledem auf die Belange der *Stadt* eingelassen und zu wenig die der *Wildnis* verteidigt, woran ihm eigentlich hätte gelegen sein müssen. Er war noch immer Schamane, vertrat seine Sache aber nicht konsequent genug. Trotz seiner Kritik an den herrschenden Göttern, Riten und Gebräuchen, ist er nicht zum Oberpriester geworden, um der Religion in Uruk die entscheidende Wende zu geben. — Es ist kein erfolgversprechendes Konzept, in neuen Zeiten alte Verhältnisse wieder herstellen zu wollen. Es kann nicht gelingen, weil die vormaligen Urgewalten gar nicht die erforderliche Orientierung leisten können unter den Bedingungen der Zivilisation, daher mußten ›modernere‹ Götter her, urbane Allegorien.

Das Epos demonstriert eindrucksvoll den Hype der Urbanisierung, der seinerzeit viele ergriffen haben muß: Mit zunehmender Entfremdung verkommt die entzauberte Natur zum Rohstofflieferanten, und ausgerechnet der Naturmensch ENKIDU wirkt dabei mit. Die beiden Helden vergehen sich am heiligen Zedernwald, dessen Schutzgeist nicht nur auf schändlichste Weise hintergangen, sondern betrogen und hinterrücks gemeuchelt wird.

Und wozu das Ganze? — Es galt, Holz zu ernten und verkehrsgünstig zu flößern. Die Beiden hatten sich nun einmal diese vermeintliche Heldentat in den Kopf gesetzt, alle Bäume des *heiligen Waldes* nicht eben nachhaltig in Bauholz für *Uruk* zu verwandeln, nebst einiger erlesener Stücke für Tempelpforten und Götterstatuen, versteht sich.

Enkidu, den die Götter Gilgamesch eigentlich als Strafe geschickt haben, wird schließlich sein treuer Freund. Die beiden ziehen dann gemeinsam gegen die Götter. Allein hätte Gilgamesch nie und nimmer den Mut dazu aufgebracht — und Enkidu auch nicht. Ihre Freundschaft hilft ihnen, in Situationen zu bestehen, in denen auf sich gestellt keiner von ihnen Erfolg gehabt hätte. (...)

Durch die Bande der Freundschaft und des gemeinsamen Vorhabens gefesselt, vergißt Gilgamesch, daß er ja eigentlich eine schützende Mauer errichten will (damit gibt er sein bis dahin größtes Ziel auf). Er verläßt die Stadt, die Sicherheit ihrer Mauern, seine Zivilisation, das ihm bekannte Terrain (das er selbst erbaut hat). Er geht in die Wildnis des Waldes und will dort die richtige Weltordnung wiederherstellen — er will Chuwawa töten, das personifizierte Böse. (...)

Zudem galt die Zeder als heiliger Baum, Zedernwälder waren die heilige Stätte des Gottes Schamasch. Dank ihrer Freundschaft beschließen Gilgamesch und Enkidu dann, den Göttern zu trotzen und die heiligen Bäume in bloßes (Bau-)Material zu verwandeln. Sie wollen es zu einem Teil des Stadtkonzepts machen, des Baumaterials der Zivilisation, und das ›versklaven‹, was ursprünglich ein Element der wilden Natur war. Das ist ein wundervolles Proto-beispiel für die Verschiebung der Grenzen zwischen dem Heiligen und dem Profanen (Weltlichen), — und in gewissem Maße auch eine frühe Illustration der Idee, daß die Natur existiert, um den Städten und Menschen Rohstoffe und Produktionsmittel zu liefern. (...)

Hier werden wir Zeugen einer wichtigen geschichtlichen Veränderung: Die Menschen fühlen sich in einer unnatürlichen Umgebung, in der Stadt, natürlicher.¹

¹Tomáš Sedláček: Die Ökonomie von Gut und Böse. A. d. amerik. Engl. von Ingrid Proß-Gill; München 2012. S. 39f.

Die Stadt als Bühne

Ištar: Göttin von Liebe und Krieg

Es kommt im *Gilgamesch-Epos* schließlich zum Showdown mit Ištar, der demütigend abgewiesenen, zutiefst beleidigten Göttin, die auf bemerkenswerte Weise in Personalunion von APHRODITE und ARES sowohl die *Liebe* als auch den *Krieg* verkörpert. — Beide haben nicht von ungefähr in der griechischen Götterwelt eine Dauer-Affäre, in der, ganz im Sinne der ›Göttergenetik‹, elterliche Charaktereigenschaften ›vererbt‹ werden, wie hier, bei den Kindern von ARES und APHRODITE:

ANTEROS: Gott der Gegenliebe, rächt verschmähte Liebe.

DEIMOS: Dämon des Schreckens, lat. TERROR.

EROS: Dämon der begehrl. Liebe und Leidenschaft, lat.

AMOR, CUPIDO, Begierde, Leidenschaft.

HARMONIA: Göttin der Eintracht, lat. CONCORDIA.

PHOBOS: Dämon der Furcht und der panischen Angst.

Bei IŠTAR sind die beiden Momente *Krieg und Liebe* offenbar noch nicht ganz so weit voneinander geschieden. — Eine höher reflektierende Göttin wie etwa ATHENE, die sich weniger auf brachiale Kriege verlegt, sondern eher auf Vernunft, Wissenschaft, Diplomatie und Disziplin, ist noch nicht auf der Bildfläche erschienen. Auf *Liebe* und *Erotik* versteht sich ATHENE allerdings ganz und gar nicht, im Gegenteil, sie bleibt eiserne Jungfrau.

IŠTAR kann mit milchspendenden Brüsten auftreten, aber auch kriegerisch, feminin ebenso wie maskulin. Ihre Scham ist das Dreieck zwischen Euphrat und Tigris. Sie ist eine Göttin der Gegensätze, eine *Coincidentia Oppositorum*, die stets nur jeweils eine ihrer vielen Rollen spielt. Sie ist sehr wandelbar, aber bei allem überwiegen die eher problematischen weiblichen Züge. — Sie ist die *Göttin der Liebe*, ihr gebührt Ehrfurcht aufgrund

ihrer Macht, aber nicht Anerkennung, weil sie in der Liebe ganz offenbar nichts weiter sieht als die Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln. Sie ist schließlich auch *Göttin des Krieges*.

Zwischen *Mutter und Hure*, *Matrone und Kurtisane*, *Muse und Freundin* deckt sie das ganze Spektrum des Weiblichen ab, zudem auch die Spannung zwischen *Männlichkeit* und *Weiblichkeit*. Wenn man bedenkt, daß mitunter das *Weibliche* erst durch etwas Männliches und das *Männliche* erst durch etwas Weibliches im Ausdruck voll zur Geltung kommt, dann zeigen sich die immensen Potentiale dieser Götterfigur.

Diese wahrlich übermächtige Göttin verkörpert das Land, in dem sie verehrt wird. Dahinter steckt das Prinzip der Vereinigung aller erdenklicher Gegensätze: Im Zweistromland treffen zwei mächtige Flüsse aufeinander, um sich zu vereinigen. Bei allen ihren Affären behält diese Göttin stets die Oberhand. — Mal erscheint sie so verführerisch wie die Liebeszauberin KIRKE oder wie die in ODYSSEUS so unsterblich verliebte Nymphe KALYPSO. Sie trägt mitunter sogar Züge von HERA, der Göttin der Ehe und des geordneten Hauswesens, kann sich aber auch als Vamp geben; es kommt eben immer darauf an ...

Im Krisen- und Kriegsfall hebt sie als androgyne Göttin stets ihre männliche Seite hervor, dann trägt sie Brüste *und* Bart.¹

¹Als ich in meiner Vorlesung im Sommersemester 2014 unter dem Titel »Verstand, Vernunft, Vertrauen«, auf das Psychogramm dieser Göttin zu sprechen kam, vor allem auf ihre so modern anmutenden Transsexualität, da schaukelte sich soeben der Ukraine-Konflikt auf.

Einige Wochen lang war nicht klar, wie weit die Eskalationen gehen würden. Und im Mai 2014 war vor diesem düsteren Hintergrund auf dem ansonsten von mir nicht sonderlich goutierten ›*Eurovision Song Contest 2014*‹ der/die Gewinner(in) eine Dragqueen mit Bart: CONCHITA WURST. — Ich machte eine etwas launige Anspielung an die bärtige Liebes- und Kriegsgöttin aus Mesopotamien und stockte bei der Bemerkung, ob eine bärtige Göttin in diesen Tagen nicht womöglich ein schlechtes Omen sein könnte ...

Ihre ganze Anmutung ist transsexuell, sie ist beides, sie kann beides sein bis ins Extrem, aber sie bleibt doch bei alledem immer die Frau, die das Sagen hat. — Das Psychogramm dieser Göttin läßt tief blicken.

Sämtliche Götter sind zweifelsohne unsere Projektionen, also wird alles in sie hineingelegt, worauf es ankommt, wie die Welt beschaffen ist, was sie zu bieten hat oder auch nicht. — ISTAR ist so hart und unerbittlich, weil das Leben in diesen Zeiten, in dieser Landschaft genau das wirklich war. Sie verkörpert eine über alle Grenzen und über allen Respekt vor dem Leben gehende Vehemenz, mit der Mensch, Natur, Pflanze und Tier unters Joch verführt oder auch gezwungen werden.

Tatsächlich geht es um Versuchungen, wie sie nur die Zivilisation zu bieten hat. Und da stellt sich in der Tat die Frage nach der Motivation: Warum sollte man sich auf diese Göttin wirklich einlassen, etwa um sich mit ihren falschen Liebes-Versprechen in irgendeinen Krieg locken zu lassen? — Wenn man denn frei genug wäre, die Wahl, die Entscheidung und Alternativen zu haben, so wie GILGAMESCH, warum sollte man diese Buhlschaft nicht tatsächlich zurückweisen?

Auch das ist wieder eine Besonderheit von Zivilisationen im Vergleich zu den Geschlechter-Verhältnissen zu vormaligen Zeiten: der *Status* wird individualisiert und man kann gesellschaftlich aufsteigen oder auch absteigen. Das Problematische am *Buhlen* der Göttin liegt nun darin, daß Sehnsucht und Liebesverlangen womöglich nur vortäuscht werden, vielleicht geht es in erster Linie um einen Statusgewinn, soziale Sicherheit oder auch »nur« um ein erotisches Abenteuer. — Unter dem Einfluß des aufkommenden Individualismus wird auch *Liebe* individualisiert und somit zum Risiko. Seither verlockt die *erotische Macht* mancher Frauen die *soziale Macht* mancher Männer zu Taten, auf die sie ansonsten gewiß nicht gekommen wären.

Es wäre blauäugig, wollten sich Frauen oder Männer generell zum Opfer der neuen Liebesordnung erklären, wir sind immer auch Täter und Opfer zugleich. So wird in den Ursprungsmythen gern *das* Weibliche für alles Übel verantwortlich gemacht. Vieles ist in der Tat eine Frage weiblicher Verführungskunst. Gleichwohl gehört auch der Wille dazu, sich verführen zu lassen, ja, es zu genießen, begehrt und verführt zu werden.

Die Suche, ja die Sucht nach *Anerkennung*, vor allem nach der *Aufmerksamkeit von Frauen* auf männlicher Seite und die Suche nach *Status* und *sozialer Sicherheit*, vor allem auf Seiten der Frauen, führt dann auch zum eigentlichen Movens im Prozeß der Zivilisation. Beide Geschlechterrollen sind so verfaßt, daß sie sich wechselseitig immer weiter aufschaukeln in einer Motivation, die kaum Grenzen kennt. Das ist der Antrieb im Prozeß der Zivilisation, der dazu führt, daß die Dynamik immer stärker wird. Das ist es auch, was PANDORA verkörpert, die größte Versuchung, seit es Kultur gibt, alles dafür zu geben. Dazu aber ist auf der anderen Seite so einer wie EPIMETHEUS erforderlich, der sich auf das Wagnis der Individuierung tatsächlich einläßt.

Es wäre nicht ratsam, *Liebe* zu entzaubern. Wäre ihre Magie verschwunden, die Welt wäre keinen Deut besser, wenn nur die Suche nach Anerkennung und Aufmerksamkeit, das Flirten und die Erotik einfach abgeschafft würden, wie es dieser Tage wieder einmal gefordert wird. — Entscheidend wäre es, eine Kunst daraus zu machen, *Liebeskunst* als Teil von *Lebenskunst*.

Dahinter steht ein bleibendes Geheimnis, in den Mythen durch höchst verführerische weiblichen Charaktere in Szene gesetzt: IŠTAR, APHRODITE, PANDORA und HELENA. — Als überzeitliches Motiv wird dieses Geheimnis aller Geheimnisse im *Chorus Mysticus*, in der Schlußpassage von GOETHES *Faust*, behutsam gewahrt:

CHORUS MYSTICUS.

*Alles Vergängliche
Ist nur ein Gleichnis;
Das Unzulängliche,
Hier wird's Ereignis;
Das Unbeschreibliche,
Hier ist's getan;
Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.*

*Finis.*¹

Erst mit der Zivilisation, mit Eigentum, Selbsthaftigkeit, Städten und Staaten ist die Herrschaft von Menschen über Menschen, die Ungleichheit und nicht zuletzt auch der *Krieg* in die Welt gekommen. Dabei ist das Streben nach Sicherheit, Liebe, Anerkennung, Macht, Reichtum und himmlischem Luxus derart motivierend, tatsächlich alles — was lieb und teuer ist — zu riskieren. Aber im Kriegsfall gibt es eigentlich nur Verlierer, denn fast alle kämpfen, leben und arbeiten unter den erbärmlichsten Bedingungen. Nur die wenigsten werden dadurch glücklich und leben tatsächlich später in unermeßlichem Luxus nach Art der Götter.

Ganz offenbar weiß die Göttin darum, daß der Krieg gar nicht verlockend sein kann, daß man ihn daher umso verführerischer in Szene setzen muß. Und in der Tat geht von den Verlockungen der *Zivilisation* ein unheimlicher Reiz aus. — Viele glauben allen Ernstes, eines Tages selbst den Tiger reiten zu können. Also führt die Göttin alle erdenklichen Verlockungen im Theater der Illusionen leibhaftig vor Augen.

Männer sind auf Eroberungen aus und schnell zu allem bereit. Im Eifer des Gefechts verlieren sie alsbald den Kopf und wissen gar nicht, worauf sie eigentlich aus sind. Daher hat eine *Kriegs- und*

¹Johann Wolfgang Goethe: Faust. Eine Tragödie. In: Goethes Werke. Hamburger Ausgabe; Bd. 3. S. 364.

Liebes-Göttin wie IŠTAR leichtes Spiel, denn gerade junge Männer lassen sich schnell auf Abenteuer ein, die nicht gut ausgehen können. — Für *Männer* sind es vor allem so unwiderstehliche Versuchungen wie die der Zauberin KIRKE auf ihrer Insel der Erotik, wo die meisten Gefährten des ODYSSEUS augenblicklich die Selbstbeherrschung verlieren und darauf in Schweine verwandelt werden, weil sie sich unter derart illustren Umständen nicht mehr ›zivilisiert‹ benehmen und beherrschen können.

Derweil lassen sich *Frauen* verlocken mit gefühlvoll sentimental Aussichten auf ein erfülltes Leben als Tochter, Geliebte, Mutter, nicht zuletzt als Ehefrau eines angesehenen und vermögenden Ehemannes in einem harmonischen, wohl bestellten Haus. — Alle diese Stereotypen und vor allem die Rollenklischees kommen erst mit der *Zivilisation* in die Welt. Zuvor gab es nur Männerhäuser und Frauenhäuser, und selbst die Häuser der Bronzezeit waren eher die von Clans und Großfamilien, ganz gewiß nicht die der heutigen bürgerlichen Kleinfamilie.

Ruhm, Ehre, Autorität und *Erfolg* müssen bezeugt werden und öffentlich bekundet, um überhaupt zu gelten. Daher ist die Stadt eine Bühne, weil Demonstrationen von *Ehre, Macht, Reichtum, Schönheit, Luxus* und *Besitz* von Anfang an obligatorisch sind. — Schöne Frauen sind dabei von großer Bedeutung. Das läßt sich am Schicksal von HELENA demonstrieren. Als Schönste der Schönen kann sie nur dem König der Könige zustehen, nicht etwa, weil sie selbst es so gewollt hätte, vielmehr weil sich die Mächtigen auf dieses Zeichen verständigt haben: Wer die HELENA ›besitzt‹, ist König aller Könige.

Das war auch der zureichende Grund für den *Trojanischen Krieg*: APHRODITE hatte PARIS die Liebe der HELENA versprochen, wenn er sie in seinem Urteil über die drei Grazien, HERA, ATHE-NE und APHRODITE als die Schönste auswählen würde, wohlwissend, daß HELENA mit MENELAOS längst verheiratet war. —

Nachdem ihrem Wunsch entsprochen wurde, gab APHRODITE der Schönsten unter den Frauen postwendend die Liebe zu PARIS ein, so daß diese ›freiwillig‹ mit ihm nach *Troja* flieht. Aber gegen diese Schmach mußte MENELAOS wiederum um seiner Ehre willen in den Krieg ziehen, es ging schließlich um weit mehr als um die Geliebte, es ging um sie als Zeichen der Macht.

IŠTAR vereinigt alle Ressentiments gegen weibliche Intrigen. Sie lockt junge ebenso wie gestandene Männer mit abenteuerlichen Zukunfts-Versprechen in hoch riskante Unternehmungen, bestialische Kriege oder auch ins qualvolle Arbeiten bis hin zu Selbstverleugnung und Selbstzerstörung. Und das alles mit Aussichten auf exorbitante Liebesversprechen, die sie aber nicht halten wird, denn die so einnehmend umworbenen Liebhaber werden alsbald schon wieder fallengelassen.

Nicht anders verhält es sich mit der *Zivilisation*, auch diese stellt die Erfüllung aller erdenklicher Wünsche in Aussicht und macht Versprechen, die sie nicht halten wird. — IŠTAR ist eine Allegorie der Zivilisationsversprechen, die oft zum persönlichen Ruin führen, nicht nur ökonomisch, sondern auch psychologisch. Auf der einen Seite der Verlockungen steht *Krieg* als vermeintlicher Vater aller Dinge, auf der anderen die *Liebe*, eben auch als Mutterliebe.

Das Theogramm dieser Göttin läßt an EROS, den Gott der Liebe aus dem *Symposion* von PLATON denken. Dort wird die *Liebe* nicht minder mächtig dargestellt, eben als älteste aller Kräfte des Lebens, als Motiv der Motive. — Nur sei der EROS kein Gott, denn dann müßte er vollkommen sein wie die Götter. Anders als diese habe er stattdessen ein besonderes Feingespür für das, was ihm fehlt. Daher sei der EROS ein Dämon, ein Vermittler zwischen Menschen und Göttern; so wird es im Gespräch von SOKRATES und seiner Lehrerin DIOTIMA geradezu mustergültig herausgearbeitet:

*Hältst du nicht alle Götter für glücklich und schön?
Oder würdest du wagen zu behaupten, daß irgend
einer von ihnen dies nicht sei?*

Beim Zeus, nein, entgegnete ich. (...)

*Nun hast du aber doch zugestanden, daß Eros aus Mangel
am Guten und Schönen nach eben diesem strebt,
dessen er ermangelt.*

Das habe ich.

*Wie sollte er also wohl ein Gott sein, da er des Guten
und Schönen unteilhaftig ist?*

Freilich kann er dies dann nicht sein, wie es scheint.

*Siehst du nun, sagte sie, daß auch du den Eros nicht für
einen Gott hältst?*

*Was wäre denn also Eros? wandte ich ein: etwa ein
Sterblicher?*

Keineswegs.

Aber was denn?

*Ganz nach dem Vorigen, ein Mittelwesen zwischen Sterb-
lichem und Unsterblichem.*

Was heißt das, Diotima?

*Ein großer Dämon, lieber Sokrates; denn alles Dämoni-
sche ist eben das Mittelglied zwischen Gott und
Mensch.*

Welche Aufgabe hat es denn?

*Dolmetsch und Bote zu sein von den Menschen bei den
Göttern und von den Göttern bei den Menschen,
von den einen für ihre Gebete und Opfer, von
den andern für ihre Befehle und ihre Vergeltun-
gen der Opfer, und so die Kluft zwischen beiden
auszufüllen, so daß durch seine Vermittlung das
All sich mit sich selber zusammenbindet. Und da-
durch hat auch die gesamte Weissagekunst ihren
Fortgang und die Kunst der Priester in bezug
auf Opfer und Weihungen und Besprechungen,
und die gesamte Wahrsagerei und Zauberei. Näm-
lich nicht unmittelbar tritt die Gottheit mit dem*

Menschen in Berührung, sondern durch seine Vermittlung geht aller Verkehr und alle Zwiesprache der Götter mit den Menschen im Wachen wie im Schlafe. Und wer dieser Dinge kundig ist, der ist ein dämonenbeseelter (und daher dem Höheren zustrebender), wer aber irgend eines anderen in Künsten oder Gewerben kundig ist, der ist bloß ein handwerksmäßiger Mann. Solcher Dämonen gibt es nun viele und von mannigfacher Art; einer von Ihnen ist aber auch Eros.¹

Diese sokratischen Schlußfolgerung kann auch für ISTAR geltend gemacht werden, dann wäre sie weniger Göttin, vielmehr ein *Dämon*, eben der verführerische *Geist der Zivilisation*. — Wie dem EROS, so gelingt es auch ihr immer wieder, sich durch gänzlich neu erzeugtes Verlangen nach Liebe, ja sogar nach vollkommen neuem Begehren immer wieder neu ins Zentrum aller Sehnsüchte zu stellen. Es gelingt nur Liebesgöttern, sich gerade auch dort noch durchzusetzen, wo andere Götter längst scheitern.

Umtriebiger wie ZEUS ist auch ISTAR ständig auf der Suche nach neuen Liebesabenteuern. Aber die Gemahlin HERA trachtet allen neuen ›Erzeugungen‹ ihres Gatten vehement nach dem Leben, nicht zuletzt auch, um ihre Dynastie und ihre Position als Göttermutter zu wahren.² — Und auch das verkörpert diese Göttin in

¹Platon: Das Gastmahl. In: Sämtliche Werke. Berlin [1940]. Bd. 1, S. 699f.

²Zur Erläuterung: Die Königsmutter ist auf Gedeih und Verderb dem Amt ihres Sohnes verbunden. Sollte dieser sterben, abgesetzt werden oder zu Tode kommen, wird sie selbst ihre Position verlieren, vielleicht schlimmer noch. Dasselbe gilt für die ›bösen‹ Stiefmütter im Märchen. Angesichts einer exorbitant hohen Sterblichkeit von Müttern zumeist während der Geburt konnte die nächste Entbindung bereits das Lebensende bedeuten. Männer waren daher in der Regel gleich mehrfach nacheinander verheiratet. Und so blieb der Stiefmutter nur sehr wenig Zeit, ihren eigenen Kindern einen möglichst vorteilhaften Start ins Leben zu verschaffen.

Personalunion: Nicht nur die Widersprüche zwischen *Liebe und Krieg, Männer- und Frauenrolle, Hoffnung und Verzweiflung*, sondern auch die von *Werden und Vergehen* im dynamischen Prozeß der Zivilisation.

Götter eignen sich vorzüglich als Modelle für die ganz großen Motive und Mächte mit ihren Eigenarten in ihren dialektischen Gegensätzen. Mit ihrer ganzen Art, ihren Stärken und Schwächen und vor allem im Verhältnis zu ihren Widersachern sind sie ideal, als Typ sind sie die geradezu perfekte Besetzung für immer wiederkehrende Konflikte. — So läßt sich im fortwährenden Zwist zwischen HERA und ZEUS nicht nur die *Evolutionstheorie* weit vor CHARLES DARWIN erahnen, sondern auch das kapitalistische Prinzip der *kreativen Zerstörung* weit vor dem Makroökonomen JOSEF A. SCHUMPETER.¹

Es spricht Bände, daß die beiden jungen Helden GILGAMESCH und ENKIDU sich ausgerechnet mit IŠTAR, der Göttin von Krieg und Liebe anlegen. An entscheidender Stelle fehlt jedoch ein Bruchstück und damit Text auf der Tontafel. Die Göttin ist plötzlich da. Aber was motiviert eigentlich diesen martialischen Auftritt? Ist sie erst aufgrund der imposanten Heldentaten auf ihn aufmerksam geworden? Warum ist sie selbst von so aberwitzigem Begehren gepackt, anstatt das Begehren selbst erst bei GILGAMESCH zu erzeugen?

Sie erscheint urplötzlich, so unbeherrscht wie die Männer auf der Erotik-Insel der KIRKE, verliert keine Zeit und tritt selbstbewußt wie eine Imperatorin auf, aber keineswegs wie eine Frau, die sich unsterblich verliebt hat. — Dann macht sie GILGAMESCH viel zu berechnende Avancen und verspricht ihm, was er schon ist und auch hat. Sie wird durchschaut, gedemütigt und mehr als

¹Vgl.: Joseph Schumpeter: *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*. Berlin 1912. S. 157.

beschämend abgewiesen. Die über alle Maßen gekränkte Göttin schickt darauf den Himmelsstier, den die beiden Helden aber einfach erschlagen.

Wir wissen nicht wirklich, warum IŠTAR so plötzlich erscheint, denn an entscheidender Stelle fehlt Text. In seiner Nachdichtung wählt RAUOL SCHROTT unter vielen Deutungsmöglichkeiten das Motiv der *Eifersucht* aus: Demnach erscheint die Göttin ebenso wütend wie buhlend, kurz nachdem GILGAMESCH seinem Freund ENKIDU eröffnet hat, ihn an seiner Seite zu inthronisieren. — Gewiß ist Eifersucht auch ein Motiv und nicht zuletzt die Sorge um Einfluß und Macht. So wacht HERA eifersüchtig über ihren Status als Göttergattin und Göttermutter. Würde der Gefährte anstelle der Königin tatsächlich inthronisiert, so wäre damit das Weibliche ultimativ zurückgedrängt, daher erscheint die Göttin im Furor ...

Das wäre allerdings ein Skandal. Neben dem König würde nur ein weiterer Mann auf dem Thron sitzen, genau dort, wo eigentlich die Gemahlin als Königin ihren Platz finden müßte. — Diese machtpolitische Deutung verblaßt jedoch angesichts der darunter verborgenen Tiefenpsychologie: Alle einschlägigen Mythen folgen dem Muster der *Heldenreise*. Ein Held, der anfangs nichts davon ahnt, wird aufbrechen müssen, um allmählich zu sich zu kommen und ›ganz‹ zu werden.

Vor dem Hintergrund des Metaplots einer *Heldenreise*, die in psychologischer Hinsicht als Roman aller Entwicklungsromane erscheint, läßt sich die Inthronisierung des Männlichen anstelle des Weiblichen auch so deuten, daß eben das *Weibliche* ultimativ ausgeschlossen werden soll. — Das wäre die typische Hybris männlichen Heldentums, ernsthaft zu glauben, man könne im eigenen *Selbst* auf alles *Weibliche* verzichten, was übrigens auch umgekehrt gilt für weibliches Heldentum, wenn geglaubt wird, im eigenen Selbst auf alles *Männliche* verzichten zu können. So

kann die *Heldenreise* gar nicht weitergehen, sie wäre vorzeitig zuende und die dabei anzustrebende Ganzheit würde eben nicht erreicht, sondern ein für allemal verhindert.

Das Erfolgsrezept einer Heldenreise ist gelingende *individuelle Psychogenese*. Es gilt, die jeweils andere Seite der Psyche zu integrieren und neben dem *Animus* die nicht minder wesentliche *Anima* zu ›befreien‹ und nicht einfach nur wegzuschließen. — CARL GUSTAV JUNG zufolge handelt es sich immerhin um zwei der wichtigsten *Archetypen* im kollektiven Unbewußten: *Anima und Animus* lassen sich als *Personifikationen einer weiblichen Natur im Unbewußten des Mannes und einer männlichen Natur im Unbewußten der Frau* deuten, so daß einleuchten wird, warum beide Seiten präsent und auch repräsentiert sein müßten.¹

Die Charakterisierung der *Anima* durch CARL GUSTAV JUNG entspricht dem Psychogramm der ISTAR, so zeigt sich, wieviel Psychologie in den Götterfiguren steckt, was kaum verwunderlich ist, wenn wir die Projektionstheorie wirklich ernst nehmen:

*Die Anima ist eine bipolare Figur... und kann daher bald positiv, bald negativ erscheinen; bald alt, bald jung; bald Mutter, bald Mädchen; bald gütige Fee, bald Hexe; bald Heilige, bald Hure.*²

Eros als Dämon

Wie sich dem Mythenkomplex um den viel zu schönen NARZISS entnehmen läßt, tragen die Initiationskulte der Jäger durchaus homophile Züge. Wenn sich ein junger Mann mit einem erfahrenen Jäger über lange Zeit in die Wildnis begeben muß, um vom Jungen

¹Vgl.: Aniela Jaffé: Glossar zu: Erinnerungen, Träume, Gedanken von C. G. Jung. Aufgez. u. hrsg. von Aniela Jaffé. Zürich, Stuttgart 1962. S. 408f.

²Carl Gustav Jung: Gesammelte Werke. 18 Bände. 1958–1981. Bd. 9/1: Die Archetypen und das kollektive Unbewußte. 5. Aufl., Zürich 1983. S. 356.

zum Mann zu werden und NARZISS sich dem verweigert, dann geschieht das aus nachvollziehbaren Gründen.

Längst waren andere Zeiten, und die Initiation zum Jäger nach Altväter-Sitte konnte nicht mehr leisten, worauf es ankommen sollte: Bildung und nicht Ausbildung, Politik und nicht Jagdkenntnisse, allenfalls die der Menschenjagd und Menschenführung, Rhetorik und nicht schlagende Gewalt. Kaum verwunderlich also, daß allmählich Sophisten und Philosophen auftraten, die genau jene Bildung versprachen, auf die es ankommen würde.¹

Auslöser und Ursache der göttlichen Ungnade war angeblich ein verschmähter Liebhaber, wie wir bei OVID erfahren. Tatsächlich ging es jedoch nicht lediglich um eine private Liebesangelegenheit, sondern darum, daß sich NARZISS den Gepflogenheiten einer sehr alten Institution verweigert haben muß. Er hat nicht wie etwa die von SOKRATES umworbenen Jünglinge das obligatorische Wohlverhalten gegenüber dem Mentor an den Tag gelegt.

Angeblich hat sich einer dieser verschmähten Liebhaber im Affekt vor dem Haus des NARZISS demonstrativ das Leben genommen. Vielleicht war es ein Mentor, der sich seiner hatte annehmen wollen, wohl nicht ohne die Erwartung einer Liebedienerei, die womöglich zu viel des Guten gewesen sein könnte.

In der griechischen Antike war *Päderastie* eine Institution, nicht allein aus Gründen der *Erotik*. Das Männerbündnerische hat immer etwas Urtümliches: gemeinsame Abenteuer, Mutproben, Jagd, Wagnisse und kriegerischen Auseinandersetzungen. — Folgt man den Ausführungen über Liebe, Leidenschaft und Kampfesmut im *Symposion* bei PLATON, so läßt sich erahnen, warum die Männerliebe tatsächlich Mut mit sich bringt: Gerade die von den Gegnern so gefürchtete *Phalanx* der Griechen erfordert

¹Siehe hierzu: Heinz-Ulrich Nennen: Das erschöpfte Selbst. Erläuterungen zur Psychogenese; (ZEITGEISTER 5), Hamburg 2019.

einen hohen Grad an Disziplin, die umso größer wird, wenn Geliebte Seit an Seit kämpfen, das jedenfalls wird dort explizit als Begründung vorgebracht. — GERNOT BÖHME erläutert die einschlägigen Gepflogenheiten wie folgt:

Die Päderastie in Athen entstammt, wie in den anderen griechischen Gemeinwesen, der archaischen Kriegerkultur. (...) Ein Liebender ging mit dem Jüngling in der Zeit, in der er zum Mann wurde, für zwei Monate in die Berge und lebte dort mit ihm zusammen. Es handelt sich dabei um ein Initiationsritual. In Athen dagegen war die Knabenliebe eher eine Reminiszenz bzw. eine Nachahmung der Aristokratie Spartas und Kretas. Bei den vornehmen Volksschichten war sie eine ehrenvolle Sache, gewissermaßen schick, keineswegs aber war sie von der breiten Menge der Bevölkerung anerkannt. (...)

Charakteristisch für die ambivalente Stellung der Sitte ist das, was Pausanias in Platons Symposion feststellt: Auf seiten der Männer war es ehrenvoll und verdiente Beifall, sich auf die Knabenliebe einzulassen. Dem Liebenden wurden alle möglichen Freiheiten eingeräumt und Ungeheimheiten zugestanden, gleich einem vom heiligen Wahnsinn Befallenen. Auf der anderen Seite versuchte man, die Knaben d. h. also die eigenen Söhne, aus dem Spiel herauszuhalten. Man bestellte ihnen eigens Knabenführer (Pädagogen), die sie auf ihren Wegen in die Öffentlichkeit begleiteten und sie nach Möglichkeit keinen Moment aus den Augen ließen. Auch die Knaben untereinander ermunterten sich keineswegs, sondern sahen denjenigen, der sich auf eine Liebesaffäre einließ, eher scheel an. Die Konsequenz aus dieser zweideutigen Stellung der Knabenliebe und eine Folge der Widrigkeiten, die sie zu überwinden hatte, war, daß sie eine Tendenz zur Sublimierung hatte und sich leicht zur amour de passion steigerte.¹

¹Gernot Böhme: Der Typ Sokrates. 3. erw. Aufl., Frankfurt 2002. S. 61f.

Wir sollten uns also von der Inszenierung der Story bei OVID nicht allzusehr einnehmen lassen. Das, worum es diesem Mythos tatsächlich geht, ist von tieferer Bedeutung. Es geht um einen Traditionsbruch: NARZISS verweigert sich den überkommenen Sitten, und dabei ist es von größtem Interesse, nachvollziehen zu können, warum. Die landläufige Deutung vom Sohn einer Flußgöttin, der sich ins eigene Spiegelbild verliebt und darauf ertrinkt, ist viel zu seicht, geradezu kindlich naiv, um glaubhaft zu sein.

Viel wurde über die mutmaßliche *Homosexualität* zwischen GILGAMESCH und ENKIDU spekuliert, ebenso wie über deren vermeintliche *Frauenfeindlichkeit*. Allerdings ändern sich im Zuge der Zivilisierung die Verhältnisse und die Rollen der Geschlechter ganz beträchtlich: Frauen kommen entweder als Mütter, Musen, Gespielinnen oder Göttinnen in Frage, selten jedoch auf Augenhöhe. — Im Prinzip ist die Separierung der Geschlechter, wie sie seit Urzeiten vorherrschte, einfach weiter fortgesetzt worden. Nur war der Ort der ›ehrbaren Frau‹ nunmehr die Privatheit der Häuser, der öffentliche Raum dagegen war Männersache. Im nachhinein ganze Epochen zu verurteilen, um dabei generell grassierende *Misogynie* zu attestieren, ist leichtfertig und voreilig. Es entspricht allerdings dem gegenwärtigen *Zeitgeist*, der fast schon wieder Anstalten zum Bildersturm macht. — Was erwarten wir denn? Daß eine Frau zur Partnerin *ihrer* Mannes wird? Das war sie nicht einmal bis in die 50er Jahre des letzten Jahrhunderts. Welches Beziehungsmodell wollen wir denn als universell unterstellen? Tatsächlich ist das Verhältnis der Geschlechter wandelbar und eigentlich auch verhandelbar.

Auch das Bild der Frau ändert sich. Wo die frühen sumerischen Texte und damit die Institutionen zeigen, daß die Göttinnen und somit die Frauen eine wichtige Rolle spielen, geraten diese in den Texten der altbabylonischen

Zeit in den Hintergrund oder treten nur mehr stereotyp als Mutter, Hure oder Göttin auf. Die politischen Entwicklungen hatten auch das Geschlechterverhältnis verändert (vergleichbar dann später mit Griechenland): es ist nun eine Welt von Männern. Dementsprechend deutet sich zwischen den Zeilen nun nicht nur eine homoerotische Komponente zwischen Gilgamesh und Enkidu an, sondern auch, wie problematisch das Verhältnis weiblicher Sexualität geworden ist — es hat einen misogynen Aspekt, daß Ishtar ihre zentrale Stelle im Epos erhält.¹

Gerade die so schwer enttäuschenden Ideale der *Romantischen Liebe* lassen etwas anderes vermuten, denn sie spielen mit diesem Atavismus, daß SIE gar nicht weiblich und ER gar nicht männlich genug sein kann. — Die Crux und das eigentliche Gift dieser naiven Illusionen liegen darin, unter Berufung auf *Romantische Liebesideale* allen Ernstes zu erwarten, zwei Menschen müßten füreinander geschaffen sein. Dementsprechend würde alles wie von selbst vonstatten gehen: Verstehen ohne Worte, Denken ohne Gedanken, einfach weil die Sterne gut gestanden haben müssen, wenn und weil doch beide füreinander geschaffen worden sein sollen.

Solche Romantisierung ist alles andere als hilfreich. Es entsteht die trügerische Erwartung, bei wirklich wahrer Liebe müsse man nicht einmal miteinander reden und über sich selbst disponieren können, um zu verstehen. Die *Romantisierung der Gefühle* ist daher eine große Gefahr für jedes Liebesglück, weil es im Zweifelsfall eben doch darauf ankommt, einander möglichst tief, vor allem doch auch mit Worten, Gesten und in Dialogen zu verstehen.

Aber im Namen ›der‹ Romantik wird insinuiert, entscheidend sei ein einziger Blick tief in die Augen, selbstverständlich ohne Worte. Bei wirklich ›wahrer Liebe‹ sei nämlich das totale Verstehen von

¹Raul Schrott: Gilgamesh: Epos. A. a. O. S. 15.

Natur aus ›gegeben‹. — Weltfremder könnten Liebeswünsche und Liebesphantasien nicht sein und auch nicht bornierter. Die Regel bestätigt sich selbst: Wo nämlich die Verständigung ohne Worte nicht wirklich funktioniert, dort ist man einfach nicht füreinander geschaffen, so das Prinzip, das immer wahr und niemals falsch sei kann. Das läßt allerdings an Rückgabegarantien aus der Warenwelt denken.

Diese banale Weise der Romantisierung entspricht dem Konsum in unserer Wegwerfgesellschaft, die mit Liebes-Beziehungen nicht anders verfährt. ›Romantik‹ ist eine Frage ihrer Inszenierung. — Auf den Konsum der Romantik kommt es an, Hauptsache, die Kulisse, die Konstellation, die Inszenierung stimmt: der einsame Strand, das kleine französische Restaurant ...¹

Der urplötzliche Auftritt der Göttin geschieht allerdings weniger aus romantischen, sondern vielmehr aus machtpolitischen und vor allem psychologischen Gründe: Die beiden Helden sind in der Tat ›Partner‹, eigentlich sogar Lebensgefährten. Sie verstehen einander so sehr, so daß sie auch große Ängste gemeinsam bewältigen, wie sie mal den einen und dann auch den anderen befallen. Beide begeben sich gemeinsam auf *Heldenreise*, was dem (romantischen) Ideal zufolge eigentlich eher einer heterosexuellen Liebe vorbehalten sein soll.

Frauen spielen zunächst kaum eine Rolle in diesem Epos: Von GILGAMESCH werden gar keine Amouren berichtet. Und die in ENKIDU so verliebte Tempelpriesterin SHAMHAT verführt ihn zwar und geleitet ihn in die Zivilisation, findet aber keine weitere

¹Siehe hierzu: EVA ILLOUZ: Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus. Frankfurt am Main, New York 2003. — Dies.: Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung. Berlin 2011. — Dies.: Die neue Liebesordnung. Frauen, Männer und »Shades of Grey«. Berlin 2013. — Dies.: Wa(h)re Gefühle. Authentizität im Konsumkapitalismus. Berlin 2017.

Erwähnung. — Ungebrochen beherrscht noch jener urtümliche Männerbund die Szene, der erst im Mythos von NARZISS keine Gefolgschaft mehr findet.

Gemeinsam betreten sie in vielerlei Hinsicht absolutes Neuland. Sie beraten und beeinflussen einander, weil sie auch kontrovers miteinander reden, vor allem über das, was sie jeweils nicht verstehen. — Derweil wird die Kritik an den Göttern durch ENKIDU immer ausgeprägter, was auch das eigentliche Motiv sein dürfte, ihn sterben zu lassen, noch bevor er als Oberpriester womöglich alsbald schon ganz andere Götter etablieren würde. Aber eigentlich macht er den Kardinalfehler, die Probleme der Zukunft mit den Mitteln der Vergangenheit angehen zu wollen: Er hat kein Konzept.

Hier geschieht das, worauf es ankommt im *Prozeß der Zivilisation*: Herrscher und Priester tun sich zusammen und legitimieren sich wechselseitig. In dieser Allianz wird GILGAMESCH vom Tyrannen zum König und ENKIDU sollte vom Schamanen zum Priester werden. Beide können die *Heldenreise* tatsächlich nur gemeinsam bestehen und werden so mächtig, weil der Nexus zwischen Politik und Religion, Macht und Glaube, Herrscher- und Priesterschaft sozialpsychologisch von so ungeheurer Bedeutung ist. Sie werden im Zuge ihrer *Heldenreise* fast unbesiegbar und wachsen, ein jeder für sich, weit über sich hinaus.¹

¹Joseph Campbell: Der Heros in tausend Gestalten. Übers. v. Karl Koehne; Frankfurt am Main 1978. — Ders.: Die Kraft der Mythen. Bilder der Seele im Leben des Menschen; Zürich u. a. 1994. — Ders.: Die Masken Gottes. 4 Bände; München 1996. — Ders.: Mythen der Menschheit. München 1993. — Mircea Eliade: Das Heilige und das Profane. Vom Wesen des Religiösen; Köln 2008. — Joachim Hammann: Die Heldenreise im Film. Drehbücher, aus denen die Filme gemacht werden, die wirklich berühren; Frankfurt am Main 2007. — Vladimir Propp: Morphologie des Märchens. [1928]. Hrsg. von Karl Eimermacher; München 1972. — Christopher Vogler: Die Odyssee des Drehbuchschreibers. 2., akt. u. erw. Aufl.; Frankfurt am Main 1998.

Den üblichen Dichotomien zufolge sind *Gefühl* und *Natur* die Ägide ›der‹ Frau, während sich ›der‹ Mann auf *Denken* und *Geist* versteht. Allerdings sind derartige Differenzierungen zwischen dem *Weiblichen* und dem *Männlichen* kulturbedingt. — Stereotype, selbst wenn sie so empfunden werden, sind keineswegs natürlich, sondern kulturell, einfach weil ›der‹ Mensch immer weniger geprägt wird durch die *Natur*. Es ist vielmehr eine Frage der *Kultur*, wie Menschen über das Menschsein und nicht zuletzt auch über das Mann- oder Frausein befinden. So entstehen *Konventionen*, und diese sind alles andere als belanglos, denn dahinter verbergen sich Privilegien, Rechte, Ansprüche ... Wenn GILGAMESCH also verkündet, er wolle den Freund an seiner Seite inthronisieren, dann verstößt er damit offenbar gegen basale Konventionen: Der König muß eine Königin an seiner Seite haben und ganz gewiß nicht einen Mann, das wäre ein Sakrileg. *Anima* und *Animus* müssen einander ergänzen, um zur Ganzheit zu werden. Alles andere wäre Hybris. — Genau das dürfte den furiosen Auftritt provoziert haben, denn IŠTAR erscheint justament in diesem Moment, um die Rechte der Weiblichkeit einzufordern:

*Aber noch bevor er den satz beendet hatte kam Ishtar
herab von ihrem himmel wie der morgenstern
sie war gekleidet wie für die Heilige Hochzeit
in königliche kleider gehüllt leuchtender karneol
um ihren hals · sie kam um ihr recht einzufordern
und sie kam ganz als frau die wimpern gesenkt —
dann aber schlug sie die lider auf und blickte
begehrlich zu ihm die lippen leicht geöffnet:*

Ishtar

*Komm Gilgamesch du sollst mein liebhaber sein!
werd mein geliebter heut nacht schenk mir
all deine lust dann mache ich dich zum mann*

*geb dir das jawort und werd dir königin sein!
 Einen streitwagen lasse ich dir anschirren
 wie ihn noch kein könig hatte ... (...)
 Wir werden in ihm zu unserem palast fahren (...)
 Und deine herrschaft wird eine fruchtbare sein (...)
 ... und mit meinem gespann
 vor deinem wagen gewinnst du spielend jedes rennen!*

Gilgamesh

*Die Zügel immer fest in deiner hand — nachdem du erst
 einmal um die meine angehalten hast? glaubst du denn
 wirklich ich würde mich aushalten lassen von dir?
 Es ertragen können könig von deinen gnaden zu sein?
 was für ein mann wär ich dann wohl...
 Als frau läßt du dich nehmen ja — ›göttin‹ Ishtar:
 wenn ich dich aber zu meiner frau nehme —
 wärest du dann auch meine ›frau‹? (...)*

*Nichts anderes bist du
 als die fleischgewordene treulosigkeit — und sollst
 denn auch verflucht sein für deine hinterlistigen launen
 du drängst dich mir auf und hältst das für verführerisch?
 (...)*

*Welchen deiner liebhaber hast du denn wirklich geliebt?
 kam auch nur ein einziger von ihnen in das paradies
 das du mir jetzt versprichst? Meinst du ich weiß nicht
 wies ihnen mit dir erging? Muß ichs erzählen?¹*

Was dann kommt, ist gänzlich unerwartet. Eine fulminante Kritik an IŠTAR wird vorgebracht, wie sie vernichtender kaum sein kann. Es wird ihr vorgeworfen, was sie als Allegorie der *Zivilisation* als solche verkörpert und mit sich bringt. Sie verführt alle und verspricht alles, hält sich aber an nichts: Alles wird im Zuge der

¹Raoul Schrott: Gilgamesh: Epos. A. a. O. S. 99ff.

Zivilisierung gezähmt, domestiziert, klein gemacht und um die eigene, ursprünglich freie und ungezähmte Natur gebracht. Und alles das wird hier gegen die Göttin vorgebracht:

*Den löwen hast du geliebt seine kraft im sprung
und ihm dafür sieben gruben gegraben
Das pferd hast du geliebt seine heißblütigkeit
in der schlacht und es dafür zu peitsche sporen
und zügel verdammt zu siebzig meilen langen ritten
nur damit es dann das schlammige wasser trinken darf
das es mit eignen hufen aufrührt im fluß
Den eichelhäher hast du geliebt sein blaues gefieder
und ihn dafür gefesselt die flügel ihm gekappt...*

*Ishullanu hast du geliebt den gärtner deines vaters
der dir körbe voller datteln brachte und jeden tag
für dich den tisch deckte bis du plötzlich auf ihn
ein auge warfst · auch an dich hat sie sich rangemacht
mit irgendeinem zweideutigen spruch nicht wahr? (...)*

*Auch um Dumuzi den geliebten deiner jugend klagen wir
jahr um jahr an diesem tag der Heilige Hochzeit heißt
Du hast dir eingebildet — wars nicht so? — du müßtest
sogar die unterwelt noch mit deiner gegenwart beglücken
um dort — so unglaublich es scheint — nach männern
zu suchen ... (...)*

*Was aber war frucht dieser hochzeit? seither gibt es die dürre
des sommers und den frost des winters: brache jahreszeiten!¹*

Nicht nur die Nutzung und Zähmung vormals wilder Natur, auch die ökologischen, sozialen, psychologischen und transzendenten Folgen der Zähmung und Züchtung werden ganz offen bereits beklagt. Die ›Geliebten‹ der Göttin sind eben die Opfer der Zivilisierung.

¹Ebd. S. 101f.

Es kommt zur Nutzbarmachung von allem und jedem. Nichts ist mehr um seiner selbst willen da, sondern immer nur Mittel zum Zweck, wobei der Zweck oft die Mittel heiligt. — Was der Göttin hier zum Vorwurf gemacht wird, das ist der Lauf der Dinge im *Prozeß der Zivilisation*, und dabei ist die *Entseelung der Natur* von ganz entscheidender Bedeutung.

Im *Gilgamesch-Epos* wird durchgespielt, was auch der Mythos von PROMETHEUS viel später erneut systematisch thematisiert. Es sind Versuche, eine Antwort auf die Frage zu geben, wie es eigentlich zur *Zivilisation* gekommen ist. Dabei steht ständig vor Augen, wie prekär zivilisierte Welten tatsächlich sind.

Zivilisation als Entzauberung

Zivilisationsmenschen begreifen sich nicht mehr als Teil der Natur, denn sie leben in künstlichen Paradiesen. Es geht ihnen fast alles ab, was dazu gehört, *empathisch* zu sein. Sie verstehen nichts mehr von dem, was zuvor noch die Welt ausgemacht hat.

Es waren Wirkwelten aller erdenklicher Geister: Jeder Baum, jeder Berg, jeder Fluß, jede Quelle, Tiere sowieso, alles hatte *Seele*, die Welt war durchseelt. Manches davon war *heilig* und schien unverfügbar zu sein, weil eben ein bestimmter Geist dort wohnte.

ENKIDU verkörpert diese abgespaltene Seite, aber auf Beschluß der Götter wird er sterben müssen. Der Freund begleitet ihn beim Sterben, will ihn nicht gehen lassen, kann ihn aber nicht halten. Der Wilde stirbt ganz so, wie später der große PAN sterben wird. Es braucht ihn nicht mehr, wo doch der Wildnis das Wilde allenthalben genommen worden ist.

Die Angst vor dem, was auf den *Tod* folgt, manifeste Sorgen um das eigene Nachleben, um *Ruhm und Ehre* nach dem eigenen Tod verdüstern fortan das Gemüt des vormals so strahlenden

Helden. Unter Zivilisationsbedingungen wird die Sterblichkeit in ganz anderer Schärfe bewußt. — Zwar haben Menschen schon immer gewußt, daß der Tod eine Schwelle darstellt, aber die Vorstellungen darüber waren Jahrtausende zuvor weit weniger beunruhigend: Solange *Leben und Tod* wie zwei Seiten derselben Medaille erscheinen, ist die große Unruhe noch nicht in der Welt, in den Gedanken, Gefühlen und Sorgen um das eigene Seelenheil.

Am *Tod* scheiden sich die Geister. Nicht nur in der Lebensweise, sondern auch im Selbstverständnis und vor allem im Seelenleben beherrschen gravierende Unterschiede die Szene: *Zivilisierte* haben ein vollkommen anderes Verhältnis zum Tod als *Jäger, Sammler* oder auch *Hirten*. — Für *Zivilisierte* ist der Tod einfach skandalös. Das dürfte damit zusammenhängen, daß die Vorstellung vom ewigen Weiterleben nach dem Tode in derselben Art und Weise, wie zuvor bereits gelebt worden ist, nur dem ›*Naturmenschen*‹ geradezu selbstverständlich erscheint.

Der *Städter* tut sich damit jedoch sehr viel schwerer, denn *Zivilisierte* stehen nicht mehr mit den eigenen *Ahnen* im Einvernehmen. Der Tod und die Toten sind ganz bewußt aus den Städten verbannt worden, weil die Ahnen stets viel zu konservativ eingestellt sind. — Eine Gesellschaft, die nicht auf Dauer aus ist, sondern auf ständige Veränderung, kann Widerspruch gegen Veränderung nicht brauchen. Zudem hat gerade der *Städter* die Künstlichkeit seiner Stadt und seiner ganzen Lebensweise ständig vor Augen. Daher fällt es schwer, sich so etwas wie ein ewiges Leben unter denselben Bedingungen überhaupt vorzustellen, obwohl ja nun die Vorstellungen vom Himmelreich, vom Paradies und auch von der Hölle dem Urbanen entlehnt sind.

Es kann einem Zivilisationsmenschen nicht verborgen bleiben, wie unwahrscheinlich *Zivilisation* eigentlich ist. Kulturlandschaften, Städte und Staaten sind von Menschen gemacht und müssen

ständig mit großem Aufwand aufrechterhalten werden. — Ganz anders die wilde *Natur*, sie ist einfach wie selbstverständlich da und erscheint darin nicht nur verlässlich, sondern fast schon unabänderlich.

Urbane Räume unterliegen dagegen immer Wandlungsprozessen, permanent müssen sie wieder stabilisiert und künstlich am Leben erhalten werden. — Nicht von ungefähr ist PROMETHEUS als Gott der Zivilisation ein Pfuscher, der ständig nachbessern muß und dabei auch vor üblen Tricks wie Opferbetrug und Feuerdiebstahl keineswegs zurückschreckt. Und auch er kappt das zuvor einvernehmliche Vertrauensverhältnis zu den Göttern, wenn er seinem Bruder EPIMETHEUS anrät, nur kein Geschenk von den Göttern entgegenzunehmen.

Das Besondere an urbanen Räumen ist ihre Enthobenheit. Es sind naturferne Räume, in denen das Natürliche künstlich ist. Vor allem sind es säkulare Räume, in denen keine Geister mehr sein dürfen: Die *Götter* werden in Tempeln eingesperrt, aus denen sie nur an Festtagen herausdürfen. *Seele* hat fortan nur noch das, dem eigens zuerkannt worden ist, beseelt zu sein. — Das ist dann auch das Betriebsgeheimnis jeder Zivilisation: Sie entseelt zunächst systematisch jede Natur, ja sogar Tiere und Menschen, um dann ganz exklusiv einigen wenigen Entitäten so etwas wie Seele, Gefühl, Würde, Geist und Person zuzugestehen.

»Wenn die Ethnologen kommen«, so lautet ein haitianisches Sprichwort, »dann verlassen die Geister die Insel«.¹

Aber nicht erst Ethnologen als Vorhut der Zivilisation, sondern bereits Stadt-, Land- und Verkehrswegebau sorgen dafür, daß an die Stelle einer zuvor animistisch durchseelten Natur immer

¹Hans Peter Duerr (Hrsg.): Traumzeit. Über die Grenzen zwischen Zivilisation und Wildnis. Frankfurt am Main 1978. S. 54.

mehr Kulturlandschaft tritt, die später dann nur noch als ›reine‹, eben tote Materie wahrgenommen wird. — *Entzauberung* ist das Prinzip der Zivilisation. Die letzten Geister werden vertrieben, wenn Landvermesser als Vorhut der Eisenbahn kommen, wenn Ingenieure verwunschene Täler überbrücken und erste Schienen durch verzauberte Landschaften schlagen. Wer dort später hindurchfährt, wird nichts mehr spüren von den vormaligen Anmutungen, denn alles ist seelenlos geworden.

Selbstverständlich bedient sich bereits ARISTOTELES dieser zivilisatorischen Differenzierung, daß die *Seele* etwas Exklusives sei. Daß aber die ganze Welt zuvor durch und durch beseelt erschien, darüber schweigen die meisten Denker, denn auch die *Philosophie* kommt erst mit der Zivilisation in die Welt. Daher kann sie in der Regel auch nicht bis in die Tiefen schamanistischer Wahrnehmungen vordringen, obwohl sie eigentlich gerade dort manche der ganz entscheidenden Urgründe finden könnte. Aber die allgemeine Rationalisierung steht in radikalem Widerspruch zur alten Welterfahrung. Im Zuge der Zivilisierung wird auch der menschliche Geist säkularisiert, also werden möglichst alle Geister gerade auch aus der *Psyche* ausgetrieben: Was nicht sein darf, das nicht sein kann!

Zivilisierung ist Exorzismus, nicht nur in den Städten, sondern vor allem auch in der Psyche. Diese Form einer nur vermeintlichen ›Aufklärung‹ setzt früh ein, wenn Oberpriester im Nexus von Religion und Staat die gewaltigsten aller Emotionen aus *Glaube, Liebe und Hoffnung* auf die Mühlen ihrer Tempelanlagen leiten. Daher ist die Weltanschauung von Zivilisten so radikal anders als die der vormaligen Welterfahrung: *Seele* ist fortan nicht mehr überall in den Dingen, Sachen, Tieren und Menschen. — *Gefühl, Emotion, Bewußtsein, Seele, Vernunft* und *Geist* müssen vielmehr eigens zuerkannt worden sein, erst dann wird überhaupt Rücksicht genommen. Alles andere erscheint nur noch als empfindungs-

und geistlose Materie, nicht nur bei Pflanzen oder Landschaften, sondern auch bei Tieren und sogar Menschen.

Und so ist dann der *Sklave* in den Augen von ARISTOTELES nichts weiter als ein *beseelten Werkzeug*, nur weil er sich selbst nicht gehört:

Denn wo Herrscher und Beherrschte nichts gemein haben, da gibt es auch kein Gefühl persönlicher Zusammengehörigkeit, und auch kein Rechtsverhältnis, sondern nur ein Verhältnis wie das zwischen dem Arbeiter und seinem Werkzeug, zwischen der Seele und ihrem Leibe, zwischen dem Herrn und seinem Sklaven. Alle diese Dinge sind Gegenstände der Fürsorge für den der sie braucht; aber zu dem Unbeseelten gibt es so wenig ein Verhältnis der Zuneigung wie ein Verhältnis des Rechtes, und so auch nicht zu einem Pferde oder einem Rinde, und ebensowenig zu einem Sklaven, sofern er ein Sklave ist; denn auch da gibt es keine Gemeinschaft. Der Sklave ist ein beseeltes Werkzeug, wie das Werkzeug ein unbeseelter Sklave ist. Zum Sklaven als Sklaven gibt es also kein Band der Zuneigung, aber wohl zu ihm als Menschen. Denn jeder Mensch, darf man sagen, steht im Rechtsverhältnis zu jedem, der in einer Gemeinschaft des Gesetzes und des Vertrages zu stehen die Fähigkeit hat; somit ist auch die Möglichkeit eines Bandes persönlicher Zuneigung gegeben, sofern der Sklave ein Mensch ist.¹

Nach dem Tod des so tief verbundenen Freundes ist der Gott-König schwer angeschlagen. GILGAMESCH gibt nichts mehr auf seine Königswürde, läßt alles hinter sich und geht anfangs wie ein Wahnsinniger auf Reisen, auf den Weg seiner *Selbstfindung*. Erneut begibt er sich auf seine zuvor unterbrochene *Heldenreise*,

¹ Aristoteles: Nikomachische Ethik. Ins Deutsche übertr. von A. Lasson; Jena 1909. S. 185f.

von sich weg zu sich hin. Dabei wird die klassische *Heldenreise* zum *Bildungsroman* und zwar schon in diesem ältesten der überlieferten Mythen.

Bei ausgesprochen vielen *Meistererzählungen* über die gewagten Abenteuer mythischer Heroen hat der amerikanische Mythologe JOSEF CAMPBELL wiederkehrende Muster nachgewiesen, die sich als Stationen auf dem Weg zur Selbstfindung auffassen lassen, von denen einige obligatorisch sind. — Auslöser der *Heldenfahrt* sind existentielle Herausforderungen in der äußeren Welt, tatsächlich geht es vor allem um ein gut gehütetes Geheimnis in der eigenen Innenwelt. Es gilt, einen abenteuerlichen Weg zu bewältigen, um dabei ganz allmählich zu wachsen und sich zu entwickeln, bis es schließlich möglich ist, höchst problematische Konfrontationen zu bestehen, um ein Trauma zu bewältigen, das bisher eigentlich allem im Wege stand.

Hinter jeder mustergültigen *Heldenreise* steht das dramatische Geschehen einer *Initiation*: Das Mädchen, der Knabe, also der vormalige Mensch — bislang nolens volens *so* und nicht anders — wird sich radikal verändern, selbst überwinden und schließlich ›sterben‹ müssen. Und der Protagonist oder die Protagonistin wird am Ende dieser fundamentalen Lebenskrise schlußendlich als Frau oder Mann ›wiedergeboren‹.

Auf dem Weg der Selbstbegegnung werden bisher unterdrückte, verborgen gebliebene und daher ungeahnte Potentiale sukzessive entfaltet. Mit zunehmender Selbsterfahrung beim Bewältigen vieler einzelner Krisen kommt immer mehr Selbstvertrauen auf. Schließlich kulminiert der ganze Prozeß; es kommt mehrfach zu heiklen Akten der Selbstüberwindung. Der Weg führt nicht nur bis an die Grenzen, sondern darüber hinaus. — Entscheidend ist zum einen *wahre Verzweiflung* und zum anderen *wahre Liebe*, beides motiviert zur Selbstaufgabe und weit darüber hinaus. Daraufhin kommt es zur unverhofften Errettung längst verloren geglaubter

romantischer Ideale: Gerade die wiederholte Selbstüberwindung aus Gründen der Liebe spielt nämlich bei alledem die heimliche Hauptrolle.¹

Das Theoriekonzept der *Heldenreise* ist ein Geniestreich, weil wir damit in die Lage versetzt werden, uns selbst beim Zuhören, Miterleben und Nachempfinden über die Schultern zu schauen: Was macht eine ›gute‹ Story aus? — Wenn sich die Rezipienten darin spiegeln, wenn Leser und Zuschauer sich angesprochen, ja sogar gemeint fühlen, weil sie sich selbst wiedererkennen, das macht eine *Meistererzählung* aus. Nicht von ungefähr erleben wir am Anfang einen eher durchschnittlichen Menschen in einer Alltagswelt, die vielleicht schon erste Risse bekommt. Aber dieser Noch–Nicht–Held denkt nicht einmal im Traume daran, bald schon auf eine abenteuerliche Reise zu gehen ...

Wo Erzählungen viele Leser und Zuschauer fesseln, tief berühren oder ihnen vielleicht sogar aus der Seele sprechen, dort steht oft ein Emplotment im Hintergrund, das mehr oder minder bewußt Anleihen macht beim Meta–Konzept einer *Heldenfahrt*. — Da es bei den Mythen um *Orientierungswissen* geht, stehen universelle Erfahrungsmuster im Hintergrund, und diese universellen Strukturen hat JOSEPH CAMPBELL anhand von Meistererzählungen aus der ganzen Welt allmählich systematisiert. Leiten ließ er

¹Das ist es, was EVA ILLOUZ in ihren bemerkenswerten Analysen zur eigentlich durchaus berechtigten Dekonstruktion romantischer Liebesideale schlußendlich nicht in den Blick bekommt: Tatsächlich wird dem Helden und auch der Heldin abverlangt, nicht davor zurückzuschrecken, in der Wahl zwischen Liebe und Risiko tatsächlich die Liebe zu wählen, was eigentlich Selbstaufgabe bedeutet. Erst dieses Arrangement führt dann auch zu den gewaltigen Wagnissen, aber die Helden und Heldinnen dieser Meistererzählungen schrecken auch vor der ultimativen Selbstüberwindung nicht zurück. Sie gehen wirklich bis ans Äußerste. Genau das aber entspricht der romantischen Utopie, daß man einander zuwachsen kann, als wäre es ein organischer Wachstumsprozeß.

sich dabei durch die Tiefenpsychologie von CARL GUSTAV JUNG, durch fernöstliche Schriften, die der Indologe HEINRICH ZIMMER übersetzt und kommentiert hat, durch die Experimentalphilosophie eines FRIEDRICH NIETZSCHE und durch das Konzept von Wille und Verzweigung bei ARTHUR SCHOPENHAUER.¹

Diese Theorie der Mythen wurde in den 50er Jahren des letzten Jahrhunderts publik gemacht, fand zunächst aber kaum Anklang. Erst nach einer Reihe von Fernseh-Interviews, die nicht von ungefähr auf der *Skywalker Ranch* von GEORGE LUCAS, dem Regisseur von *Star Wars* stattfanden, wurden die Gedanken von JOSEPH CAMPBELL auch einem breiten Publikum bekannt.

Allerdings waren längst Filmschaffende auf dieses Metakonzept aufmerksam geworden, und allmählich wurde bei Drehbüchern das Emplotment im Sinne einer *Heldenfahrt* in den Filmstudios von Hollywood zu einem Erfolgsrezept. — Seither lassen sich Autoren, Drehbuchschreiber, Filmemacher, Songschreiber und nicht zuletzt auch Therapeuten von der hintergründigen Dramaturgie dieser einzelnen, geradezu mustergültigen Wegstationen einer jeden *Heldenreise* inspirieren, ja sogar leiten.

So lassen sich entscheidende Einblicke in die tiefenpsychologischen Hintergründe einer jeden individuellen *Psychogenese* eröffnen, denn *Archetypen*, *Mythen* und *Märchen* zeigen auch interkulturell gewisse Gemeinsamkeiten, die sich dann als Stationen auf einer *Heldenreise* im Sinne der Struktur aller *Meistererzählungen* thematisieren lassen. Dieser Ansatz erlaubt es der *Philosophischen Psychologie*, die in jedem Leben immer wieder neu aufkommenden Fragen nach der persönlichen *Identität* und dem eigentlichen *Selbst* im Kontext von kulturübergreifendem Hintergrundwissen

¹Siehe hierzu: Joseph Campbell: *The hero with a thousand faces*. 3. Aufl., Novato 2008; erstmals erschienen: New York, 1949. — Ders.: *Der Heros in tausend Gestalten*. Frankfurt am Main 2011.

in Szene zu setzen. — Das Ziel aller dieser Erzählungen ist die *Orientierung zur Selbstorientierung*, und dazu lassen sich vor dem Hintergrund dieser Allegorien sehr hilfreiche Anhaltspunkte finden, um dichte Beschreibung und tiefes Verstehen möglich zu machen.

Mythen dienen selbst bereits der Aufklärung, das haben MAX HORKHEIMER und THEODOR W. ADORNO mit ihrer *Dialektik der Aufklärung* hinlänglich bewiesen:

Seit je hat Aufklärung im umfassendsten Sinn fortschreitenden Denkens das Ziel verfolgt, von den Menschen die Furcht zu nehmen und sie als Herren einzusetzen. Aber die vollends aufgeklärte Erde strahlt im Zeichen triumphalen Unheils. Das Programm der Aufklärung war die Entzauberung der Welt. Sie wollte die Mythen aufösen und Einbildung durch Wissen stürzen.¹

Der Aufklärung wird zum Schein, was in Zahlen, zuletzt in der Eins, nicht aufgeht; der moderne Positivismus verweist es in die Dichtung. Einheit bleibt die Losung von Parmenides bis auf Russell. Beharrt wird auf der Zerstörung von Göttern und Qualitäten.

Aber die Mythen, die der Aufklärung zum Opfer fallen, waren selbst schon deren eigenes Produkt. In der wissenschaftlichen Kalkulation des Geschehens wird die Rechenschaft annulliert, die der Gedanke in den Mythen einmal vom Geschehen gegeben hatte. Der Mythos wollte berichten, nennen, den Ursprung sagen: damit aber darstellen, festhalten, erklären. Mit der Aufzeichnung und Sammlung der Mythen hat sich das verstärkt. Sie wurden früh aus dem Bericht zur Lehre. Jedes Ritual schließt eine Vorstellung des Geschehens wie des bestimmten Prozesses ein,

¹Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung*. Philosophische Fragmente. In: *Gesammelte Schriften*, Band 3, Frankfurt am Main 2003. S. 19.

der durch den Zauber beeinflusst werden soll. Dieses theoretische Element des Rituals hat sich in den frühesten Epen der Völker verselbständigt. Die Mythen, wie sie die Tragiker vorfanden, stehen schon im Zeichen jener Disziplin und Macht...

Der Mythos geht in die Aufklärung über und die Natur in bloße Objektivität. Die Menschen bezahlen die Vermehrung ihrer Macht mit der Entfremdung von dem, worüber sie die Macht ausüben. Die Aufklärung verhält sich zu den Dingen wie der Diktator zu den Menschen. Er kennt sie, insofern er sie manipulieren kann. Der Mann der Wissenschaft kennt die Dinge, insofern er sie machen kann.¹

Mythen sind dazu angetan, ein Netz von Bedeutung und Sinn über die Welt zu werfen. Dabei sind die wiederkehrenden strukturellen Momente selbst bereits ein Ausdruck von Rationalisierung. Dadurch wird ein Mythos zu dem, was wir daran schätzen, als Erzählung über eine Begebenheit, die sich *so* niemals ereignet hat, die aber dennoch immer wieder vorkommt. Diese Wiederkehr des Gleichen ist es dann auch, die zu jenen Gemeinsamkeiten führt und dabei Anlaß gibt, eine gemeinsame Meistererzählung hinter allen diesen Erzählungen zu vermuten.

Als Geschichte aller Geschichten erlaubt es dann die Erzähltheorie der *Heldenreise*, anhand vergleichbarer Muster, Konstellationen und Wegstationen nicht nur wesentliche Einblicke in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu nehmen, sondern darüber hinaus auch die persönlichen und individuellen Hintergründe in den Blick zu bekommen, mögen sie noch so schicksalhaft erscheinen.

Was bislang aus falsch verstandener Aufgeklärtheit geradezu krampfhaft ignoriert worden ist, läßt sich inzwischen sehr viel

¹Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente. In: Gesammelte Schriften, Band 3, Frankfurt am Main 2003. S. 23ff.

angemessener thematisieren, ohne dabei die Grenze zur Esoterik zu überschreiten. Dabei ist es durchaus möglich, dem Ganzen von Fall zu Fall auf die Spur zu kommen, um zu verstehen, was eigentlich gespielt wird. — Es kann in der Tat nämlich gar nicht angehen, alles, was als störend erscheint, einfach nur zu unterdrücken: *Ungeheuer*, mögen sie noch so widerwärtig erscheinen, haben eine Botschaft. Erst wenn sie die vermittelt haben und dabei verstanden worden sind, erst dann läßt sich auch der Weg durch die Unterwelt in der eigenen *Psyche* finden.

Auf diese Weise wird Selbsterfahrung möglich, das ist auch der eigentliche Kern der *Initiation*, wie sie im Abendland von den Kirchen, aber auch von manchen Parteien für sich beansprucht, besetzt und eigentlich neutralisiert worden ist. — Es wäre nur konsequent, den Geist alter Traditionen wieder neu zu erwecken. Erforderlich sind *Deutungsmuster*, in denen *Lebenserfahrung* sich kondensiert hat, die immer wichtiger wird, je schneller der gesellschaftliche Wandel bereits voranschreitet.

Wenn wir unser Vorverständnis für *Orientierungswissen* nur ein wenig erweitern, dann ergeben sich ungeheure, überaus mächtige Korrespondenzen zwischen den verschiedenen Texturen, in denen *Deutungsmuster* tradiert werden. Zwar ist jedes Leben immer wieder ein Neubeginn, und dennoch wiederholen sich Konstellationen, in denen Entscheidungen anstehen, die fatal sein können.

Es kommt also darauf an, dem eigenen Leben jenen Sinn zu geben, der paßt. Daher war und ist ›Kultur‹ seit Anbeginn der Menschheit immer wichtiger geworden, im Unterschied zu ›Natur‹. — Also wird die Welt mit einem Netz von Bedeutungen überzogen, die zwar unsichtbar sind, die man ›wissen‹ muß, die sich nicht messen, aber spüren lassen, wenn wir ihnen als Strukturen der Sinnggebung die Bedeutung geben wollen, in der sie dann ganz wesentlich werden können in der eigenen Orientierung.

In den Tiefen mythisch–magischer Orte wachen mächtige Geister über unermeßliche Schätze wertvollster *Lebenserfahrungen*, die sich bereitwillig rufen lassen, wenn wir nur unser Verständnis für Sinnsysteme öffnen. Es geht nicht um irgendeinen *Sinn*, sondern um den, der der meine ist. Es geht insofern stets um einen *Dialog* mit mir selbst vor dem Hintergrund erfahrungsgesättigter Motive. — Wo *Sinn* generiert wird, dürfen wir Strukturen erwarten, die sich übergreifend auch als *Textur* beschreiben lassen.

Dementsprechend ist unter *Text* nicht mehr nur das geschriebene, sondern auch das tradierte Wort zu verstehen, ja sogar Bilder, Allegorien und Ideale gehören dazu. Alles, was sich auf irgendeine Weise dazu eignet, mit Bedeutung ›beschrieben‹ zu werden, eignet sich als Medium für Sinn und ist insofern auch als Text oder zumindest als Textur zu verstehen.

Die kanonisierten Charaktere namhafter Götter in den Mythen, der Weg, den Märchenhelden zu gehen haben, und nicht zuletzt auch die Metaphern, alle diese Texturen bieten entscheidende Orientierungsfunktionen. — Alles ist *Text*, wenn Generationen zuvor irgendein Sinn damit verknüpft und einem Medium anvertraut worden ist. Insofern ist unsere Auffassung von ›Lesen und Schreiben‹ ein wenig zu eng. Auch schriftlose Völker hinterlegen Sinn, lesen in Sinnstrukturen und tradieren kulturelle Muster auf mitunter erstaunliche Art und Weise.

So wurde von den australischen ABORIGINES die Landschaft zur Textur gemacht, wie auch durch die NAZCA–KULTUR mit ihren Geoglyphen, riesigen Scharrbildern in der Wüste von Peru. In der ASTROLOGIE können Schicksalsfragen durch die Konstellationen von Planeten und Sternzeichen angesprochen werden, weil hier Charakterologie zuvor an den Sternenhimmel geschrieben wurde. Die Navigationskünste polynesischer Seevölker erscheinen uns so spektakulär, weil sie Wind, Wellen und Wetter ›lesen‹ wie Eskimos das Eis.

Mit der *Signaturenlehre* bei Heilpflanzen läßt sich die Heilwirkung morphologisch erschließen, weil die zugrundeliegende Erfahrungskunde zuvor einer jeden Pflanze eingeschrieben wurde, so daß sie von sich aus ›sagt‹, wozu sie phytotherapeutisch angetan ist. In der HOMÖOPATHIE geht es um das Dechiffrieren von Texturen, Signaturen und Symptomen, die eben zu *repetorisieren*, also wieder herauszulesen sind ... — Es geht stets um Vorauswissen nach dem Prinzip: Wenn ich das und das hier und jetzt tue, was würde geschehen und womit müßte ich dann rechnen?

Bei alledem handelt es sich um Rationalisierungen, hinter denen gesättigte Lebenserfahrung steckt, wie beim chinesischen Buch der Wandlungen, dem I GING, einem Orakel-Buch.¹ — Alles entscheidend ist der *hermeneutische Zirkel*: Anerkannte Momente und Motive der Schicksalhaftigkeit müssen ganze Generationen zuvor bereits einem Medium wie der Landschaft, den Sternen, Mythen, Symbolen oder Symptomen ›eingeschrieben‹ worden sein, so daß sich Sinn und Hintersinn später kunstgerecht wieder dechiffrieren und ›herauslesen‹ lassen.

GILGAMESCH kann den Tod des Freundes ENKIDU gar nicht verwinden. Er zweifelt am Leben, zweifelt an sich und kann einfach nicht mehr weiter leben wie bisher. Also sucht er nach jener legendären Pflanze, die angeblich ewiges Leben verleiht. — Aber im Unterschied zu NOAH, den er tatsächlich trifft, steht ihm nicht zu, ewig zu leben.² Also fügt er sich in sein Geschick, kehrt nach *Uruk* zurück und macht sich ans Werk, die Stadt weiter auszubauen. Erst auf diesem Weg wird er zu sich kommen, um zu jenem sagenumwobenen König zu werden, der *Uruk* zu einer großen und lebenswerten Stadt gemacht hat.

¹I Ging: Buch der Wandlungen. Aus dem chines. übers. von Richard Wilhelm, 14. Aufl., Köln 1987.

²Im Unterschied zur Bibel, 1. Mose, 9,29 verfügt NOAH im Gilgamesch-Epos über ewiges Leben. Daher sucht GILGAMESCH ihn auch auf.

Im Verlauf der dramatischen Entwicklung versucht er zunächst vergeblich, sein Schicksal zu verstehen, um es doch noch zu wenden. Erst später wird die eigentliche Wandlung vollzogen. — Wie der gealterte FAUST bei GOETHE mit seinem Projekt der Landgewinnung, so verlegt sich auch GILGAMESCH schlußendlich darauf, Natur *urbar* zu machen.

Nach der Rückkehr von seiner Odyssee nimmt GILGAMESCH die Arbeit an der *Stadtmauer* unmittelbar wieder auf, um der *Urbanität* — entschiedener denn je — neuen Raum und neue Rahmenbedingungen zu verschaffen.

*Zum praktischen Zweck der Mauer in der Außenwelt gibt es eine Parallele im Inneren des Menschen. Das entstehende Ichbewußtsein dient auch als eine Art Schutzmauer zur Trennung von anderen Psychen. Abwehr ist ein wichtiges Charakteristikum des Ichs. Gilgamesch leitet auch die Isolierung des Menschen von der äußeren und inneren — natürlichen Umgebung ein.*¹

Nicht anders als PROMETHEUS zählt auch GILGAMESCH zu den Halbgöttern. Es sind jene *charismatischen Führer*, von denen bei ELMAN R. SERVICE im Anschluß an MAX WEBER die Rede ist. Ähnlich wie jener, so ist auch dieser jugendliche Tyrann ausgesprochen übermütig, von überbordendem Selbstbewußtsein und ohne jeglichen Respekt vor den Göttern. — Das alles ist jedoch nicht ganz unberechtigt, denn gerade in diesen Frühzeiten dürften auch die Götter noch sehr roh und einfältig gewesen sein, genauso wie die Menschen seinerzeit.

Der amerikanische Kulturanthropologe ELMAN R. SERVICE hat in einer breit angelegten, äußerst instruktiven Studie das plausible Modell einer Theorie der *Ursprünge des Staates und*

¹Lewis Mumford: Die Stadt. Geschichte und Ausblick. 2 Bde., München 1979. S. 36.

der *Zivilisation* vorgelegt. Für den Ansatz seiner Theorie über die kulturelle Evolution der Hochkulturen von Mesopotamien und Ägypten (um 3500 bis 3000 v. u. Z.), im Indus (um 2500 v. u. Z.), am großen Knie des Huang-ho in China (1500 v. u. Z.), in Mittelamerika und an der Küste Perus (um die Zeitenwende), bedient sich SERVICE des ersten der *drei Typen der legitimen Herrschaft* nach MAX WEBER:

*Charismatische Herrschaft, kraft affektueller Hingabe an die Person des Herrn und ihre Gnadengaben (Charisma), insbesondere: magische Fähigkeiten, Offenbarungen oder Heldentum, Macht des Geistes und der Rede. Das ewig Neue, Außerweltliche, Niedagewesene und die emotionale Hingenommenheit dadurch sind hier Quellen persönlicher Hingebung.*¹

Anhand von ethnologischem Vergleichsmaterial sucht er zu rekonstruieren, wie, wann, unter welchen Bedingungen und mit welchen Folgen egalitäre Gesellschaften den idealtypischen *evolutionären Weg von der Big-man-Gesellschaft über das Häuptlingstum zur Zivilisation* hatten einschlagen können.²

In den frühen Staaten spielt das Gottes-Königtum offenbar eine zentrale Rolle als integrierendes, gleichsam alles überwölbendes Prinzip. — Zunächst treten politische Führer

nur fallweise in Erscheinung, ihr Handeln ist sporadisch und beschränkt sich gewöhnlich auf den Kontext ihres speziellen Kompetenzbereiches. Die ihrer Person inhärente Macht läßt den ursprünglichen Charismabegriff Max

¹Max Weber: Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft. In: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre; hrsg. v. J. Winckelmann; 3. erw. u. verb. Aufl., Tübingen 1968. S. 481.

²Vgl.: Elman R. Service: Ursprünge des Staates und der Zivilisation. Der Prozeß der kulturellen Evolution. Übers. v. H. Fliessbach; Frankfurt 1977. S. 376.

Webers als angemessene Kennzeichnung erscheinen. Die Gesellschaft geht davon aus, daß die Fähigkeiten ihres Führers in der Tat überdurchschnittlich sind, und erkennt ihm damit Macht zu. Diese Art Macht ist freilich bei den meisten primitiven Gesellschaften so begrenzt und persönlich, daß man am besten nicht von Macht, sondern von Einfluß spricht.¹.

Ein solches embryonales Häuptlingstum kann sich jedoch erst dann in ein reales verwandeln, wenn die charismatische Macht als Filiationslinie perpetuiert und als vererbare Ämterhierarchie etabliert wird; so kann ein Häuptling z. B. ein Redistributionssystem einführen, maßgeblich verbessern oder auch die handwerkliche Spezialisierung vorantreiben.²

Wenn sich nun die mit seiner Person verbundenen Neuerungen allgemeiner Beliebtheit und Anerkennung erfreuen, so wäre der vorübergehende Einfluß einer solchen Autorität als dauerhafte Zuerkennung von Kompetenz (verbunden mit den Risiken von Inkompetenz, die u. U. den gesamten Komplex gefährden kann) zu institutionalisieren, um auch nach dem Tod des *Big-man* fortführbar und vor allem als legitime Macht anerkenubar zu sein. Aus einer Häuptlingslinie, so SERVICE weiter, entwickelt sich vermutlich stets auch eine Priesterlinie,

die bei ihren göttlichen Ahnen Fürsprache für die Gesellschaft einlegt. Soweit Häuptlingstümer ethnologisch bekannt sind, sind sie in aller Regel, vielleicht sogar universell, Theokratien. (...) In der Häuptlingslinie erblickt man gewöhnlich die direkten Nachfahren des Begründers dieser Linie und der Gesellschaft als ganzer, der mittlerweile in den Status der Hauptgottheit erhoben worden ist.³.

¹Ebd. S. 106.

²Vgl. ebd. S. 113.

³Ebd. S. 113.

Im Gegensatz zu GORDON CHILDE, der für den Übergang von den neolithischen Dorfkulturen zur *Zivilisation* eine zweite, eine ›urbane Revolution‹ annimmt, so daß *Urbanismus* nicht nur Merkmal, sondern Ursache der frühen Hochkulturen wäre, betont SERVICE, Urbanismus sei kein Symbol, kein kausaler, nicht einmal ein guter Indikator für Zivilisation; alle klassisch–archaischen urbanen Entwicklungen resultieren vielmehr ursprünglich aus der Anlage von *Zeremonialzentren*, die zugleich auch als Vorrats– und Redistributionszentren fungiert haben.¹ — Letztlich bleibe der entscheidende Eindruck, so hebt SERVICE in einer Zusammenfassung nochmals hervor,

daß eine positive und negative Konditionierung des Volkes im Kontext des Religiösen die bei weitem direkteste und durchgreifendste Ursache für den ›Konsens der Beherrschten‹ war. Es könnte sogar sein, ... daß es gerade in diesem religiösen Kontext mehr als in jedem anderen den Herrschenden möglich war, zu planen und zu gestalten und den Konsens durch ›social engineering‹ herbeizuführen. Wie tröstlich muß es nicht sein, zu wissen, daß die Götter der eigenen Gesellschaft die größten im Universum und ihre Stellvertreter auf Erden heiligmäßige Menschen sind; denn dann ist man wirklich ein auserwähltes Volk. Aber freilich auch: wie bequem für eine herrschende Gruppe müßten derartige Überzeugungen sein!².

Am Ende fügt sich GILGAMESCH seinem Geschick. Nach dem nicht wieder gut zu machenden Verlust seines Freundes ENKIDU begibt sich der gebrochene Held wie von Sinnen auf verzweifelte Suche nach dem ewigen Leben. Nichts kann ihn aufhalten, weder seine Königswürde, noch seine Identität oder sein Leben. Er geht durch unwegsame Steppen auf den abenteuerlichsten Wegen und

¹Vgl. ebd. S. 347ff.

²Elman R. Service: Ursprünge des Staates ... a.a.O. S.367.

verliert sich offenbar ganz. — Er wandert sogar dem Sonnenlauf nach durch jene höhlenartige Passage, die die Sonne durch die Erde hindurch nehmen muß, um anderntags im Osten wieder aufzugehen; eine notwendige Konzession, die in vorkopernikanischen Zeiten größte Probleme bereitet.

Der *Tunnel* ist ein typisches Motiv für die Wiedergeburt im Zuge einer *Initiation*, bei der stets so etwas wie ein Geburtskanal überwunden werden muß, um ins neue Leben zu treten. — In einem Brief von HERMANN HESSE taucht das Sinnbild der *Höhle* ebenfalls im Zusammenhang mit einer existentiellen Lebenskrise auf. Bei HESSE wird von einer *Psychose* gesprochen, und dabei zeigt sich, wie sehr solche Symbole als Archetypen immer wieder vergleichbare Situationen ins Bild setzen:

Es ist sogar möglich, daß ich nach Rückkehr in die ›Welt‹ noch mehr entsagen und allein bleiben muß. Obwohl ich das noch gar nicht weiß. Sicher ist mir nur, daß ich, mit der Gründlichkeit einer Psychose auf mich selbst zurückverwiesen, durch diesen engen und höllischen Tunnel nicht werde kriechen können, ohne unverändert und durchgeknetet drüben herauszukommen.¹

Nachdem er also die Passage seiner Wiedergeburt genommen hat, trifft GILGAMESCH auf seine Mentorin, die Schenkin SIDURI, eine Göttin, die ihm wohlgesonnen ist. Sie wohnt *unter dem Meer* und betreibt dort eine Kneipe, in der auch Götter verkehren. — Ein bemerkenswertes Motiv, um vor Augen zu führen, daß es hier um *Tiefenpsychologie* geht, also um das, was noch unter dem Meer des Unbewußten liegt.

¹Brief von Hermann Hesse an Walter Schädelin vom 7. Mail 1916, zit. n.: Hermann Hesse: Gesammelte Briefe in vier Bänden. In Zusammenarbeit mit Heiner Hesse, hrsg. v. Ursula und Volker Michels. Frankfurt am Main 1973–1986. Bd. 1. S. 232.

SIDURI ist seine Schutzgöttin, sie meint es gut, wenn sie ihm anrät, sein Ansinnen auf Überwindung des Todes aufzugeben, um stattdessen wieder ins Leben zurückzukehren.

Siduri

*Das Leben dem du hinterherrennst wirst du
nicht finden: als die götter den menschen erschufen
bestimmten sie für ihn auch den tod — das ewige leben
ist nur den göttern vorbehalten*

*Ich sage dir: die menschen
hungern danach viel zu sehr — es ist eine leere gier
Drum schlag dir den bauch voll sobald die gelegenheit
sich bietet — mach die nacht zum tag und jeden tag
zu einem fest: iß und trink und tanz (...)*

Gilgamesh

*Du mußt doch ahnen was Enkidu für mich war!
die liebe für ihn —*

Siduri

*hat in dir nur große leere hinterlassen
ja · aber jetzt zieh wieder saubere kleider an — du weißt
was ich meine: wasch dir die haare nimm ein bad
und dann schau auf ein kind — es ist dein kind und du
nimmst seine hand · laß eine frau ihre beine um die legen
und dich lehren was es heißt ein mann zu sein
laß sie ihre lust an dir stillen und mach ihr neue:
so und nicht anders stiehlt man sich das leben¹*

Sie gibt ihm die Weisung, wie er die *Wasser des Todes* mit dem Fährmann URSHANABI überwinden kann, um zu UTNAPISHTIM zu gelangen. Der aus dem Alten Testament auch als NOAH bekannte Überlebende der Sintflut verfügt im Epos über ewiges

¹Rauol Schrott: Gilgamesh: Epos. A. a. O. S. 137.

Leben. Dieser stellt den Helden auf die Probe, der sich aber nur ziemlich mittelmäßig schlägt, dennoch zeigt NOAH ihm jenen Ort, an dem die gesuchte Pflanze sich findet.

Aber auf der Rückreise nimmt GILGAMESCH ein Bad, womöglich eine Reinigungszeremonie. Eine Schlange verzehrt jene Pflanze, die ewiges Leben verleiht. Nun lebt diese ewig, weil sie sich häuten kann, der Held aber bleibt sterblich. — Und dennoch erreicht er in gewisser Weise das Ewige Leben doch: als historische Gestalt und epischer Held der ältesten Literatur der Menschheit.

Die Schlußpassage hat etwas von jener tröstlichen Vergeblichkeit, wie sie oft als Wohltat empfunden wird, wenn endlich die *Zuchthausarbeit des Willens*, wie sie ARTHUR SCHOPENHAUER so eindringlich geschildert hat, mit einem gelinden Pessimismus überwunden worden ist. Die ästhetische Betrachtung löst den Bann durch ein Wohlgefallen, das durch die Betrachtung des Schönen erregt wird:

Alles Wollen entspringt aus Bedürfniß, also aus Mangel, also aus Leiden. Diesem macht die Erfüllung ein Ende; jedoch gegen einen Wunsch, der erfüllt wird, bleiben wenigstens zehn versagt: ferner, das Begehren dauert lange, die Forderungen gehn ins Unendliche; die Erfüllung ist kurz und kärglich bemessen. Sogar aber ist die endliche Befriedigung selbst nur scheinbar: der erfüllte Wunsch macht gleich einem neuen Platz: jener ist ein erkannter, dieser ein noch unerkannter Irrthum. Dauernde, nicht mehr weichende Befriedigung kann kein erlangtes Objekt des Wollens geben: sondern es gleicht immer nur dem Almosen, das dem Bettler zugeworfen, sein Leben heute fristet, um seine Quaal auf Morgen zu verlängern. — Darum nun, solange unser Bewußtseyn von unserm Willen erfüllt ist, solange wir dem Drange der Wünsche, mit seinem steten Hoffen und Fürchten, hingegeben sind, solange wir Subjekt des Wollens sind, wird uns nimmermehr dauerndes Glück,

noch Ruhe. Ob wir jagen, oder fliehn, Unheil fürchten, oder nach Genuß streben, ist im Wesentlichen einerlei... So liegt das Subjekt des Wollens beständig auf dem drehenden Rade des Ixion, schöpft immer im Siebe der Danaiden, ist der ewig schmachkende Tantalus.

Wann aber äußerer Anlaß, oder innere Stimmung, uns plötzlich aus dem endlosen Strohme des Wollens heraushebt, die Erkenntniß dem Sklavendienste des Willens entreißt, die Aufmerksamkeit nun nicht mehr auf die Motive des Wollens gerichtet wird, sondern die Dinge frei von ihrer Beziehung auf den Willen auffaßt, also ohne Interesse, ohne Subjektivität, rein objektiv sie betrachtet, ihnen ganz hingegeben, sofern sie bloß Vorstellungen, nicht sofern sie Motive sind: dann ist die auf jenem ersten Wege des Wollens immer gesuchte, aber immer entfliehende Ruhe mit einem Male von selbst eingetreten, und uns ist völlig wohl. Es ist der schmerzlose Zustand, den Epikuros als das höchste Gut und als den Zustand der Götter pries: denn wir sind, für jenen Augenblick, des schnöden Willensdranges entledigt, wir feiern den Sabbath der Zuchthausarbeit des Wollens, das Rad des Ixion steht still.

Dieser Zustand ist ... erforderlich zur Erkenntniß der Idee, als reine Kontemplation, Aufgehn in der Anschauung, Verlieren ins Objekt, Vergessen aller Individualität, Aufhebung der dem Satz vom Grunde folgenden und nur Relationen fassenden Erkenntnißweise, wobei zugleich und unzertrennlich das angeschaute einzelne Ding zur Idee seiner Gattung, das erkennende Individuum zum reinen Subjekt des willenlosen Erkennens sich erhebt, und nun Beide als solche nicht mehr im Strohme der Zeit und aller andern Relationen stehn. Es ist dann einerlei, ob man aus dem Kerker, oder aus dem Palast die Sonne untergehn sieht.¹

¹ Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. In: Zürcher Ausgabe. Werke in zehn Bänden. Zürich 1977. Bd. 1. S. 252f.

Es scheint, als müßte alles, was einmal groß werden wird, durch dieses Tal der Tränen, durch existentielle Konfrontationen mit den Anwürfen einer Verzweiflung, die erst dann zur Quelle der Inspiration wird, wenn fundamentale Zweifel zugelassen werden. Das eigene Leben wird so zum fortwährenden Projekt, die eigene Kunst und schlußendlich auch sich selbst noch zu übertreffen. Die Werke werden immer größer, aber zugleich wächst die Gefahr, sich selbst zu verlieren.

Dieser Selbstverlust beginnt, sobald nicht mehr unterschieden wird zwischen der Figur des Künstlers und dem Menschen, der zuletzt doch diese Rolle nur ›spielt‹. Nicht wenige namhafte Künstler, die wirklich Großes geleistet haben und Größtes hätten leisten können, scheitern genau daran, daß sie sich selbst nicht mehr spüren auf den Gipfeln ihres Erfolgs, in den Tiefen ihrer heiligen Melancholie, im stetigen Auf und Ab der Gezeiten des eigenen Gemüts. — Der Weg ist das Leben.

Und Gilgamesh sah auf seine Stadt

*Ich werde sie
vollenden zur terasse des himmels soll sie werden —
bis sie an seine wolken reicht — und er sagte das
als wollte er damit zugleich an seiner unsterblichkeit
bauen*

*Aufzugeben
war seine sache nie sein sein lebtage nicht · wofür aber
bauen die menschen? ... (...)*

*Gilgamesh schickte sich
darein doch er gab nicht auf — und wäre es nur gewesen
um seinen tod hinauszuzögern: ein paar hundert jahre
ein dutzend generationen die sich seiner erinnern würden
war ihm grund genug*

*Und er nahm sich eine frau
eine zweite eine dritte zeugte kinder und war dabei*

*bei jeder geburt: die hände blutig schob er die ammen
und die priester beiseite und durchnirt selbst
die nabelschnur*

*Ob er seine frauen liebte? in einer von ihnen
Isthar sah? wenn dann nur in dem was sich ihm an ihnen
stets entzogen hatte*

*So wie sie bei jeder geburt dem tod
nahestanden so standen sie auch dem leben näher als er es
je würde — das fühle er · und an jeder seiner frauen
die immer jünger wurden sah er sich selber älter werden —
wieder ein grund immer weiterzubauen an seiner stadt
daß die lehmgruben bald nicht mehr reichten*

Die stadt

*wuchs und mit ihr das gedrände und der lärm den er liebte:
die schreie der händler morgens am markt der einzug
der karawanen.¹*

Psychogenese und Theogenese korrespondieren einander. Allmählich nimmt aber die Psyche die Götter in sich auf, — schließlich beginnt die Götterdämmerung...

Gilgamesh

*Die götter zeigten sich
nicht mehr obwohl ich ihnen jeden tag reichlich opfern ließ —
das erste licht das sich auf den wellen widerspiegelte
war allein noch eine erinnerung an sie: es ist als ob sie
in mir in vergessenheit gerieten nicht mehr als schemen
eines spiels waren das seinen sinn nur deshalb nicht offenbarte
weil es keinen gab*

*Als ob die fäden von denen wir glaubten
daß an ihnen alles hing einbildung wären und wir nichts weiter
als lachhafte marionetten: mit uns aber auch die götter.²*

¹Ebd. S. 161f.

²Ebd. S. 162.

Nachwort: Von Menschen und Göttern

GRUNDFRAGEN DER ORIENTIERUNG — DAS NATÜRLICHE UND DAS KÜNSTLICHE — RELIGION IST POLITIK, POLITIK IST RELIGION — WENN GOTT NICHT EXISTIERT, IST ALLES ERLAUBT? — DER RING DES GYGES — DIE LEITIDEE DES LETZTEN GERICHTS — DER MONOTHEISMUS ALS IDEE DER VERNUNFT — AN DER ÄSTHETIK SCHEIDEN SICH DIE GEISTER — DAS ÄSTHETISCHE UND DAS ANÄSTHETISCHE — PSYCHE ALS FORUM INTERNUM — VERNUNFT ALS FORUM EXTERNUM — DIE NATUR SCHLÄGT IM MENSCHEN EIN AUGE AUF

Psychogenese und Theogenese	257
Kein Gott — keine Moral?	257
Theogenese als List der Vernunft	266
Die Natur schlägt ein Auge auf	277

Psychogenese und Theogenese

Kein Gott — keine Moral?

Wo es um Grundfragen der Orientierung geht, wird hilfswiese oft und gern die Unterscheidung zwischen dem *Natürlichen* und dem *Künstlichen* als Berufungsinstanz herangezogen. In Fragen des Geschmacks und der Gewohnheit, nach der vermeintlichen ›Natur des Menschen‹, vor allem nach der ›Natur‹ des Männlichen oder Weiblichen, nach der guten Gesellschaft, dem guten

Leben oder wahrer Liebe, in vielen Grundsatzfragen wird die *Orientierung* abhängig gemacht von Evidenzerfahrungen vor dem Hintergrund dieser Unterscheidung. — Man glaubt auf diese Weise, Legitimität signifikant machen zu können wie durch einen Fingerzeig Gottes, je nachdem, ob etwas als *natürlich* oder aber *künstlich* erscheint. Was dann als ›natürlich‹ klassifiziert wird, gilt als solide, selbstverständlich und gerechtfertigt.

Dabei sind wir es selbst, die durch *Kultivierung* vorgeben, was als ›natürlich‹ und daher *selbstverständlich* wahrgenommen wird. Solche Evidenzerfahrungen sind ›künstlich‹, und längst sind darüber die Orientierungsweisen selbst in Verwirrung geraten. Wer sich daher nicht vorsieht, wird das Künstliche für natürlich und das Natürliche für künstlich halten, wird von sich annehmen, orientiert zu sein, sich aber darin ganz gewaltig täuschen. — Nicht anders diagnostiziert der Tübinger evangelische Theologe EBERHARD JÜNGEL den modernen Zeitgeist, dem die Welt längst nicht mehr natürlich, sondern künstlich, nicht mehr als gottgegeben, sondern menschengemacht erscheint.

Die Transformation der geschaffenen ›natürlichen‹ Welt in eine vom Menschen gemachte Welt, die zwischen ›natürlich‹ und ›künstlich‹ immer weniger zu unterscheiden erlaubt, läßt die Welt fast nur noch als Spiegel menschlicher Tätigkeit in den Blick kommen. Die Politik, verstanden als Inbegriff dessen, was der Mensch mit und aus der Welt macht, wird... zum Schicksal. Dadurch werden nun aber auch die Weltwidersprüche umgekehrt identifizierbar als Selbstwidersprüche des menschlichen Wesens, ... (...) In dieser geschichtlichen Situation verwandelt sich nun die Frage nach Gott immer mehr zur spezifisch neuzeitlichen Theodizeefrage. Denn diese scheinbar radikalste und doch merkwürdigste aller Fragen nach Gott hat (zumindest auch) die Funktion einer Entlastung des Menschen von sich selbst angesichts des eigenen Unvermögens, die

*übernommene totale Verantwortung für die Welt durchzuhalten ...*¹

Diese Auffassung wird immer häufiger vertreten in der gegenwärtigen Theologie: Es liegt auf der Hand, *Götter* und *Menschen* mehr und mehr miteinander zu verschränken, also keineswegs mehr ein autoritäres Über- und Unterordnungsverhältnis darin zu sehen, sondern eher eine Art Schicksalsgemeinschaft.

Das wäre dann auch die nächste Stufe im Prozeß der *Theogenese*: Nach Animismus, Polytheismus und Monotheismus, nach der Transzendierung Gottes bis ins Extramundane, nachdem sich die letzte übermächtige Schöpfergottheit im Kosmos immer weiter zurückgezogen hat, taucht das *Göttliche* in seiner ganzen Vielfalt also nun im Kleinsten, im Immanenten, inmitten der Lebenswelten, vor allem aber in der *Psyche* wieder auf.

Der *Prozeß der Zivilisation* läßt sich als Selbstermächtigung des Menschen verstehen. Nicht von ungefähr treten rebellische Halbgötter wie GILGAMESCH oder PROMETHEUS auf, weil sich die Menschen immer mehr selbst als Protagonisten und Schöpfer der eigenen Lebenswelten erfahren. Nicht nur die Welt, sondern auch ›der‹ Mensch selbst wird sich dabei immer weiter entfalten, umgestalten, erneuern, vielleicht sogar ganz neu erfinden, im Guten wie im Schlechten. Dabei zeigen sich gewisse Tendenzen, denn nicht nur Menschen, sondern auch Götter haben ihre Entwicklungsgeschichte.

Es ist offenbar obligatorisch, daß die prekären Gesellschaften früher Städte und Staaten eine umgreifende Ordnung erst dann zustandebringen, sobald sie einen alles umfassenden Glauben entwickeln und damit sehr mächtige *Götter* inthronisieren. —

¹Eberhard Jüngel: Gott als Geheimnis der Welt. Zur Begründung der Theologie des Gekreuzigten im Streit zwischen Theismus und Atheismus. 2. durchges. Aufl.; Tübingen 1977. S. 68.

Religion ist Politik und Politik ist Religion. Schließlich ist die *Theogenese* so weit fortgeschritten, so daß monotheistische Götter die Bühne betreten. Darauf kommt es zwangsläufig zu einer auch darüber hinausgehenden Idee, es ist die *Idee der Vernunft*.

Wenn im Zuge der Göttergeschichte allmählich die ganz großen, umfassenden, einzig wahren, allwissenden, allgegenwärtigen, gerechten und auch noch gütigen Götter aufkommen, dann agiert hinter den Kulissen eben jene *List der Vernunft*, die sich selbst auf diese Weise als Idee einer universalen Vernunft auf den Weg bringt. — Weil die Großgötter im Zuge der Kulturgeschichte in Alteuropa immer schwächer werden, muß die *Vernunft* für alle offen gewordenen Vakanzen eintreten und zwangsläufig alles übernehmen, was nunmehr disponibel wird, etwa wenn FJODOR M. DOSTOJEWSKI noch bar jeder *Vernunft* behauptet:

*Wenn es keinen Gott gibt, dann ist alles erlaubt.*¹

Der genaue Wortlaut findet sich allerdings so bei DOSTOJEWSKI nicht. Gleichwohl läßt sich mit dieser Formulierung die prekäre Haltung des DIMITRI KARASOW in *Die Brüder Karamasow* sehr gut auf den Punkt bringen. — Auch eine Passage aus seinen *Dämonen* läßt sich anführen, in der dieser Gedanke, etwas unwunden, vorgebracht wird:

*Wenn Gott existiert, so ist aller Wille sein, und ich kann ohne seinen Willen nichts tun. Wenn er aber nicht existiert, so ist aller Wille mein, und ich bin verpflichtet, Eigenwillen zu bekunden.*²

Im Hintergrund stehen fundamentale Spekulationen über Moral, Freiheit, Autonomie und Selbstbestimmung. *Wenn Gott nicht*

¹So die immer wieder Fjodor M. Dostojewski zugeschriebene Sentenz.

²Fjodor M. Dostojewski: *Die Dämonen*. In: *Die Teufel*. 3 Bde., Übers. v. H. Röhl, Leipzig [1920]. Bd. 3. S. 271.

existiert, ist alles erlaubt, das entspricht einer weitverbreiteten Überzeugung: Kein Gott — keine Moral.

Auf illustre Art ist dieses Problem bei PLATON im Dialog *Der Staat* durch ein berückendes Beispiel verdeutlicht worden: Bei einem starken Regen öffnete sich vor den Augen eines Hirten namens GYGES eine Spalte im Boden, durch die er, wie es scheint, in einen prähistorischen Grabhügel eindringen konnte. Dort fand er ein hohles ehernes Pferd und darin einen Leichnam, an dem sonst nichts gewesen sei, nur ein goldener Ring, den er sich an den Finger steckte. — Anderntags habe er den Ring während einer Versammlung unbedacht am Finger gedreht, sei darauf den Anwesenden unsichtbar geworden und sie hätten von ihm wie von einem Abwesenden gesprochen. Da habe er sich gewundert, den Ring erneut gedreht und sei wieder sichtbar geworden.

Nach dieser Entdeckung habe er sogleich es dahin zu bringen gewußt, daß er einer der an den König Abgesendeten wurde. Da habe er denn dessen Weib zum Ehebruch verführt, habe in Gemeinschaft mit ihr dem Könige nachgestellt, ihn ermordet und sich der Herrschaft bemächtigt. Wenn es nun zwei solcher Ringe gäbe und den einen der Gerechte sich ansteckte, den andern der Ungerechte, so wäre, wie mir scheint, wohl keiner von so eherner Festigkeit, daß er bei der Gerechtigkeit bliebe und es über sich gewänne, fremden Gutes sich zu enthalten und es nicht zu berühren, trotzdem daß er ohne Scheu sogar vorn Markte weg nehmen dürfte, was er wollte, und in die Häuser hingehen und beiwohnen, wem er wollte, und morden und aus dem Gefängnis befreien, wen er wollte, und überhaupt handeln wie ein Gott unter den Menschen.¹

Man werde daraus folgern wollen, so die darauf vorgebrachte Hypothese, daß *niemand freiwillig gerecht* sei, der nicht dazu

¹Platon: *Der Staat*. A. a. O. S. 48f.

genötigt werde. Ungerechtigkeit für den Einzelnen sei eben weit vorteilhafter als Gerechtigkeit. — Gleichwohl lege gerade der Ungerechte großen Wert darauf, als gerecht zu erscheinen:

Denn zum Zwecke des Unentdecktbleibens werden wir Verschwörungen und Verbrüderungen schließen; auch gibt es Lehrer der Überredkunst, welche einem die Fertigkeit beibringen, zum Volke und vor Gericht zu sprechen; und infolgedessen werden wir das eine durch Überredung, das andere durch Gewalt zustande bringen, so daß wir in Vorteil kommen und nicht bestraft werden.¹

Im weiteren Verlauf des Dialogs zeigen sich jedoch die anfangs noch so überzeugend wirkenden Gründe, wonach Ungerechtigkeit weit vorteilhafter sei als Gerechtigkeit, immer weniger stichhaltig. Vor allem, weil ein immenser Aufwand betrieben werden muß, den Schein zu wahren.

In der Figur des GYGES läßt sich derweil unschwer jener Typ eines Emporkömmlings und späteren Tyrannen wiedererkennen, wie er so oft in den sokratischen Diskursen eine Rolle spielt, um zu zeigen, daß sich auch ein Autokrat schlußendlich nicht wirklich seines Glückes gewiß sein kann, daß er eigentlich sogar als unglücklich zu betrachten ist. — Daher müsse man vor dem *Unrechttun* mehr auf der Hut sein als vor dem *Unrechtleiden*.²

PLATON zufolge kommt es vor allem auf das Seelenheil an, und darauf konzentrieren sich auch die Götter, wenn sie Gericht halten. Jedes begangene Übel stellt eine seelische Belastung dar und ist insofern ein viel zu hoher Preis für irgendwelche irdischen Vorteile, als daß es noch klug sein könnte, das Unrechttun als vorteilhaft zu betrachten, weil eben die Selbstbelastung und vor allem der zu betreibende Aufwand, den Schein zu wahren, dringend in

¹Ebd. S. 56.

²Platon: Gorgias. A. a. O. Bd. 1. Vgl. S. 408.

Betracht gezogen werden müssen. — Insofern entscheiden auch nicht die Götter über das Seelenheil, sondern jeder Einzelne durch den freien Willen, das gelebte Leben, durch Unrecht tun oder Unrecht leiden.

Durchaus verträglich mit diesen fundamentalen Erwägungen bei PLATON über die Autonomie der moralischen Selbstbestimmung ist eine Bemerkung von JEAN-PAUL SARTRE, die sich gegen jene bereits zitierte Sentenz¹ richtet, die FJODOR M. DOSTOJEWSKI zugeschrieben wird:

*Nichts wird sich ändern, wenn Gott nicht existiert.*²

Die Frage nach der ›Existenz‹ Gottes zeugt noch immer von großer Naivität in Sachen *Philosophie*. Es kommt stets darauf an, was wir unter *Gott* verstehen: Lange Zeit waren Götter kaum mehr als die Macht hinter der Macht im Staat, dazu angetan, Verhältnisse zu heiligen, Gehorsam zu erzwingen, Duldsamkeit zur Tugend zu erheben, zwischen Freund und Feind zu unterscheiden, um die herrschende Auffassung von Politik, Gerechtigkeit, Krieg und Frieden unbezweifelbar erscheinen zu lassen. Und so wird doch tatsächlich noch bis ins 20. Jahrhundert hinein bezweifelt, ob Menschen ohne religiöse Führung sich selbst überhaupt führen können.

Es sind jedoch nicht die Götter selbst, die sich zornig, rachsüchtig, gnädig oder gar fürsorglich zeigen. Es sind Priester, die sie im Nexus zwischen *Politik und Religion* erst dazu machen. Dabei bedienen sie sich in der Regel viel älterer Meistererzählungen, die umgedeutet in Dienst genommen werden, um Legitimationsarbeit zu leisten. — Das ist allerdings nur die *politische Seite* dessen, was Götterglaube ausrichtet und was damit angerichtet werden

¹Siehe S. 260.

²Jean-Paul Sartre: Der Existentialismus ist eine Humanismus. Übers. v. Vincent von Wroblewsky; Reinbeck 2000. Anm. 5. S. 149.

kann. Darüber hinaus gibt es noch die *psychologische Seite* dessen, was Götter in ihrer Vielfalt repräsentieren.

Götter sind Projektionen, daher sind sie ›unsere‹ Geschöpfe, obwohl ihre Charaktere höchst eigentümlich und eigenmächtig erscheinen. Das muß so sein: Götter sind mythisch begnadete Allegorien für psychische Momente und Motive, wie wir sie in uns haben, die wir ›sind‹, von denen wir uns abhängig und vielleicht sogar ›getragen‹ fühlen, etwa wenn man die Zuversicht anspricht, die uns ›geschenkt‹ zu sein scheint oder auch nicht:

Habt ihr nicht von jenem tollen Menschen gehört, der am hellen Vormittage eine Laterne anzündete, auf den Markt lief und unaufhörlich schrie: »Ich suche Gott! Ich suche Gott!« (...) »Wohin ist Gott?« rief er, »ich will es euch sagen! Wir haben ihn getötet — ihr und ich! Wir alle sind seine Mörder!«¹

Wenn der *tolle Mensch* bei NIETZSCHE den Tod Gottes verkündet, dann handelt es sich um ein literarisches, soziokulturelles, viel-

¹Friedrich Nietzsche: Die fröhliche Wissenschaft. In: Werke in drei Bänden. Hrsg. von Karl Schlechta, München 1954. Bd. 2. S. 127. — Wenn der «tolle Mensch» das «ungeheure Ereignis» vom T.G. verkündet, so fügt er hinzu: «Gott bleibt todt!» Zum Bekenntnis «Wir haben ihn getödtet, — ihr und ich! Wir Alle sind seine Mörder» tritt die Ahnung hinzu, daß Gott «an seinem Mitleiden mit den Menschen ... gestorben» ist, daß «er sich selber getödet» hat; denn ohne den Menschen kann Gott nicht existieren: «Gott starb: nun wollen wir — dass der Übermensch lebe». Das Erschrecken über die Freveltat des Gottesmordes bedeutet auch, daß das Ereignis «viel zu gross, zu fern, zu abseits vom Fassungsvermögen Vieler» ist, daß es gegenwärtig noch nicht begriffen werden kann. Für die «Philosophen und 'freien Geister'» bedeutet es aber den Anbruch «einer neuen Morgenröthe», das Erreichen des «offenen Meers» und eines freien «Horizonts»; es muß allerdings ausgehalten werden: «Wenn wir nicht aus dem Tode Gottes eine großartige Entsagung und einen fortwährenden Sieg über uns machen, so haben wir den Verlust zu tragen». (Eugen Biser: ›Tod Gottes‹. In: Joachim Ritter, Konrad Gründer (Hrsg.): Historisches Wörterbuch der Philosophie; Basel, Bd. 10. Sp. 1242f.)

leicht sogar welthistorisches, aber keineswegs um ein Ereignis von kosmischem Ausmaß. — Allerdings ändert sich mit der Diagnose vom ›Tod Gottes‹ die *Orientierungsorientierung*. Es beginnt damit die Ära manifester Existentialgefühle, auf die NIETZSCHE mit seinen Zeitgeistdiagnosen fast seismographisch reagiert. Er spürt das Aufkommen eines *Nihilismus* mit der radikalen Frage ›wozu‹:

Die Frage des Nihilismus »wozu?« geht von der bisherigen Gewöhnung aus, vermöge deren das Ziel von außen her gestellt, gegeben, gefordert schien — nämlich durch irgendeine übermenschliche Autorität.¹

Jeder Glaube ist ein Für-wahr-halten. Die extremste Form des Nihilismus wäre die Einsicht: daß jeder Glaube, jedes Für-wahr-halten notwendig falsch ist: weil es eine wahre Welt gar nicht gibt. Also: ein perspektivischer Schein, dessen Herkunft in uns liegt... (...) Insofern könnte Nihilismus als Leugnung einer wahrhaften Welt, eines Seins, eine göttliche Denkweise sein.²

Der Untergang der moralischen Weltauslegung, die keine Sanktion mehr hat, nachdem sie versucht hat, sich in Jenseitigkeit zu flüchten, endet in Nihilismus. »Alles hat keinen Sinn.«³

Es ist eine Krise des Geistes sondergleichen, so konstatiert MAX SCHELER im Jahre 1928, daß zu keiner Zeit der Geschichte der Mensch sich so problematisch geworden ist wie in der Gegenwart.⁴ — GEORG LUKÁCS prägt in seiner *Theorie des Romans*

¹Friedrich Nietzsche: Werke und Briefe: [13]. In: Werke in drei Bänden. A. a. O. Bd. 3. S. 554.

²Friedrich Nietzsche: Werke und Briefe: [20]. Ebd. S. 555.

³Friedrich Nietzsche: Werke und Briefe: [27]. Ebd. S. 881.

⁴Max Scheler: Die Stellung des Menschen im Kosmos. 10. Aufl., Bern, München 1983. S. 10.

die eindringliche Diagnose *transzendente Obdachlosigkeit*.¹ — MARTIN HEIDEGGER konstatiert *Geworfenheit* als Grundbefindlichkeit des Menschen in *Sein und Zeit*.² — JEAN-PAUL SARTRE bringt das existentialistische Lebensgefühl auf ein Prinzip: *Ekel* vor der Existenz³ — Und ALBERT CAMUS entdeckt im Trickster SISYPHOS einen Existentialisten, der sich über die *Absurdität des Seins* einfach hinwegsetzt.

Von außen besehen mag seine Aufgabe, den Stein immer wieder den Berg hinaufzurollen, obwohl dieser doch wieder herabrollt, ›sinnlos‹ erscheinen, gleichwohl leistet SISYPHOS als Trickster auch hier wieder ganze Arbeit: Er geht in seiner Aufgabe auf und desavouiert damit die Strafe der Götter. Wir müssen der Analyse CAMUS zufolge annehmen, daß er immer wieder, immer wieder andere Versuche unternimmt, den Stein doch noch oben zu halten.⁴

Theogenese als List der Vernunft

Menschen sind biologisch gesehen ein Unikum: Alle Tiere sind per se orientiert, wir dagegen können uns selbst orientieren. Da wir aber im Zuge der Zivilisation aus der Natur ›ausgetreten‹ sind und naturenthobene Kulturen wie Städte gründen, in denen völlig andere Umweltbedingungen herrschen, müssen wir unser Orientierungsvermögen selbst nochmals orientieren.

Das ist wahre *Freiheit*, wir können, müssen aber auch darüber befinden, welche *Orientierungsorientierung* gelten soll. Und dazu

¹Georg Lukács: Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik. Berlin 1920. S. 32. und S. 52.

²Martin Heidegger: Sein und Zeit. 11. Aufl., Tübingen 1967. Vgl. § 39.

³Jean-Paul Sartre: Das Sein und das Nichts. Hamburg 1993. Vgl. S. 597 u. S. 1026.

⁴Albert Camus: Der Mythos des Sisyphos, deutsch von Vincent von Wroblewsky. Reinbek 2000. Vgl. S. 50f.

bedarf es der *Philosophie*, denn wie soll anders darüber befunden werden, wie Orientierung zu orientieren sei, wenn nicht durch Philosophie? Aber noch immer werden Götter vorgeschoben, wenn es gilt, Werte, Wertvorstellungen und vor allem ›Opfer‹ zu legitimieren. — In unseren Tagen wird den *Göttern des Marktes* fast alles geopfert, obwohl sie sich kaum erkenntlich zeigen.

Was über Epochen hinweg hinter dem dogmatischen Schleier angeblicher Glaubensgewißheiten verborgen lag, wird langsam offenbar. Wir selbst sind es, die hinter den Gottesvorstellungen stecken. Der Wille der Götter wurde und wird von Hohepriestern souffliert, die inzwischen nur andere Gewänder tragen. Blindes Vertrauen in alle erdenklichen Priesterschaften ist das eigentliche Problem, denn diese vertreten immer nur partikulare Interessen, selten stehen sie für das Wohl des Ganzen.

Gleichwohl haben alle Götter-Figuren etwas sehr Reales. Sie sind nicht nichts und weit mehr als pure Phantasie. Was jeweils hinter den *Projektionen* steht, wäre von entscheidender Bedeutung. Zumeist bekommen wir aber die Grundlagen der eigenen Orientierung gar nicht selbst in den Blick.

Der vermeintliche *Wille der Götter* dient oft nur als Vorwand, wenn einige wenige die vielen anderen zu etwas bewegen oder von etwas abhalten wollen. Auch in der gegenwärtigen *Expertokratie* herrscht noch immer jene *selbstverschuldete Unmündigkeit* vor, wie sie IMMANUEL KANT beklagte: Selbst der *Aberglaube*, gegen den die *Aufklärung* ebenso tapfer wie blind vorgegangen ist, hat inzwischen ein anderes Auftreten und gibt sich wissenschaftlich. — Auch die Angst vor der Meinungsvielfalt ist oft noch so dogmatisch und intolerant wie zu Zeiten der Konfessionskriege:

Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit,

*wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung.*¹

Im Zuge der Zeit wurde der unmittelbare Einfluß von Göttern auf ganze Staaten, Völker und Kulturen, auf ganze Gesellschaften, auf Arbeits- und Lebenswelten immer weiter transzendiert und insofern immer ungefährer.

Vorzeiten traten Götter noch leibhaftig in Erscheinung, wie etwa im Krieg um Troja, wo manche auf Seiten der Griechen, andere dagegen auf der der Trojaner direkt ins Geschehen eingriffen. Aber allmählich ziehen sie sich immer weiter zurück, greifen immer weniger ein und erscheinen kaum noch. — Indirekt wird allerdings noch lange Bezug genommen auf einen vermeintlichen *göttlichen Willen*, auf den es angeblich ankommt.

Es fällt ganz offenbar schwer, folgenreiche Entscheidungen nicht nur selbständig und ohne Bevormundung, sondern vor allem eigenverantwortlich zu fällen. Aber es ist an der Zeit, sich der frei gewordenen Verantwortung tatsächlich anzunehmen. Irgendetwas muß dabei als Instanz mit vergleichbarer Legitimationskraft fungieren, wie es zuvor Religion und Götterglaube geleistet haben. Dabei kann es sich nur um jene universale *Vernunft* handeln, die sich im Zuge der *Theogenese*, im Schatten aller bisherigen *Gottesideen* weiter und weiter entwickelt hat.

Derweil wird das Göttliche und Absolute nicht mehr nur im Großen und Ganzen, in der Natur und im Kosmos als etwas Allumfassendes erfahren, vielmehr wird es immer mehr auch im Inneren, in der eigenen *Seele* gefunden. So wird die *Psyche*

¹Immanuel Kant: Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? In: Werke in zwölf Bänden. Hrsg. v. W. Weischedel. Frankfurt am Main 1977. Bd. 11. S. 53.

endlich zu dem, was sie immer schon war, zum *Pantheon* für die unterschiedlichsten göttlichen Aspekte, die in ihrer Vielfalt weit besser durch *Polytheismus* repräsentiert werden.

Fühlten sich *Menschen und Götter* noch bis in die Antike hinein eher wie Antipoden, so werden sie spätestens mit der *Moderne* mehr und mehr zu Leidensgenossen. Es ist nunmehr am Menschen, das flüchtig gewordene Göttliche angemessen zu vertreten, um die hinterlassene Leere wieder mit neuem Sinn zu füllen. — Da sich die übermächtigen monotheistischen Götter im Verlaufe der Zeit immer weiter transzendieren, muß der Mensch die ehemals überweltliche Verantwortung selbst übernehmen: Wir werden nolens volens mit *Vernunft* sukzessive alles eigenverantwortlich tragen müssen, was vormals nur Göttern vorbehalten war.

Die Idee einer singulären, universalen und insofern auch nicht einfach nur ›menschlichen‹ Vernunft ist zweifelsohne solchen nicht eben bescheidenen Idealvorstellungen über das Göttliche entlehnt. — Wenn in *Ägypten* erste *Gerichtsgötter* aufkommen und mit ihnen zugleich die Internalisierung des persönlichen *Gewissens* beginnt, dann orientiert sich die *Idee der Vernunft* am Beispiel dieser Gerichtsgötter.

Im Verlaufe der Zeiten entstand daraus die Vorstellung vom *Gerichtshof der Vernunft*, und dieser avancierte schließlich zum Gericht aller Gerichte, vor dem sich alle, nicht nur Untertanen, sondern auch Herrscher, Richter und sogar Götter verantworten sollen. — Das ist *Hybris*, aber es bleibt nichts anderes in diesem Prozeß, in dem sich *Psychogenese* und *Theogenese* wechselseitig hochschaukeln. Es ist *Hybris*, sich selbst als Gericht zu etablieren, noch dazu als letzte Instanz. Ein geradezu ungeheuerlicher Coup, weil man sich nun nicht mehr nur explizit mit den Göttern zu messen beginnt, sondern ihnen auch noch genau das streitig macht, womit sie dereinst groß geworden sind: *Wissen, Macht, Gerechtigkeit, Empathie*.

Vor allem herrscht immer weniger göttliche Willkürfreiheit. Die Götter werden unter Kuratel gestellt, und gerade Großgötter sind gehalten, berechenbarer zu werden. Sie sollen sich immer mehr leiten lassen von der Idee einer letzten, absoluten, jenseitigen Instanz eines jüngsten Gerichts, das ultimativ gerecht zu urteilen vermag, weil alles gesehen, gewußt und bedacht werden kann. — Die Einschränkung der Willkürfreiheit höchster Götter ist ein Datum in der Mythengeschichte, denn ursprünglich erschien die Welt sehr viel unberechenbarer.

Die Leitidee eines *letzten Gerichts* ist konstitutiv für eine jede Zivilisation, denn auf diese Weise wird eine gesellschaftsübergreifende Moralität, ein gemeinsamer Ethos jenseits aller Unterschiede bindend etabliert. Zugleich war damit auch die *Psychogenese* initialisiert worden, so daß sich die neuen Innenwelten aus *Seele*, *Psyche* und *Gewissen* immer weiter auffächern. — So kommt es individuell zur Einsicht in die Notwendigkeit, höchst persönlich die *Verantwortung* für die individuelle Lebensführung zu übernehmen, gerade auch für das, was zuvor noch gern den Göttern anheimgestellt wurde.

Im Zuge der *Psychogenese* entfaltet sich das persönliche *Gewissen* und entwickelt sich weiter zum *forum internum*, mitunter zur unerbittlichen Instanz sanktionsbewährter Selbstobservationen, die schon zu Lebzeiten einem Menschen schlimmste Höllenqualen bereiten können: Man ›macht‹ sich fortan ein Gewissen, aus brennender Sorge um das eigene Seelenheil.

Man erlebt mitunter aber auch ›fremde Mächte‹ in der eigenen Psyche, die die ›Führung übernehmen‹ wollen, und hört ›fremde Stimmen‹, die sich aufspielen. Man erlebt Dissoziationen und empfindet sich oftmals ganz und gar nicht als Herr im eigenen Haus. Auch die Antriebslosigkeit bei Depressionen, der Ekel vor dem Leben selbst, die Scheu, ins Licht zu treten, sich aufzuraffen, an sich oder an überhaupt irgendetwas noch glauben zu können,

das alles ist vormalig noch von Schamanen dem Einfluß fremder Geister zugeschrieben worden. Inzwischen scheinen diese aber Teil unserer selbst geworden zu sein.

Zivilisierte Arbeits- und Lebenswelten machen es erforderlich, sich individuell weit mehr selbst und eigenständig zu orientieren. Schließlich bieten urbane Welten sehr viel mehr Freiheiten und Handlungsspielräume, so daß neue Götter mit neuen Kompetenzen aufwarten, die es erforderlich machen, sich selbst nicht nur besser zu beobachten, sondern auch besser zu beherrschen.

Die neuen Gerichts-Götter verfügen über neue Kulturtechniken wie *Schreiben*, *Lesen*, *Wiegen* und *Rechnen*, alsbald eröffnen sie damit die Abschlußbilanzen des Lebens. Hervorgegangen aus vormaligen Rachegöttern, gehen sie mit Kompetenzen zu Werke, die es ihnen erlauben, über jedes gelebte Leben gerecht zu richten. So wurden ehemals selbstherrliche Götter zu unbestechlichen Richtern, denen es oblag, die des Paradieses Würdigen von jenen zu unterscheiden, die legitimerweise der Hölle anheimfallen. — Damit mußten weitere Spekulationen aufkommen, etwa die, ob es nicht schließlich zu einem gerechten Ausgleich zwischen Diesseits und Jenseits kommen würde, wo solche Götter walten.

Was anfangs nur Göttern vorbehalten war, sollte allmählich mustergültig werden: Dem Mythos vom Jenseitsgericht und den universell werdenden Charakteren großer Götter wohnt von Anfang an die *Idee der Vernunft* inne. Der ganze Prozeß der *Theogenese* ist motiviert von der Hoffnung auf diese Möglichkeit, mit Vernunft die Götter zu beerben. — Mit den Ideal-Vorstellungen über göttliche *Allgegenwart*, *Allwissenheit*, *Gerechtigkeit* und *Güte* hat sich allmählich die *Idee der Vernunft* entwickelt.

Sie mochten vordem noch Rachegötter gewesen sein, alle diese Prototypen der späteren monotheistischen Großgötter. Gleichwohl durfte ihre Rache nie willkürlich ausfallen, sie sollten mehr oder weniger berechenbar und vor allem nachvollziehbar sein

in ihren gerechten Ratschlüssen. Früher oder später sollten die göttlichen Attribute von den Göttern abgelöst werden als Ideal, als Utopie der *Vernunft*.

Allen ehemals göttlichen Idealen entsprechen zu können, das macht den umfassenden Anspruch auf *Vernunft* aus. Mit keinem geringeren Maß sollte sie gemessen werden. — Dabei kann *Vernunft* allerdings keineswegs aufgehen in reiner *Rationalität*, sie sollte sich ebenso mit *Emotionalität*, mit dem *Geistigen*, dem *Sinnlichen*, ja sogar mit dem *Spirituellen* angemessen befassen können und vor allem auch mit dem *Schönen*.

Da nun die meisten Diskurse dahin tendieren, das *Gute* zu thematisieren, provozieren sie fast unwillkürlich auch den Diskurs über das *Schöne*, der allerdings seine Eigentümlichkeiten hat. Gerade moralische Diskurse haben oft das eigensinnige Bestreben, sich zu verabsolutieren, genau das aber ruft den ästhetischen Diskurs auf den Plan:

Die ästhetische Diskursart wehrt eine Einmischung in dem Moment ab, in dem die moralische Diskursart sich als dominant aufspielt, aber innerlich ist sie auf Einmischung geradezu angelegt. Das kann ebenso mit Bezug auf die kognitive Diskursart geltend gemacht werden. (...) Das ästhetische Urteil, einmal als Spiel der ›Erkenntnisvermögen‹ ausgezeichnet, behält diese Auszeichnung auch unter den veränderten Rahmenbedingungen bei. Keine der Diskursarten oder Vernunftformen, die innerhalb der ästhetischen Diskursart oder Vernunftform im Spiel sind, dominiert dieses Spiel.¹

An der *Ästhetik* scheiden sich die Geister: Die Sonderstellung der *Ästhetischen Urteilskraft* ist von ganz besonderer Bedeutung

¹Josef Früchtl: Das Spiel der Vernunft und der Ernst der Kritik. In: Wolfgang Welsch und Christine Pries (Hrsg.): *Ästhetik im Widerstreit. Interventionen zum Werk von Jean-François Lyotard*. Weinheim 1991. S. 196f.

für jede *Diskurstheorie*¹ und vor allem auch für ein Verständnis von Vernunft, auf daß diese dem ursprünglich theologischen Ideal gerecht werden kann. — Sobald das *Schöne* ins Spiel kommt, kann gar nicht mehr bewiesen, sondern nur noch appelliert werden. Die meisten Zeitgenossen sehen in den *Diskursen* allerdings noch immer nicht den *Dialog* und in der Auseinandersetzung nicht die konstruktive Kritik und schon gar nicht die Kooperation, die den Diskursen zur *Sukzession* erst würde verhelfen können. Daher bleiben Diskussionen oft nur unbefriedigende Scharmützel, aus denen die Teilnehmer allesamt stolz, unbeeindruckt und unverstanden wieder hervorgehen, Hauptsache, man hat es allen anderen mal wieder so richtig gezeigt! — Das ist das *Elend der Diskurse*.²

Überhaupt zeugt die ganze Metaphorik der Gesprächs- und Streitkultur noch immer eher von Scharmützeln, als ginge es ums Hauen und Stechen und als wäre es das, worauf es ankommt. So entstehen keine konstruktiven Gespräche, wie wir sie seit SOKRATES schätzen gelernt haben sollten. — Entscheidend wäre die Entwicklung gemeinsamer Vorstellungen in den Diskursen, die sich erst öffnen müssen für das, was bisher noch nicht gesehen, nicht gespürt, also noch gar nicht wahrgenommen werden konnte. Daher ist die *Ästhetik* geradezu wegweisend beim allmählichen Verfertigen zunehmend verständnisvoller und insofern vernünftiger Gedanken im Fortgang der Diskurse, so WOLFGANG WELSCH:

Die Ästhetik sollte ... nicht nur Ästhetisches, sondern die Doppelfigur von Ästhetischem und Anästhetischem ins Auge fassen. (...)

¹Hierzu: Heinz-Ulrich Nennen (Hrsg.): *Diskurs. Begriff und Realisierung*. Würzburg 2000.

²Hierzu: Heinz-Ulrich Nennen: *Philosophie in Echtzeit. Die Sloterdijk-Debatte: Chronik einer Inszenierung*. A. a. O.

›Ästhetik‹ war zunächst — seit 1750 — der Titel einer philosophischen Disziplin, die ein Wissen vom Sinnhaften anstrebte und daher von Baumgarten, ihrem Gründungs-vater, als *episteme aisthetike* — kurz ›Ästhetik‹ — bezeichnet wurde. Demgegenüber ist es nachher zu einer Verengung vorwiegend auf die Kunst oder gar nur aufs Schöne gekommen. Diese Verengung wäre meines Erachtens heute rückgängig zu machen. Ich möchte Ästhetik genereller als Aisthetik verstehen: als Thematisierung von Wahrnehmungen aller Art, von sinnhaften ebenso wie geistigen, alltäglichen wie sublimen, lebensweltlichen und künstlerischen.

›Anästhetik‹ verwende ich als Gegenbegriff zu ›Ästhetik‹. ›Anästhetik‹ meint jenen Zustand, wo die Elementarbedingung des Ästhetischen — die Empfindungsfähigkeit — aufgehoben ist. Während die Ästhetik das Empfinden stark macht, thematisiert Anästhetik die Empfindungslosigkeit — im Sinn eines Verlusts, einer Unterbindung oder der Unmöglichkeit von Sensibilität, und auch dies auf allen Niveaus: von der physischen Stumpfheit bis zur geistigen Blindheit. Anästhetik hat es, kurz gesagt, mit der Kehrseite der Ästhetik zu tun. (...)

Unter dem Titel des Anästhetischen geht es vielmehr um das grenzgängerische Doppel der Ästhetik selbst. Dabei betont Anästhetik die Elementarschicht der *aisthesis*. ›Aisthesis‹ ist ja ein doppeldeutiger Ausdruck, kann Empfindung oder Wahrnehmung, Gefühl oder Erkenntnis, *sensation* oder *perception* meinen. Und während die Ästhetik in ihrer traditionellen Ausformung meist nur den kognitiven Pol betonte, bezieht sich Anästhetik, wie ich sie hier in die ästhetische Diskussion einführen möchte, primär auf die Empfindung. Das ist nicht erst in der Philosophie, sondern schon in der Medizin so: Durch Anästhesie schaltet man die Empfindungsfähigkeit aus — und der Wegfall des höheren, des erkenntnishaften Wahrnehmens erweist sich

*als bloße Folge davon. Anästhetik problematisiert also die Elementarschicht des Ästhetischen, seine Bedingung und Grenze.*¹

Das Niegesehene in den Blick nehmen und das Niewahrgenommene nicht nur zu spüren, sondern zur Sprache zu bringen, das erst macht *Aisthesis* aus. Noch immer wird viel zu viel Wert auf reine Rationalität gelegt, aber unser Empfindungsvermögen ist nicht minder wichtig. Erst die *Vernunft* hat es aufs Ganze abgesehen, daher sind wir auf *Diskurse* angewiesen, um den geistigen Horizont des Verstehens gemeinsam zu erweitern. — Wahrheiten machen nicht unbedingt frei, sie belasten eher so wie Sinneseindrücke, die neu und ungewohnt sind.

Verstehen ist kein rein kognitiver und psychischer, sondern immer auch ein sinnlicher und daher physischer Prozeß. Unser Geist braucht den Körper als Referenzebene, als ›Zeugen‹, um sicher zu gehen. Wir könnten uns ansonsten alles mögliche auch nur ›einbilden‹, daher ist der Körper als ›Zeuge‹ unverzichtbar. — Gleichwohl spielen die Gesellschaft, die Kultur, vor allem die *Macht* in diese Selbstverhältnisse hinein, so MICHEL FOUCAULT.

Es kommt zu einer Internalisierung von Machtverhältnissen, die jeder Einzelne, jedes *Subjekt* an sich selbst exekutiert, im Nexus schillernder Begriffe wie *Gewissen, Seele, Körper, Macht, Wissen, Herrschaft, Disziplin, Sexualität, Überwachen, Strafe, Selbstsorge* und *Wahn*:

Man sage nicht, die Seele sei eine Illusion oder ein ideologischer Begriff. Sie existiert, sie hat eine Wirklichkeit, sie wird ständig produziert — um den Körper, am Körper, im Körper — durch Machtausübung an jenen, die man bestraft, und in einem allgemeineren Sinne an je-

¹Wolfgang Welsch: Ästhetik und Anästhetik. In: Wolfgang Welsch und Christine Pries (Hrsg.): Ästhetik im Widerstreit. A. a. O. S. 67–69.

nen, die man überwacht, dressiert und korrigiert, an den Wahnsinnigen, den Kindern, den Schülern, den Kolonisierten, an denen, die man an einen Produktionsapparat bindet und ein Leben lang kontrolliert. (...) Diese wirkliche und unkörperliche Seele ist keine Substanz; sie ist das Element, in welchem sich die Wirkungen einer bestimmten Macht und der Gegenstandsbezug eines Wissens miteinander verschränken; (...). Über diese Verzahnung von Machtwirklichkeit und Wissensgegenstand hat man verschiedene Begriffe und Untersuchungsbereiche konstruiert: Psyche, Subjektivität, Persönlichkeit, Bewußtsein, Gewissen usw.; man hat darauf wissenschaftliche Techniken und Diskurse erbaut; man hat darauf die moralischen Ansprüche des Humanismus gegründet. Doch täusche man sich nicht: man hat an die Stelle der Seele, der Illusion der Theologen, nicht einen wirklichen Menschen, einen Gegenstand des Wissens, der philosophischen Reflexion oder technischen Intervention, gesetzt. Der Mensch, von dem man uns spricht und zu dessen Befreiung man einlädt, ist bereits in sich das Resultat einer Unterwerfung, die viel tiefer ist als er. Eine ›Seele‹ wohnt in ihm und schafft ihm eine Existenz, die selber ein Stück der Herrschaft ist, welche die Macht über den Körper ausübt. Die Seele: Effekt und Instrument einer politischen Anatomie. Die Seele: Gefängnis des Körpers.¹

Im Sinne der Mythen läßt sich mit Fug und Recht konstatieren, daß die *Psyche* als *forum internum* und die *Vernunft* als *forum externum* am Beispiel mächtigster Götter konzipiert worden sind. Im Hintergrund von *Theogenese* und *Psychogenese* firmiert eine *List der Vernunft*, die zunächst Götter als Projektion ihrer eigenen Ideale erschafft und sich ganz allmählich deren Kompetenzen aneignet, um sie zu beerben und schließlich selbst vor Gericht zu

¹Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Übers. von Walter Seitter. Frankfurt am Main 1994. S. 41f.

stellen, vor den *Gerichtshof der Vernunft*. — Gleichwohl könnten wir uns täuschen in der Einschätzung, wir hätten es tatsächlich mit einer Zunahme der Freiheit und nicht vielmehr mit einer Zunahme von Kontrolle und Disziplin zu tun.

Aufgrund dieser überhistorischen List muß der Mensch im Verlauf dieser Genese früher oder später selbst an die Stelle der Götter und ihrer Priester treten. Daher mußte auch früher oder später das Menschliche an den Göttern und das Göttliche am Menschen zum Vorschein kommen. Beide nähern sich im Zuge der Zivilisationsgeschichte immer mehr an, nicht nur, weil Götter mehr und mehr in Menschengestalt auftreten, sondern auch, weil sich beide mehr oder weniger erfolgreich als Schöpfer versuch(t)en.

Die Natur schlägt ein Auge auf

Der immanente, diesseitig erscheinende und vorzeiten auch noch partiisch in die Geschichte eingreifende Gott, wie ihn die *Bibel* noch darstellt, steht am rudimentären Anfang dieser *Theogenese*. Es sind zwar mächtige, aber auch ungezügelter Götter, die so manche Häutung noch vor sich haben, ein Kunststück, das die Schlange im Paradies nachweislich bereits beherrscht.

Der ehemals höchst ethnozentrische Gott aus der Bibel ist anfangs nichts weiter als ein historisches Epiphänomen. Bemessen an der *Idee der Vernunft* fehlt ihm eindeutig die Universalisierbarkeit. Im übrigen ist es ein Widerspruch in sich, einen ›einzig wahren Gott‹ anzunehmen, diesen aber ganz exklusiv nur für sich und die seinen zu beanspruchen. — Eine solche Gottheit muß mit sich, mit der Idee des Monotheismus und vor allem mit der Idee der Vernunft in einen unheilvollen Widerspruch geraten.

Der Menschwerdung Gottes muß eine Gottwerdung des Menschen entsprechen, weil ein leidender Gott nicht mehr leisten kann, was zuvor noch garantiert wurde: Macht, Rache, Vergeltung und

Gericht. Vor allem kann ein solcher Gott immer weniger eine Entlastung von der Eigenverantwortlichkeit garantieren. — Was aber bei den Göttern zur Entlastung führt, muß zwangsläufig auf Seiten des Menschen zur Belastung werden, es ist ein Prozeß der Umschuldung, so ODO MARQUARD:

Die Verabschiedung Gottes bedeutet, was immer sie sonst noch bedeuten mag, jedenfalls das eine: was zuvor (im Zeitalter der traditionellen Theodizee) als Streit des Menschen mit Gott — als transzendente, als sozusagen menscheits-außenpolitische Frage — abgemacht werden konnte, muß jetzt als Streit des Menschen mit Menschen — also als immanente, als menscheitsinnenpolitische Frage — ausgefochten werden. Wo der außerweltliche Sündenbock verlorengeht, muß ersatzweise ein innerweltlicher und dort, wo die Natur dafür als ungeeignet gilt, ein menschlicher Sündenbock gefunden werden: die vormals transzendent adressierte Unzufriedenheit mit der Welt muß ans Immanente, ans Binnengeschichtliche umadressiert werden.¹

Der Schöpfergott, die Natur und die Welt werden entübelt, dafür wird der Mensch mehr und mehr selbst in die Pflicht genommen. Was auch immer dem Schöpfergott im weiteren Verlauf seiner Entwicklungsgeschichte nachgesehen wird, muß fortan dem Menschen angelastet werden. Hierin dürfte auch der eigentliche Grund liegen, warum gerade die Unterscheidungsmöglichkeiten zwischen dem *Künstlichen* und dem *Natürlichen* derart in Verwirrung geraten sind, so daß sie kaum noch Orientierung leisten.

Während die *Psyche* zum *Pantheon* ehemals göttlicher Motive avanciert, die stets miteinander im Hader liegen, so entwickelt sich auch die *Vernunft* zum *Pantheon* einander widerstreitender

¹Odo Marquard: Wie irrational kann Geschichtsphilosophie sein? In: Ders.: Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie. Aufsätze. Frankfurt am Main 1982. S. 66–82. Zit. v. S. 77.

Einzelperspektiven. Wie zuvor die Götter, so sollen auch die Teilrationalitäten fortan gegeneinander antreten am Gerichtshof der Vernunft. Derweil kommt es auch in der *Psyche* zur Entwicklung neuer Potentiale, die darauf hinauslaufen, mit *multiplen Identitäten* umgehen zu können.

Nichts ist vor dem offenen Horizont ultimativer Spekulationen beeindruckender als ein Gedanke des späten SCHELLING: Die Natur habe mit dem Menschen ein Auge aufgetan, um sich selbst in den Blick zu nehmen ...

So wie Max Scheler in seinem anthropologischen Entwurf ›Die Stellung des Menschen im Kosmos‹ die geistige Personalität des durch den Menschen werdenden Gottes, so knüpft Heidegger am Ende seiner Vorlesung an einen anderen großen Gedanken Schellings an: Die Natur schlägt im Menschen ihre Augen auf und bemerkt, daß sie da ist. Diesen Schellingschen Lichtblick (GA 29/30, 529) nennt Heidegger die ›offene Stelle‹, die sich im Menschen inmitten des naturhaft verschlossenen Seienden aufgetan hat. Ohne den Menschen wäre das Sein stumm: es wäre vorhanden, aber es wäre nicht — da. Im Menschen ist die Natur zur Selbstsichtbarkeit durchgebrochen.¹

In der *Natur* die unbewußte Tätigkeit eines Geistes zu sehen, der sukzessive auf ein Ziel hin ausgerichtet ist, ein verborgener, kommender, *werdender Gott*, dieser Gedanke hat seinerzeit eine ganze Generation früher Romantiker beflügelt.² Im Hintergrund steht eine spekulative Metaphysik, derzufolge Gott selbst in die Schöpfung eingegangen ist, um sich seiner selbst bewußt zu werden, und dazu habe die Natur den *Menschen* erschaffen, um

¹Rüdiger Safranski: Eine Meister aus Deutschland. Heidegger und seine Zeit. Frankfurt am Main 2003. S. 229.

²Siehe hierzu: Manfred Frank: Der kommende Gott. Vorlesungen über die Neue Mythologie; Frankfurt am Main 1982.

sich selbst in den Blick zu nehmen. — Diesen Gedanken hat SCHELLING auch in einem Gedicht aus dem Jahre 1799 zum Ausdruck gebracht. Es ist ein Pamphlet in satirischer Absicht, eine bissige Auseinandersetzung mit zeitgenössischen Denkern, die noch immer an herkömmlichen Glaubensvorstellungen festhalten. Dagegen setzt SCHELLING seine eigenen Vorstellung über *Moral, Religion, Natur* und nicht zuletzt auch über *Lust, Liebe* und *Sinnlichkeit*.

GOETHE wird dieses Gedicht sehr schätzen, rät aber von der geplanten Veröffentlichung im *Athenäum* ab, so daß es erst im Nachlaß bekannt wird. Aber solange SCHELLING lebt, wird er immer wieder in seinen Vorlesungen daraus zitieren:

Die Natur

*muss sich unter Gesetze schmiegen,
ruhig zu meinen Füßen liegen.
Steckt zwar ein Riesegeist darinnen,
ist aber versteinert mit seinen Sinnen,
kann nicht aus dem engen Panzer heraus,
noch sprengen das eisernen Kerkerhaus,
obgleich er oft die Flügel regt,
sich gewaltig dehnt und bewegt,
in toten und lebend'gen Dingen
tut nach Bewusstsein mächtig ringen.
Allmählich lernt er im Kleinen Raum gewinnen,
darin er zuerst kommt zum Besinnen.
In einen Zwergen eingeschlossen
von schöner Gestalt und graden Sprossen,
heißt in der Sprache Menschenkind,
der Riesegeist sich selber find't.¹*

¹Friedrich Wilhelm Joseph von Schelling: Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens (1799/1800). In: Briefe und Dokumente 1: 1775–1809, hrsg. v. H. Fuhrmanns, Bonn 1962. S. 213.

Diese Meistererzählung vom werdenden, selbst in die Schöpfung eingegangenen, sich riskierenden Gott, der seinerseits auf den Menschen als kommenden Gott angewiesen ist, findet sich wieder in einem Kunstmythos, den HANS JONAS erzählt hat:

Im Anfang, aus unerkennbarer Wahl, entschied der göttliche Grund des Seins, sich dem Zufall, dem Wagnis und der endlosen Mannigfaltigkeit des Werdens anheimzugeben. Und zwar gänzlich: Da sie einging in das Abenteuer von Raum und Zeit, hielt die Gottheit nichts von sich zurück; kein unergriffener und immuner Teil von ihr blieb, um die umwegige Ausformung ihres Schicksals in der Schöpfung von jenseits her zu lenken, zu berichtigen und letztlich zu garantieren. Auf dieser bedingungslosen Immanenz besteht der moderne Geist. Es ist sein Mut und seine Verzweiflung, in jedem Fall seine bittere Ehrlichkeit, unser In-der-Welt-Sein ernst zu nehmen: die Welt als sich selbst überlassen zu sehen, ihre Gesetze als keine Einmischung duldend, und die Strenge unserer Zugehörigkeit als durch keine außerweltliche Vorsehung gemildert. Dasselbe fordert unser Mythos von Gottes In-der-Welt-Sein. Nicht aber im Sinne pantheistischer Immanenz... Vielmehr, damit Welt sei, und für sich selbst sei, entsagte Gott seinem eigenen Sein; er entkleidete sich seiner Gottheit, um sie zurückzuempfangen von der Odyssee der Zeit, beladen mit der Zufallsernte unvorhersehbarer zeitlicher Erfahrung, verklärt oder vielleicht auch entstellt durch sie. In solcher Selbstpreisgabe göttlicher Integrität um des vorbehaltlosen Werdens willen kann kein anderes Vorwissen zugestanden werden als das der Möglichkeiten, die kosmisches Sein durch seine eigenen Bedingungen gewährt: Eben diesen Bedingungen lieferte Gott seine Sache aus, da er sich entäußerte zugunsten der Welt.¹

¹Hans Jonas: Der Gottesbegriff nach Auschwitz. Eine jüdische Stimme. Frankfurt am Main 1987. S. 15ff.

Abbildungsverzeichnis

- Titelbild: LOU ANDREAS–SALOMÉ, PAUL RÉE und FRIEDRICH NIETZSCHE. Fotografie im Atelier JULES BONNET in Luzern zwischen dem 13. und 16. Mai 1882, nach einem Arrangement von FRIEDRICH NIETZSCHE. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). Diese Inszenierung wirft ein anderes Licht auf das falsch verstandene NIETZSCHE–Wort: *Wenn Du zum Weibe gehst...*, siehe hierzu S. 92 f. 1
- 1 Hieronymus Bosch: Der Heuwagen (ca. 1515). Prado, Madrid. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). Von Arezzo88, CC BY-SA 3.0. Lizenz: [Creative Commons](#). 34
- 2 MORITZ VON SCHWIND: *Nixen, einen Hirsch trinkend*. Um 1846, Öl auf Leinwand, 69 x 40 cm, Schack–Galerie, München. — Quelle: [Wikimedia](#). 43
- 3 UNBEKANNTER KÜNSTLER: *Kain erschlägt Abel*. 1886 oder früher. — Quelle: Illustration entnommen aus: Jan Nepomucen Lukowski (Hrsg.): *Zywot Pana i Zbawiciela Jezusa Chrystusa i Boga–Rodzicy Dziewicy Maryi*; 1886. Transfer für pl.wikipedia durch Piotrus, 8. Juli 2008. Public Domain via [Wikimedia](#). 58
- 4 FERNAND CORMON: *Kain*. 1880, Öl auf Leinwand, 384 x 700 cm, Musée d’Orsay, Paris. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). 67
- 5 Göbekli Tepe, Provinz Şanlıurfa, Türkei. — Quelle: [Göbekli Tepe: The World’s First Temple?](#) Retrieved 2009-04-01, gemeinfrei via: [Smithsonian.com](#). 71
- 6 Der Maulbeerbaum auf dem Göbekli Tepe, Wunschbaum und Wahrzeichen, 1995. — Quelle: [Çiğdem Köksal Schmidt: Göbekli Tepe’nin bitmek bilmez yol hikâyeleri](#). [Kültür Servisi](#). 72
- 7 Gesamtansicht des Grabungsfelds mit den Anlagen A–D, Zustand 2011. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). Lizenz: [Creative Commons: CC-BY-3.0](#). 73

- 8 Göbekli Tepe, Anlage C, Pfeiler 27 mit Hochrelief. — Quelle: [Deutsches Archäologisches Institut, Göbekli Tepe-Projekt](#). Foto: Nico Becker, DAI. Lizenz: [Creative Commons: CC-BY-NC-ND](#). 75
- 9 Göbekli Tepe, Pfeiler 56 in Anlage H; Schema mit Umzeichnung und Numerierung der Bildmotive. — Quelle: Göbekli Tepe, Anlage H. Ein Vorbericht beim Ausgrabungsstand von 2014. Public domain via [Hummanities Commons](#). Foto: Niko Becker, DAI. 76
- 10 JOHANN HEINRICH FÜSSL: *Halbfigur einer Kurtisane mit Federbusch, Schleife und Schleier im Haar*. (Ein Porträt der Gattin des Künstlers). 1800–1810, Tusche und Bleistift aquarelliert auf Karton, 28,3 x 20 cm, Kunsthaus, Zürich. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). 87
- 11 BARTOLOMEO VENETO: *Idealbildnis einer Kurtisane als Flora*. 1520, 43,6 x 34,6 cm, Mischtechnik auf Pappelholz; Städels Museum, Frankfurt am Main. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). 88
- 12 Giovanni Battista Tiepolo: *Venus und Vulcan*, (um 1758). Philadelphia Museum of Art. — Quelle: [Wikimedia Commons](#) veröffentlicht unter [GNU-Lizenz](#) für freie Dokumentation. 91
- 13 LOU ANDREAS–SALOMÉ PAUL RÉE und FRIEDRICH NIETZSCHE. *Fotographie im Atelier JULES BONNET in Luzern zwischen dem 13. und 16. Mai 1882, nach einem Arrangement von FRIEDRICH NIETZSCHE*. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). 94
- 14 FRANK MARC: *Kämpfende Formen*. 1914, Leinwand, 91 x 130 cm; Neue Pinakothek, München. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). 101
- 15 CLAUDE VIGNON: *Krösus erhält Tribut durch einen lydischen Bauern*. 1629, Öl auf Leinwand, 105 x 149 cm; Musée des Beaux-Arts de Tour, Frankreich. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). 107
- 16 FRANZ FRANCKEN: *Krösus zeigt Solon seine Schätze*. Um 1620, Farbe auf Eichenholz, 86,5 x 120 cm, Kunsthistorisches Museum, Wien. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). 113
- 17 ARNOLD BÖCKLIN: *Toteninsel*. 1880, Öl auf Holz, 71 x 122 cm, Metropolitan Museum of Art, New York. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). 124

- 18 ANONYM: *Liebs-Geschichte des Herrn * * **, d. i.: Wunderbare Wirkung der SYMPATHIE, oder heimlichen Natur-Triebs. A. d. Franz. übers. von Adam Jonathan Felßecker; Franckfurt, Leipzig 1717. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#), veröff. nach Olaf Simons: *Marteaus Europa oder Der Roman*, bevor er Literatur wurde. Amsterdam, Atlanta, 2001. S. 532. 126
- 19 JEAN-LÉON GÉRÔME: *Der Sklavenmarkt*. Um 1866, Öl auf Leinwand, 84,8 x 63,5 cm, Sterling and Francine Clark Art Institute, Williamstown; Massachusetts. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). 140
- 20 GUSTAV KLIMT: *Leben und Tod*. 1908–1911, Öl auf Leinwand, 178 x 198 cm, Wien, Sammlung Leopold. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). 142
- 21 FRANÇOIS CHIFFLART: *Das Gewissen*. 1877, Zeichenkohle auf Papier, 56,7 x 41,4 cm; Maisons de Victor Hugo, Paris. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). 147
- 22 *Grab 43 des kupferzeitlichen Gräberfeldes von WARNA am Schwarzen Meer*. Bulgarien, ca. 4600–4000 v. u. Z. — Quelle: Yelkrokoyade. Travail personnel au musée archéologique de Varna — Bulgarien; via [Wikimedia](#). Lizenz: [Creative Commons Attribution-Share Alike 3.0 Unported license](#). [GDFL](#), [CC-BY-SA-3.0](#) or [CC-BY-SA-2.5-2.0-1.0](#). 157
- 23 JEAN-FRANÇOIS MILLET (II): *Der Kornschwinger*. 1846f., Öl auf Leinwand, 79 x 59 cm, Paris, Musée d’Orsay. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). 185
- 24 Tafel XI des Gilgamesch-Epos, Britisches Museum. — Quelle: Foto von Timo Roller via [Wikimedia](#), Lizenz: [Creative Commons: CC-BY-3.0](#). 192
- 25 NASA-Bild der Plaketten auf den Raumsonden Pioneer 10 und 11 aus dem Jahre 1972. — Quelle: Public Domain via [Wikimedia](#). 193

Allen, die für die vorliegende Publikation ihre Bilder zur Verfügung gestellt haben, danke ich für die freundliche Genehmigung zum Abdruck. — Bei aller Sorgfalt ist es in Einzelfällen nicht gelungen, die Quellen exakt zu belegen und die Urheberrechte zweifelsfrei zu klären.

Sollten Sie vermuten, durch diese Publikation — in der Version als Buch oder auch im Internet — würde eines Ihrer Schutzrechte verletzt, setzen Sie sich bitte umgehend per E-Mail unter heinz-ulrich.nennen@t-online.de mit mir in Verbindung, damit zügig Abhilfe geschaffen werden kann.

Literaturverzeichnis

ADORNO, THEODOR W.; HORKHEIMER, MAX

2003 *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*. In: Ges. Schriften, hrsg. von Rolf Tiedemann u. Mitw. von Gretel Adorno, Susan Buck-Morss und Klaus Schultz, Band 5, Frankfurt am Main 2003.

AISCHYLOS

1958 *Der gefesselte Prometheus*. In: Griechische Tragiker: Aischylos, Sophokles, Euripides. Hrsg. v. Wolf Hartmut Friedrich, übers. v. J. G. Droysen (Aischylos), K. W. F. Solger (Sophokles), J. A. Hartung (Euripides), München.

ALBRECHT, JÖRG

2018 *Jörg Albert: Out of Africa oder Multiregionalismus?* In: Telepolis, 24. Juni 2018.

ARISTOTELES

1909 *Nikomachische Ethik*. Ins Deutsche übertr. von A. Lasson; Jena.

ARNSWALD, ULRICH; SCHÜTT, HANS-PETER (HRSG.)

2010 *Thomas Morus' Utopia und das Genre der Politischen Philosophie*. EuKLID. Europäische Kultur und Ideengeschichte, Studien. Band 4. Karlsruhe.

AUFFARTH, CHRISTOPH

1992 *Aufnahme und Zurückweisung ›Neuer Götter‹ im spätclassischen Athen: Religion gegen die Krise, Religion in der Krise?* In: Walter Eder (Hrsg.): Die athenische Demokratie im 4. Jahrhundert v. Chr. Vollendung oder Verfall einer Verfassungsform; Stuttgart.

BADISCHES LANDESMUSEUM KARLSRUHE (HRSG.)

2007 *Die ältesten Monumente der Menschheit. Vor 12.000 Jahren in Anatolien*. Begleitbuch zur Ausstellung im Badischen Landesmuseum vom 20. Januar bis zum 17. Juni 2007; Stuttgart.

BALTES, MATTHIAS

2005 *Epinoēmata*. Kleine Schriften zur Antiken Philosophie, hrsg. von Marie-Luise Lakmann. Beiträge zur Altertumskunde 221. München, Leipzig.

BECK, ULRICH

1988 *Gegengifte. Die organisierte Unverantwortlichkeit*. Frankfurt am Main.

BINSWANGER, LUDWIG

1942 *Grundformen und Erkenntnis menschlichen Daseins*. Zürich.

BIRNBACHER, DIETER

1986 *Sind wir für die Natur verantwortlich?* In: Ders. (Hrsg.): *Ökologie und Ethik*; Stuttgart. S. 103–139.

BIRNBACHER, DIETER; HOMMEN, DAVID

2012 *Negative Kausalität*. Berlin, Boston.

BLOCH, ERNST

1985 *Das Prinzip Hoffnung*. Werkausgabe: Band 5. Frankfurt am Main.

1985 *Briefe 1903–1975*. 2 Bde., hrsg. von Jan Robert Bloch u. a.; Frankfurt.

BLANKENBURG, WOLFGANG

2007 *Wie weit reicht die dialektische Betrachtungsweise in der Psychiatrie?* In: Ders.: *Psychopathologie des Unscheinbaren*. Ausgew. Aufs., hrsg. v. Martin Heinze; Berlin 2007. S. 149–182.

2007 *Die anthropologische und daseinsanalytische Sicht des Wahns*. In: Ders.: *Psychopathologie des Unscheinbaren*. Ausgew. Aufs., hrsg. v. Martin Heinze; Berlin 2007. S. 69–95.

BLUMENBERG, HANS

1989 *Höhlenausgänge*. Frankfurt am Main.

1990 *Arbeit am Mythos*. Frankfurt am Main.

1997 *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*. Frankfurt am Main.

BODE, SABINE

2014 *Die vergessene Generation. Die Kriegskinder brechen ihr Schweigen*. 20. Aufl., Stuttgart.

BÖHME, GERNOT

2002 *Der Typ Sokrates*. 3. erw. Aufl., Frankfurt am Main.

BORNSCHEUER, LOTHAR

1974 *Topik. Zur Struktur der gesellschaftlichen Einbildungskraft*. Frankfurt am Main.

BRECHT, BERTOLT

2000 *Werke. Große komment. Berliner u. Frankf. Ausg. in 30 Bänden*. Hrsg. von Werner Hecht, Jan Knopf, Werner Mittenzwei, Klaus-Detlef Müller; Berlin, Weimar, Frankfurt am Main.

BREMBERG, REINHARD J.

2006 *Die ältesten Tempel der Welt. Die Schamanen von Göbekli Tepe*. In: *Süddeutsche Zeitung*, 10.03.2006.

CAMPBELL, JOSEPH

1978 *Der Heros in tausend Gestalten*. Übers. v. Karl Koehne; Frankfurt am Main.

1993 *Mythen der Menschheit*. München 1993.

1994 *Die Kraft der Mythen. Bilder der Seele im Leben des Menschen*. Zürich.

1996 *Die Masken Gottes*. 4 Bände; München.

CAMUS, ALBERT

2000 *Der Mythos des Sisyphos*. Dtsch. von Vincent von Wroblewsky. Reinbek.

CAPELLE, WILHELM

1935 *Die Vorsokratiker. Die Fragmente und Quellenberichte*. Übers. u. eingel. v. W. Capelle; Leipzig.

CHILDE, GORDON

o.J. *Stufen der Kultur. Von der Urzeit zur Antike*; Stuttgart, Zürich, Salzburg.

o.J. *The Urban Revolution*. In: *Town Planning Review* 21 (1) S. 3–17.

DILLER, HANS

1971 *Hesiod und die Anfänge der griechischen Philosophie (1946)*. In: *Kleine Schriften zur antiken Literatur*; hrsg. v. H.-J. Newiger u. H. Seyffert; München. S. 19–34.

DOSTOJEWSKI, FJODOR M.

1920 *Die Dämonen*. In: *Die Teufel*. 3 Bde., Übers. v. H. Röhl, Leipzig [1920]. Bd. 3. S. 271.

DSCHUANG DSI

1977 *Das wahre Buch vom südlichen Blütenland*. A. d. Chin. übertr. u. erl. v. R. Wilhelm; Düsseldorf, Köln.

DUERR, HANS PETER (HRSG.)

1978 *Traumzeit. Über die Grenzen zwischen Zivilisation und Wildnis*. Frankfurt am Main.

1981 *Der Wissenschaftler und das Irrationale*. Drei Bände; Frankfurt am Main.

DÜLL, RUPERT; NEUMAIER, OTTO; ZECHA, GERHARD (HRSG.)

2000 *Das Spiel mit der Antike. Zwischen Antikensehnsucht und Alltagsrealität*. Festschr. z. 85. Geb. v. Ruppert Düll, (Arianna, Bd. 1); Möhnesee.

ELIADE, MIRCEA

2008 *Das Heilige und das Profane. Vom Wesen des Religiösen*. Köln.

ELIAS, NORBERT

1969 *Die höfische Gesellschaft*; Neuwied, Berlin.

1969 *Über den Prozeß der Zivilisation*. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Zwei Bde.; 2. Aufl., Bern, München.

EMPEKOKLES

o.J. 158 fr. 109. Zit. n.: Wilhelm Capelle: *Die Vorsokratiker*. Die Fragmente und Quellenberichte. Übers. u. eingel. v. W. Capelle; Leipzig.

FEUERBACH, LUDWIG

1956 *Das Wesen des Christentums*. Ausgabe in zwei Bänden. Hrsg. v. Werner Schuffenhauer, Berlin.

FOUCAULT, MICHEL

1968 *Psychologie und Geisteskrankheit*. Frankfurt am Main.

1969 *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt am Main.

1973 *Archäologie des Wissens*. Frankfurt am Main.

1976 *Überwachen und Strafen: Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main.

- 1978 *Dispositive der Macht. Michel Foucault über Sexualität, Wissen und Wahrheit.* Berlin.
- 2001f *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits I–IV.* Hrsg. v. Daniel Defert und Francois Ewald; Frankfurt am Main.
- 2005 *Analytik der Macht.* Frankfurt am Main.
- 2007 *Ästhetik der Existenz. Schriften zur Lebenskunst.* Frankfurt am Main.
- 2009 *Die Regierung des Selbst und der anderen.* Aus dem Französischen von Jürgen Schröder; Frankfurt am Main.
- FRANK, MANFRED
- 1982 *Der kommende Gott. Vorlesungen über die Neue Mythologie.* Frankfurt am Main.
- FRANZ, MARIE–LOUISE
- 1985 *Träume.* 2. rev. Auflage; Einsiedeln.
- FRAZER, JAMES GEORG
- 1890 *The golden bough.* Zwei Bde.; London.
- FRIEDRICH, VOLKER (HRSG.)
- 2018 *Technik denken. Philosophische Annäherungen. Festschrift für Klaus Kornwachs.* Stuttgart.
- FRÜCHTL, JOSEF
- 1991 *Das Spiel der Vernunft und der Ernst der Kritik.* In: Wolfgang Welsch und Christine Pries (Hrsg.): *Ästhetik im Widerstreit. Interventionen zum Werk von Jean-François Lyotard.* Weinheim.
- GABEL, JOSEPH
- 1964 *Formen der Entfremdung. Aufsätze zum falschen Bewußtsein.* Frankfurt am Main.
- GADAMER, HANS–GEORG
- 1967 *Prometheus und die Tragödie der Kultur (zuerst 1946).* In: *Kleine Schriften II;* Tübingen. S. 64–74.
- GOETHE, JOHANN WOLFGANG VON GOETHE
- 1827 *Gedichte. (Ausgabe letzter Hand, 1827).* In: Berl. Ausg. Hrsg. von Siegfried Seidel; Berlin 1960ff.
- 1982f *Werke. Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, mit Kommentar und Registern.* Hrsg. von Erich Trunz. München.

GRIMM

1777 *Kinder- und Hausmärchen. Gesammelt durch die Brüder Grimm.* München.

HAMMANN, JOACHIM

2007 *Die Heldenreise im Film. Drehbücher, aus denen die Filme gemacht werden, die wirklich berühren.* Frankfurt am Main.

HEDERICH, BENJAMIN

1770 *Gründliches mythologisches Lexikon.* Leipzig.

HEGEL, GEORG WILHELM FRIEDRICH

1970 *Phänomenologie des Geistes.* In: Werke. Hrsg. v. Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel; Frankfurt am Main 1970. Bd. 3.

1970 *Werke.* Hrsg. v. Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel; Frankfurt am Main 1970.

HEIDEGGER, MARTIN

1967 *Sein und Zeit.* Tübingen.

HESIOD

o.J. Sämtl. Werke. Übers. v. Thassilo v. Scheffer; hrsg. v. E. G. Schmidt; Leipzig.

1994 *Werke in einem Band.* A. d. Grch. von Luise und Klaus Hallof. Berlin, Weimar.

HESSE, HERMANN

1973f. *Gesammelte Briefe in vier Bänden.* In Zusammenarbeit mit Heiner Hesse, hrsg. v. Ursula und Volker Michels. Frankfurt am Main 1973–1986.

HERDER, JOHANN GOTTFRIED

1967 *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.* Erster Theil. Sämtliche Werke. Bd. XIII; hrsg. v. B. Suphan; Hildesheim.

HOBBS, THOMAS

1996 *Leviathan.* Aus d. Engl. übertr. von Jutta Schlösser. Mit einer Einf. hrsg. von Hermann Klenner; Hamburg.

HOMER

1976 *Werke in zwei Bänden.* Aus dem Griechischen übersetzt von Dietrich Ebener. 2. Aufl.; Berlin, Weimar.

HORAZ

1993 *Sämtliche Werke*. Hrsg. v. Hans Färber, (Sammlung Tusculum); 10. Aufl., München.

HORSTMANN, ULRICH

1983 *Das Untier. Konturen einer Philosophie der Menschenflucht*. Wien.

HUGO, VICTOR

1959f *Die Legende der Jahrhunderte*. Paris.

I GING

1987 *I Ging: Buch der Wandlungen*. Aus dem Chines. übers. von Richard Wilhelm, 14. Aufl., Köln.

ILLOUZ, EVA

2003 *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus*. Frankfurt am Main, New York.

2011 *Warum Liebe weh tut. Eine soziologische Erklärung*. Berlin.

2013 *Die neue Liebesordnung. Frauen, Männer und »Shades of Grey«*. Berlin.

2017 *Wa(h)re Gefühle. Authentizität im Konsumkapitalismus*. Berlin.

JAFFÉ, ANIELE

1962 *Glossar zu: Erinnerungen, Träume, Gedanken von C. G. Jung*. Aufgez. u. hrsg. von Aniela Jaffé. Zürich, Stuttgart.

JAPP, UWE

2005 *Generische Formen. Goethes »Festspiel« Pandora (07.11.2005)*. In: [Goethezeitportal](#). [09.09.12].

JOHANSON, DONALD; EDAY, MAITLAND

1992 *Lucy. Die Anfänge der Menschheit*. 5. Aufl.; München.

JONAS, HANS

1987 *Der Gottesbegriff nach Auschwitz. Eine jüdische Stimme*. Frankfurt am Main.

JÜNGEL, EBERHARD

1977 *Gott als Geheimnis der Welt. Zur Begründung der Theologie des Gekreuzigten im Streit zwischen Theismus und Atheismus*. 2. durchges. Aufl.; Tübingen.

JUNG, CARL GUSTAV

1958f *Gesammelte Werke*. 18 Bände. Zürich, Olten 1958–1981.

KADROW, SLAWOMIR

- 2011 *Kupferzeitliche Sozialstrukturen*. In: Svend Hansen, Johannes Müller (Hrsg.): *Sozialarchäologische Perspektiven: Gesellschaftlicher Wandel 5000–1500 v. Chr. zwischen Atlantik und Kaukasus*. Internationale Tagung 15.–18. Oktober 2007, Kiel (= *Archäologie in Eurasien* 24). Mainz 2011. S. 107–121.

KANT, IMMANUEL

- 1964 *Werke in sechs Bänden*. Bd. VI: *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel; Darmstadt.

KAULBACH, FRIEDRICH

- 1990 *Philosophie des Perspektivismus*. 1. Teil: *Wahrheit und Perspektive bei Kant, Hegel und Nietzsche*; Tübingen.

KELTEN, HANS

- 1940 *Die Entstehung des Kausalgesetzes aus dem Vergeltungsprinzip*. In: *Erkenntnis. The Journal of Unified Science*. Vol. 8. 1939/40; Hamburg. S. 69–130.

KERÉNYI, KARL

- 1959 *Prometheus. Die menschliche Existenz in griechischer Deutung*. Hamburg.

KOHL, KARL-HEINZ

- 1981 *Entzauberter Blick. Das Bild vom Guten Wilden und die Erfahrung der Zivilisation*; Berlin.

KOLB, FRANK

- 1984 *Die Stadt im Altertum*. München.

KORNWACHS, KLAUS

- 1995 *Das Prinzip der Bedingungserhaltung*. Arbeitspapier, Lehrstuhl für Technikphilosophie, Brandenburgische Technische Universität Cottbus, Cottbus.

- 2012 *Strukturen technologischen Wissens. Analytische Studien zu einer Wissenschaftstheorie der Technik*. Berlin.

- 2013 *Philosophie der Technik*. Eine Einführung; München.

KRANZ, WALTHER

- 1941 *Die Griechische Philosophie. Zugleich eine Einführung in die Philosophie überhaupt*. Leipzig.

LEIBNIZ, GOTTFRIED WILHELM

1996 *Theodizee. Das ist, Versuch von der Güte Gottes, Freiheit des Menschen, und vom Ursprunge des Bösen.* Nach der 1744 ersch., m. Zus. u. Anm. v. J. C. Gottsched erg. 4. Ausg., hrsg. v. H. Horstmann; Berlin.

LÉVI-STRAUSS, CLAUDE

1972 ›Primitive‹ und ›Zivilisierte‹. *Nach Gesprächen aufgezeichnet von G. Charbonnier.* Übers. v. A. Kuoni u. K. Reinhart; Zürich.

LESSING, THEODOR

1983 *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen.* [Erstausg. München 1919] München 1983.

LUKÁCS, GEORG

1920 *Die Theorie des Romans. Ein geschichtsphilosophischer Versuch über die Formen der großen Epik.* Berlin.

MALINOWSKI, BRONISLAW

1975 *Eine wissenschaftliche Theorie der Kultur (1941).* In: *Eine wissenschaftliche Theorie der Kultur.* Übers. v. F. Levi; Frankfurt. S. 45–172.

MARQUARD, ODO

1973 *Schwierigkeiten mit der Geschichtsphilosophie. Aufsätze.* Frankfurt am Main.

1981 *Abschied vom Prinzipiellen.* Stuttgart.

1983 *homo compensator. Zur Anthropologischen Karriere eines metaphysischen Begriffs.* In: *Der Mensch und die Wissenschaften vom Menschen.* Die Beitr. d. XII. Dtsch. Kongr. f. Phil. in Innsbruck v. 29. Sept. bis 3. Okt. 1981. Bd. I.: *Anthropologie der Gegenwart;* hrsg. v. G. Frey u. J. Zelger; Innsbruck.

1996 *Entlastungen. Theodizeemotive in der neuzeitlichen Philosophie.* In: Ders.: *Apologie des Zufälligen.* Philosophische Studien; Stuttgart. S. 11–32.

2000 *Philosophie des Stattdessen. Studien.* Stuttgart.

2003 *Zukunft braucht Herkunft. Philosophische Essays.* Stuttgart.

MARX, KARL

1956 *Thesen über Feuerbach.* In: *Karl Marx, Friedrich Engels: Werke,* Bd. 3. Hrsg. v. Inst. f. Marxismus–Leninismus b. ZK der SED; Berlin 1956.

- 1986 *Differenz der demokritischen und epikureischen Naturphilosophie. Vorrede.* In: Karl Marx, Friedrich Engels: Werke Ergänzungsband, Erster Teil, Berlin.
- MATHIEU, CAROLINE
1987 *Musée d'Orsay. Édition de la Réunion des Musées Nationaux.* Paris.
- MAUL, STEFAN
2014 *Das Gilgamesch-Epos.* Neu übers. u. komm, 6. durchges. Aufl., München.
- MEISTER, MARTIN
2008 *Am Anfang waren die Tempel.* In: Geo. Nr. 1/2008, S. 146–176.
- MEYER, MARTIN F.
1994 *Philosophie als Meßkunst. Platons epistemologische Handlungstheorie.* Münster, New York.
- MITTELSTRASS, JÜRGEN
1989 *Der Flug der Eule. Von der Vernunft der Wissenschaft und der Aufgabe der Philosophie.* Frankfurt am Main.
1992 *Leonardo-Welt. Über Wissenschaft, Forschung und Verantwortung.* Frankfurt.
2007 *Die Geisteswissenschaften, der naturwissenschaftlich-technische Fortschritt und die Zukunft der Universität.* Internationale Walter Benjamin Gesellschaft. [09.06.07; 23:00.]
- MÜLLER-BECK, HANSJÜRGEN
1983 *Die späte Mittelsteinzeit.* In: Ders. (Hrsg.): Urgeschichte in Baden-Württemberg; Stuttgart. S. 393–404.
- MÜLLER-KARPE, HERMANN
1976 *Geschichte der Steinzeit; 2. durchges. u. erg. Aufl.* München.
- MÜLLER-SALGET, KLAUS
2008 *Erläuterungen und Dokumente zu: Max Frisch: Homo faber.* Überarb. und erw. Neuausg.
- MUMFORD, LEWIS
1979 *Die Stadt. Geschichte und Ausblick.* 2 Bde., München.
- NANSEN, FRIDTJOF
2012 *Durch den Kaukasus zur Wolga (1930).* Bremen.

NENNEN, HEINZ-ULRICH

- 1991 *Ökologie im Diskurs. Studien zu Grundfragen der Anthropologie, Ökologie und zur Ethik der Wissenschaft*; Opladen.
- 1995 *Homo discursivus. Von den Grenzen zuträglicher Kontingenzerfahrung*; (Arbeitsbericht Nr. 48.), hrsg. v. d. Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg, Stuttgart.
- 1996 *Wissenschaft im Widerstreit. Eine Metakritik im Diskurs zum ›Expertendilemma‹*. In: Heinz-Ulrich Nennen, Detlef Garbe (Hrsg.): *Das Expertendilemma*. Heidelberg, New York. S. 143–179.
- 1996 *Zwischen den Stühlen: Notizen zur Technikfolgenabschätzung im Spannungsfeld zwischen Wissenschaft, Politik, Wirtschaft und Öffentlichkeit*. In: Elmar Wienhöfer (Hrsg.): *Bürgerforen als Verfahren der Technikfolgenabschätzung*; (Arbeitsbericht Nr. 67), hrsg. v. d. Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg, Stuttgart. S. 17–57.
- 1998 *Das Expertendilemma: Ein Fazit*. In: TA-Informationen, 3/98; hrsg. v. d. Akademie für Technikfolgenabschätzung in Baden-Württemberg, Stuttgart. S. 2–4.
- 1999 *Energie und Ethik. Ein Modell zur Bewertung von Technikfolgen*. In: Heinz-Ulrich Nennen, Georg Hörning (Hrsg.): *Energie und Ethik. Leitbilder im philosophischen Diskurs*; Frankfurt, New York. S. 299–355.
- 1999 *Zur Bewertung potentieller Technikfolgen im Diskurs ›Energie und Ethik‹*. In: Heinz-Ulrich Nennen, Georg Hörning (Hrsg.): *Energie und Ethik*. A. a. O. Frankfurt, New York. S. 19–43.
- 2003 *Philosophie in Echtzeit. Die Sloterdijk-Debatte: Chronik einer Inszenierung. Über Metaphernfolgenabschätzung, die Kunst des Zuschauers und die Pathologie der Diskurse*. Würzburg.
- 2010 *Über die Urbanisierung der Seele*. In: Ulrich Arnsward, Hans-Peter Schütt (Hrsg.): *Thomas Morus' Utopia und das Genre der Politischen Philosophie*; Karlsruhe 2010. S. 227–249.
- 2018 *Das Prometheus-Projekt und die Mitgift der Pandora*. In: Volker Friedrich (Hrsg.): *Technik denken. Philosophische Annäherungen*. Festschrift für Klaus Kornwachs; Stuttgart 2018. S. 123–132.
- 2018 *Der Mensch als Maß. Über Protagoras, Prometheus und Pandora*, (ZEITGEISTER 1). Hamburg.

- 2019 *Pandora: Das schöne Übel. Über die dunklen Seiten der Vernunft*, (ZEITGEISTER 3). Hamburg.
- 2019 *Die Masken der Götter. Anthropologie der modernen Welt.*, (ZEITGEISTER 4). Hamburg.
- 2019 *Das erschöpfte Selbst. Erläuterungen zur Psychogenese*, (ZEITGEISTER 5). Hamburg.
- 2019 *Empathie. »Aufmerksamkeit« zwischen Attitüde, Anspruch und Wirklichkeit*, (ZEITGEISTER 6). Hamburg.
- 2019 *Hinter den Kulissen. Einblicke und Seitenblicke*, (ZEITGEISTER 7). Hamburg.
- NENNEN, HEINZ-ULRICH; GARBE, DETLEF (HRSG.)
- 1996 *Das Expertendilemma. Zur Rolle wissenschaftlicher Gutachter in der öffentlichen Meinungsbildung*; Heidelberg, New York.
- NENNEN, HEINZ-ULRICH; HÖRNING, GEORG (HRSG.)
- 1999 *Energie und Ethik. Leitbilder im philosophischen Diskurs*; Frankfurt, New York.
- NEUMAIER, OTTO
- 2000 *Aufklärung und Verzauberung. Philosophische Fragmente. In: Siegrid Düll, Otto Neumaier, Gerhard Zecha (Hrsg.): Das Spiel mit der Antike. A. a. O. S. 41–62.*
- NIEDERMANN, JOSEPH
- 1941 *Kultur. Werden und Wandlungen des Begriffs und seiner Ersatzbegriffe von Cicero bis Herder (Biblioteca dell' 'Archivum Romanicum' Serie I: Storia–Letteratura–Paleografia. Vol. 28^o); Firenze.*
- NIETZSCHE, FRIEDRICH
- 1954 *Werke in drei Bänden. Hrsg. v. Karl Schlechta, München.*
- OTTO, RUDOLF
- 1917 *Das Heilige*; München.
- 1932 *Das Gefühl des Überweltlichen (Sensus Numinis). Aufsätze das Numinose betreffend; 5./6. Aufl., München.*
- PANOFSKY, DORA U. ERWIN
- 1992 *Die Büchse der Pandora. Bedeutungswandel eines mythischen Symbols*. Frankfurt, Paris.

PARZINGER, HERMANN

2014 *Die Kinder des Prometheus. Eine Geschichte der Menschheit vor der Erfindung der Schrift.* München.

PLATON

1990 *Werke in acht Bänden. Grch. u. Dtsch. Übers. v. F. Schleiermacher.* Darmstadt.

PLEGER, WOLFGANG H.

2013 *Handbuch der Anthropologie. Die wichtigsten Konzepte von Homer bis Sartre.* Darmstadt.

PROPP, VLADIMIR

1972 *Morphologie des Märchens. [1928].* Hrsg. von Karl Eimermacher; München.

PROTAGORAS

1935 *Fragmente.* In: Die Vorsokratiker. Die Fragmente und Quellenberichte. Übers. u. eingel. v. W. Capelle; Leipzig.

PREUSSER, HEINZ-PETER U. A. (HRSG.)

2012 *Pandora. Zur mythischen Genealogie der Frau.* Heidelberg.

REICHARDT, TOBIAS

2003 *Recht und Rationalität im frühen Griechenland.* *Contradictio, Studien zur Philosophie und ihrer Geschichte, Bd. 4;* Würzburg.

REICHHOLF, JOSEF H.

2010 *Warum die Menschen seßhaft wurden. Das größte Rätsel unserer Geschichte.* 2. Aufl., Frankfurt am Main.

RIEDEL, VOLKER

2012 *Pandora bei Hesiod, Goethe und Hacks.* In: Heinz-Peter Preusser, u. a. (Hrsg.): *Pandora. Zur mythischen Genealogie der Frau;* Heidelberg.

RITTER, JOACHIM; GRÜNDER, KONRAD (HRSG.)

1995 *Historisches Wörterbuch der Philosophie;* Basel.

RÖSLER, WOLFGANG

2102 *Der Pandora-Mythos bei Hesiod.* In: Heinz-Peter Preusser, u. a. (Hrsg.): *Pandora. Zur mythischen Genealogie der Frau;* Heidelberg.

ROUSSEAU, JEAN-JACQUES

1990 *Diskurs über die Ungleichheit*. Übers. u. erl. von H. Meier; Paderborn u. a.

SAFRANSKI, RÜDIGER

2003 *Eine Meister aus Deutschland. Heidegger und seine Zeit*. Frankfurt am Main.

SAHLINS, MARSHALL

1981 *Kultur und praktische Vernunft*. Übers. von B. Luchesi; Frankfurt.

SARTRE, JEAN-PAUL

1993 *Das Sein und das Nichts*. Hamburg 1993.

2000 *Der Existentialismus ist ein Humanismus*. In: *Der Existentialismus ist ein Humanismus und andere philosophische Essays 1943-1948*, übers. v. Vincent von Wroblewsky; Reinbeck.

SCHELER, MAX

1983 *Die Stellung des Menschen im Kosmos*. 10. Aufl., Bern, München.

SCHELLING, FRIEDRICH WILHELM JOSEPH V.

1856 *Philosophie der Mythologie*. Stuttgart.

1979 *Schriften zur geschichtlichen Philosophie, 1821-1854*. In: *Schelling Werke*, hrsg. von Manfred Schröter; München.

1962 *Epikurisch Glaubensbekenntnis Heinz Widerporstens (1799/1800)*. In: *Briefe und Dokumente 1: 1775-1809*, hrsg. v. H. Fuhrmanns, Bonn 1962. S. 213.

SCHMIDT, KLAUS

1998 *Frühneolithische Tempel. Ein Forschungsbericht zum präkeramischen Neolithikum Obermesopotamiens*. In: *Mitteilungen der deutschen Orient-Gesellschaft* 130, 1998, ISSN 0342-118X, S. 17-49.

2001 *Göbekli Tepe, Southeastern Turkey. A preliminary Report on the 1995-1999 Excavations*. In: *Paléorient* 26, 2001, ISSN 0153-9345, S. 45-54 (Volltext).

2006 *Die eiszeitlichen Jäger Eurasiens bauten die ersten Tempel. Interview mit Hans Wagner*. In: *Eurasisches Magazin*. EM 04-06, 30.04.2006.

- 2007 *Sie bauten die ersten Tempel. Das rätselhafte Heiligtum der Steinzeitjäger. Die archäologische Entdeckung am Göbekli Tepe.* München 2006, 3., erw. und aktual. Auflage 2007.
- SCHMIDT, KLAUS; DIETRICH, OLIVER; NOTROFF, JENS; CLARE, LEE; HÜBNER, CHRISTIAN; KÖKSAL SCHMIDT, ÇIĞDEM KÖKSAL-SCHMIDT
- 2016 *Göbekli Tepe, Anlage H. Ein Vorbericht beim Ausgrabungsstand von 2014. Anatolian Metal VII. Anatolien und seine Nachbarn vor 10.000 Jahren.* Hrsg. v. Ünsal Yalçın, Bochum 2016. In: *Montanhistorische Zeitschrift: Der Anschnitt.* Bh. 31, (Veröff. a. d. Deutschen Bergbau-Museum Bochum, Nr. 214.). S. 53–69. [Humanities Commons](#).
- SCHOPENHAUER, ARTHUR
- 1977 *Die Welt als Wille und Vorstellung.* In: Zürcher Ausgabe. Werke in zehn Bänden. Zürich 1977.
- SCHOTT, SIEGFRIED
- 1945 *Mythe und Mythenbildung im alten Ägypten.* (Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Ägyptens. Bd. 15); Leipzig.
- SCHROTT, RAOUL
- 2001 *Gilgamesh: Epos. Mit einem wiss. Anh. von Robert Rollinger und Manfred Schretter.* Darmstadt.
- SCHÜTT, HANS-PETER
- 2011 *Rationalität — was sonst?* In: Ulrich Arnswald, Hans-Peter Schütt (Hrsg.): *Rationalität und Irrationalität in den Wissenschaften.* Hans Albert zum 90. Geburtstag; Wiesbaden. S. 11–16.
- SCHUMPETER, JOSEPH
- 1912 *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung.* Berlin.
- SEDLÁČEK, TOMÁŠ
- 2012 *Die Ökonomie von Gut und Böse.* A. d. amerik. Engl. von Ingrid Proß-Gill; München.
- SERVICE, ELMAN R.
- 1977 *Ursprünge des Staates und der Zivilisation.* Der Prozeß der kulturellen Evolution. Übers. v. H. Fliessbach; Frankfurt.
- SIMONS, OLAF
- 2001 *Marteaus Europa oder Der Roman, bevor er Literatur wurde.* Amsterdam, Atlanta.

SLOTERDIJK, PETER

1999 *Regeln für den Menschenpark. Ein Antwortschreiben zum Brief über den Humanismus.* Veröffentlichung via Internet durch den Suhrkamp-Verlag, Frankfurt am Main 10.9.1999.

SLOTERDIJK, PETER; HEINRICHS, HANS-JÜRGEN

2000 *Die Sonne und der Tod. Über mentale Gitterstäbe, Erregungslogik und Posthumanismus sowie über die Unheimlichkeit des Menschen bei sich selbst.* In: Lettre International; Heft 48, I. Vj. 2000. S. 32-47.

2001 *Die Sonne und der Tod. Dialogische Untersuchungen.* Frankfurt am Main 2001. Darin: *Die Sonne und der Tod. Die Menschenpark-Rede und ihre Folgen.* S. 46-135.

STRAHM, CHRISTIAN

2006 *Metall verändert die Welt: Die Kupferzeit.* In: *Die Zeit. Welt- und Kulturgeschichte.* 20 Bde.

TÖNNIES, FERDINAND

2005 *Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie.* Darmstadt.

SIEGFRIED VIERZIG, SIEGFRIED

2009 *Mythen der Steinzeit Das religiöse Weltbild der frühen Menschen.* Oldenburg.

VICO, GIAMBATTISTA

1924 *Die Neue Wissenschaft über die gemeinschaftliche Natur der Völker.* Übers. v. E. Auerbach; München.

VOGLER, CHRISTOPHER

1998 *Die Odyssee des Drehbuchschreibers.* 2., akt. u. erw. Aufl.; Frankfurt am Main.

WEBER, MAX WEBER

1919 *Wissenschaft als Beruf.* In: Ders.: *Soziologie, Universalgeschichtliche Analyse, Politik;* Stuttgart 1919. Zit. v. S. 330.

1947 *Religionssoziologie.* In: *Gesammelte Aufsätze zur Religionssoziologie.* Bd. 1; 4. Aufl. Tübingen.

1968. *Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft.* In: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre;* hrsg. v. J. Winckelmann; 3. erw. u. verb. Aufl., Tübingen. S. 475-488.

WELSCH, WOLFGANG

- 1991 *Ästhetik und Anästhetik*. In: Wolfgang Welsch und Christine Pries (Hrsg.): *Ästhetik im Widerstreit. Interventionen zum Werk von Jean-François Lyotard*. Weinheim.

WHITE, HAYDEN V.

- 1991 *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*. Aus d. Amerik. von Peter Kohlhaas; Frankfurt am Main.

WIELAND, WOLFGANG

- 1982 *Platon und die Formen des Wissens*. Göttingen.
- 1995 *Das Individuum und seine Identifizierung in der Welt der Kontingenz*. In: Thomas Sören Hoffmann, Stefan Majetschak (Hrsg.): *Denken der Individualität. Festschrift für Josef Simon zum 65. Geburtstag*; (Sonderdruck) Berlin, New York 1995. S. 4–25.

ZECHA, GERHARD

- 2000 *Das Spiel mit der Antike wird ernst: Ist der Mensch wirklich das Maß aller Dinge?* In: Siegrid Düll, Otto Neumaier, Gerhard Zecha (Hrsg.): *Das Spiel mit der Antike*. A. a. O. S. 19–39.

Namensverzeichnis

- ABEL, 51, 55–58
 ABORIGINES, 245
 ADAM UND EVA, 56
 ADORNO, THEODOR W., 242
 ALEXANDER VI., 88
 AMOR, 213
 ANDREAS–SALOMÉ, LOU, 93,
 94
 ANTEROS, 213
 ANU, 198
 APHRODITE, III, 90, 91, 111,
 213, 216, 218, 219
 ARES, 90, 213
 ARIADNE, 200
 ARISTOTELES, 237, 238
 ARNNUNAKU, 210
 ARNSWALD, ULRICH, 95
 ARURU, 202
 ASKLEPIOS, 147, 148
 ASSURBANIPAL, 194
 ASTROLOGIE, 245
 ATHENE, 23, 213, 218
 AURURU, 203

 BECK, ULRICH, 135
 BINSWANGER, LUDWIG, 70
 BISER, EUGEN, 264
 BLANKENBURG, WOLFGANG,
 68, 69
 BLOCH, ERNST, 98

 BLUMENBERG, HANS, 98
 BÖCKLIN, ARNOLD, 124
 BÖHME, GERNOT, 226
 BORGIA, LUCREZIA, 88
 BOSCH, HIERONYMUS, 33, 34
 BREMBECK, REINHARD J., 78

 CAMPBELL, JOSEPH, 240, 241
 CAMUS, ALBERT, 266
 CHIFFLART, FRANÇOIS, 147
 CHILDE, GORDON, 160, 187,
 250
 CHUWAWA, 210
 CONCHITA WURST, 214
 CONCORDIA, 213
 CORMON, FERNAND, 65, 67
 CUPIDO, 213

 DAIMONION, 147
 DARWIN, CHARLES, 162, 184,
 195, 222
 DEFOE, DANIEL, 126
 DEIMOS, 213
 DELITZSCH, FRIEDRICH, 195
 DIOTIMA, 32, 219
 DOSTOJEWSKI, FJODOR M.,
 260, 263
 DUERR, HANS PETER, 236

 ENKIDU, 141, 191, 196, 202–
 207, 210, 211, 222,

- 223, 227, 229, 230,
 234, 246, 250
 EPIMETHEUS, 27, 28, 30, 39,
 47, 216, 236
 EROS, 213, 219, 221
 EVA, 27, 47, 106
 FAUST, 247
 FLORA, 88
 FOUCAULT, MICHEL, 67, 275,
 276
 FRANCKEN, FRANZ, 113
 FRANK, MANFRED, 279
 FRANZ, MARIE-LOUISE, 66
 FRÜCHTL, JOSEF, 272
 FÜSSLI, JOHANN HEINRICH,
 87
 GABEL, JOSEPH, 70
 GAIA, 60
 GÉRÔME, JEAN-LÉON, 140
 GILGAMESCH, 24, 141, 190,
 191, 194, 196–198,
 200, 203, 207, 209–
 211, 215, 222, 223,
 227, 229–231, 238,
 246, 247, 250, 251,
 253, 259
 GÖBEKLI TEPE, IX, 72–74,
 76, 78, 83, 163, 179–
 183
 GOETHE, JOHANN WOLF-
 GANG VON, 16, 133,
 216, 217, 247, 280
 GRIMM, GEBRÜDER, 160
 GYGES, 261, 262
 HANS IM GLÜCK, 25
 HARMONIA, 213
 HEDERICH, BENJAMIN, 148
 HEGEL, GEORG WILHELM
 FRIEDRICH, 92
 HEIDEGGER, MARTIN, 266
 HELENA, III, 31, 89, 92, 111,
 216, 218
 HENOCH, 64
 HEPHAISTOS, 23, 47, 89, 90,
 103
 HERA, 214, 218, 221–223
 HERAKLES, 24, 35, 47, 194,
 200
 HERAKLIT, 153
 HERMES, 47, 111
 HESIOD, 22, 23, 33, 39, 40,
 47, 86–88, 102, 103,
 112, 152, 155, 162,
 171, 172, 183
 HESSE, HERMANN, 251
 HOBBS, THOMAS, 112, 113,
 115, 116, 134
 HOMÖOPATHIE, 246
 HOMER, 123, 153, 158
 HORKHEIMER, MAX, 242
 HORSTMANN, ULRICH, 128,
 129
 HUGO, VICTOR, 65, 66
 I GING, 246
 ÍSTAR, III, 92, 198, 203, 206,
 213, 215, 216, 218,
 219, 221–224, 231,
 232
 ILLOUZ, EVA, 229, 240

- JAHWE, 58, 60–62
 JASON, 200
 JEHOVA, 66
 JONAS, HANS, 281
 JÜNGEL, EBERHARD, 258,
 259
 JUNG, CARL GUSTAV, 224,
 241

 KADROW, SLAWOMIR, 156,
 173–175
 KAIN, 47, 51, 55–58, 60–66
 KAIN UND ABEL, 51
 KALYPSO, 214
 KANT, IMMANUEL, 267
 KARAMSOW, DIMITRI, 260
 KAULBACH, FRIEDRICH, 150
 KENTAUREN, 206
 KEPHALOS, 148, 149
 KIRKE, 214, 218, 222
 KLIMT, GUSTAV, 142
 KOLB, FRANK, 180
 KORNWACHS, KLAUS, 36, 37
 KRÖSUS, 107, 112

 LUKÁCS, GEORG, 241, 265

 MARC, FRANK, 101
 MARQUARD, ODO, 278
 MEDEA, 200
 MENELAOS, 218, 219
 MILLET, JEAN-FRANÇOIS,
 185
 MOSES, 201
 MUMFORD, LEWIS, 81, 82,
 116, 180, 181

 NARZISS, 224, 225, 227, 230
 NAZCA-KULTUR, 245
 NENNEN, HEINZ-ULRICH,
 XV, 170, 273
 NIETZSCHE, FRIEDRICH, 92–
 94, 167, 169, 171,
 179, 241, 264
 NINSUN, 191
 NINURTA, 202
 NISABA, 202
 NOAH, 194, 246, 252, 253

 ODYSSEUS, 24, 124, 214, 218
 OLYMP, 90
 OVID, 225, 227
 ÖZDOĞAN, MEHMET, 50

 PAN, 108, 234
 PANDORA, III, 27, 29–31, 33,
 35, 40, 46, 47, 87–
 89, 91, 106, 111,
 112, 127, 132, 133,
 206, 216
 PANTHEON, 111, 173
 PARIS, 218, 219
 PHOBOS, 213
 PLATON, 32, 35, 97, 118, 140,
 147, 148, 154, 165,
 170, 219, 225, 261–
 263
 PLEGER, WOLFGANG H., 153,
 154
 PROMETHEUS, 21, 23, 24, 27,
 28, 35, 36, 40, 42,
 43, 45–47, 61, 63,
 72, 85, 87–89, 101–

- 103, 191, 234, 236,
247, 259
- PROTAGORAS, 35, 118, 154
- PSYCHE, 200
- PYTHAGORAS, 153, 154
- RÉE, PAUL, 93, 94
- REICHHOLF, JOSEF H., 42,
54, 72, 166
- REMUS, 55
- RHODE, ERWIN, 122
- ROBINSON CRUSOE, 126
- ROMULUS, 55
- ROUSSEAU, JEAN-JACQUES,
88, 116, 160, 161,
204
- SAFRANSKI RÜDIGER, 279
- SARTRE, JEAN-PAUL, 70,
263, 266
- SCHELER, MAX, 265
- SCHELLING, FRIEDRICH WIL-
HELM JOSEPH V.,
279, 280
- SCHMIDT, KLAUS, IX, 72, 73,
76, 78–80, 180–182,
188
- SCHMITH, GEORGE, 195
- SCHOPENHAUER, ARTHUR,
241, 253
- SCHROTT, RAUOL, 223
- SCHÜTT, HANS-PETER, 95
- SCHUMPETER, JOSEF A., 222
- SCHWIND, MORITZ VON, 43
- SEDLÁČEK, TOMÁŠ, 212
- SERVICE, ELMAN R., 247–
250
- SHAMHAT, 203, 206, 229
- SIDURI, 251, 252
- SIMONS, OLAF, 126
- SIMUKAN, 202
- SISYPHOS, 266
- SNOWDEN, EDWARD, 151
- SOKRATES, 32, 143, 147, 149,
219, 225, 262, 273
- STRAHM, CHRISTIAN, 86, 155
- TARTAROS, 210
- TARZAN, 202
- TERROR, 213
- TEUFEL, 110
- THESEUS, 200
- TIEPOLO, GIOVANNI BATTI-
STA, 91
- URSHANABI, 252
- UTNAPISHTIM, 252
- VENETO, BARTOLOMEO, 88
- VICO, GIAMBATTISTA, 155
- VIGNON, CLAUDE, 107
- WARNA, 155, 157, 164
- WEBER, MAX, 247–249
- WELSCH, WOLFGANG, 273,
275
- WURST, CONCHITA, 214
- ZARATHUSTRA, 93
- ZEUS, 22, 40, 63, 89, 103,
112, 221, 222
- ZIMMER, HEINRICH, 241

ZeitGeister



-
1. Der Mensch als Maß aller Dinge? Über Protagoras, Prometheus und die Büchse der Pandora; (ZEITGEISTER 1), Hamburg 2018.
 2. Die Urbanisierung der Seele. Über Zivilisation und Wildnis; (ZEITGEISTER 2), Hamburg 2019.
 3. Pandora: Das schöne Übel. Über die dunklen Seiten der Vernunft; (ZEITGEISTER 3), Hamburg 2019.
 4. Die Masken der Götter. Anthropologie der modernen Welt; (ZEITGEISTER 4), Hamburg 2019.
 5. Das erschöpfte Selbst. Erläuterungen zur Psychogenese; (ZEITGEISTER 5), Hamburg 2019.
 6. Empathie. »Aufmerksamkeit« zwischen Attitüde, Anspruch und Wirklichkeit; (ZeitGeister 6), Hamburg 2019.
 7. Hinter den Kulissen. Einblicke und Seitenblicke; (ZeitGeister 7), Hamburg 2019.

